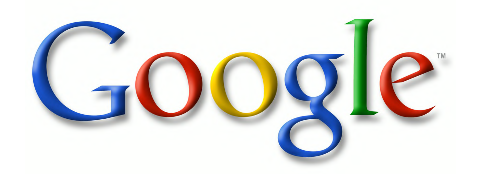





DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.

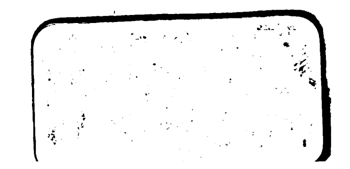
uch.

Historisches Taschenbuch.

Neue Folge.

Vierter Jahrgang.


DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.



Historisches Taschenbuch.

Neue Folge.

Vierter Jahrgang.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

Neue Folge.
Vierter Jahrgang.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1843.

Inhalt.

Der Verrath Strasburgs an Frankreich im Jahre 1681.

Von

H. Scherer.

Wir gaben in dem vorigen Jahrgange dieses Taschenbuchs unter dem Titel „Der Raub der drei Bisthümer Metz, Tull und Verdun" eine Monographie, welche den Anfang der unheilvollen Epoche bezeichnet, die von da an das deutsche Reich bis zu seiner Auflösung im Jahre 1806 vom politischen Höhepunkte zur tiefsten Erniedrigung herabführte. Mit jenem vertragswidrigen, völkerrechtlichen Raub deutscher Reichsstädte und Reichslehen begann die Ländergier des benachbarten Frankreichs an seinen östlichen Grenzen sich auf eine Weise auszudehnen, daß auf der ganzen Länge des deutschen Gebietes keine Stelle zu finden ist, wo seine Integrität ungefährdet geblieben wäre. Die innere Consolidirung des französischen Staates gab ihm Kraft nach Außen, die Schwäche des deutschen Reiches in seiner innern Politik machte es gegen den Feind von Außen wehrlos.

So weit die Geschichte reicht, ist das Betragen der Franzosen gegen Deutschland sich immer gleich, das heißt ein feindseliges, gewesen, die geographische Lage der beiden Länder, die unmittelbar an einander stoßen, an mehren Punkten fast in einander fließen, mußte nothwendig Berührungen veranlassen. Frankreich trachtete von jeher

darnach, deutsche Gebietstheile an sich zu reißen, und die „natürliche Rheingrenze" ist leider ein sehr alter Einfall unsrer westlichen Nachbarn. Alle Kriege, die Frankreich seit Ludwig XIV. unternommen hat, haben keine andre Veranlassung gehabt, alle Kriege, die es in Zukunft unternehmen wird, werden keinen andern Grund haben, als die Grenzen bis an den Rhein auszudehnen. Darum ist es der Mühe werth, die Geschichte zu verzeichnen, daß sie der Nachwelt als eine Warnung diene. Die Darstellung der französischen Eroberungen, welche in zwei Jahrhunderten die herrlichsten Provinzen vom deutschen Mutterlande losrissen, ist ein nützliches und verdienstliches Unternehmen und redliche deutsche Patrioten haben es von jeher so angesehn.

Die neueste Gegenwart hat das nationale Bewußtsein unsers Vaterlandes lebhaft angeregt. Es scheint sich die Ueberzeugung zu bilden, daß die Zeiten der Zersplitterung und Schwäche im Vorübergehn sind und die Morgenröthe der Zukunft eine Wiederherstellung Deutschlands als Weltmacht heraufführt. Man soll für diese glänzenden Ideen, statt ihnen schwärmerisch nachzuhängen, aus Kräften wirken, und es wird nicht die schlechteste Hülfe zu ihrem Siege sein, wenn wir die Erinnerung gerade auf die traurigsten Blätter der Geschichte zurückführen, worauf die Folgen nationaler Entwürdigung mit unverlöschlicher Schrift geschrieben stehn. Das Beispiel der Erfahrung wird, wenn auch für die Cabinete, doch für die Völker keine verlorne Thatsache sein.

I.

Der Friede, welcher den dreißigjährigen Krieg beendigte, wurde, zwischen Kaiser und Reich einerseits und der Krone Frankreich andrerseits, zu Münster 1648 geschlossen. Artikel 11 desselben heißt in seinen wesentlichen Sätzen:

„Die Oberherrschaft, die Landeshoheit und andre Rechte, die bisher das römische Reich auf die Bisthümer Metz, Tull, Verdun und deren Städte und Gebiete gehabt hat, sollen künftig auf eben die Weise der Krone Frankreich zustehen und ihr auf ewig einverleibt sein.

Es begeben sich der Kaiser für sich und das ganze Haus Oestreich, wie auch das römische Reich aller Rechte auf die Stadt Breisach, die Landgrafschaft Ober- und Niederelsaß, Sundgau, die Landvogtei der zehn im Elsaß gelegenen Reichsstädte, Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Kaisersberg, Obernheim, Roßheim, Münster im St. Gregoriusthal, Thüringheim und alle Dörfer, die zu derselben gehören, und übergeben sie dem allerchristlichsten König und der Krone Frankreich, sodaß die genannte Stadt Breisach sammt den Dörfern Hochstedt, Niederrimsing, Harten und Acharren und dem ganzen Gebiete, soweit es sich von alten Zeiten erstreckt hat, nunmehr der Krone Frankreich gehören soll.

Ferner sollen die besagten beiden Elsaß und Sundgau, wie auch die zehn Städte mit allen dazu gehörigen Unterthanen, Städten, Dörfern, Schlössern, Wäldern, Bergwerken, Gewässern, Weiden und sammt allen Rechten und ohne allen Vorbehalt, mit der Oberherrschaft von

nun bis zu ewigen Tagen dem allerchristlichsten König und der Krone Frankreich zustehen, ohne daß der Kaiser, das Reich und das Haus Östreich oder ein Andrer widersprechen könne, daß auch Keiner irgend ein Recht oder eine Gewalt in den genannten, dies- und jenseits des Rheins gelegenen Ländern je soll gebrauchen dürfen.

Der Kaiser, das Reich und der Herr Erzherzog zu Inspruck, Ferdinand Karl *), entlassen die Stände, Obrigkeiten, Offiziere und Unterthanen der genannten Länder der Pflichten und Eide, mit welchen sie bisher ihnen und dem Hause Östreich verbunden gewesen, und verweisen sie zur Treue gegen die Krone Frankreich. Hiermit setzen sie also Frankreich in das Eigenthum und alle Rechte ein, auf welche sie zu ewigen Zeiten Verzicht leisten, und es werden dies für sich und ihre Nachkommen der Kaiser, der genannte Erzherzog und dessen Bruder (soweit ihn die Cession betrifft), in einem besondern Instrument bestätigen und auch bewirken, daß von dem König in Spanien eben diese Übergabe in authentischer Form ausgeantwortet werde. Dasselbe soll auch im Namen des Reichs an dem Tage geschehn, da diese Verhandlung unterschrieben wird."

Die Zeitgenossen mögen diese Urkunde des westfälischen Friedens, wie keiner je die Würde einer großen Nation schimpflicher beleidigte, nur immer nach dem Wortlaute lesen, um den ganzen Umfang der Demüthigungen zu erkennen, welche das gebietende Frankreich schon damals vor bald zweihundert Jahren dem deutschen Reiche auferlegte.

---

*) Dem östreichischen Erzherzog Ferdinand Karl gehörten die elsassischen Landgrafschaften und der Sundgau.

Der Hauptzweck, den Frankreich durch den Frieden erreichen wollte, war doppelt. Einmal eine bedeutende Vergrößerung auf Kosten Deutschlands, die zugleich in demselben Maße die französische Grenze verstärkte, als sie die deutsche schwächte. Daher richtete Frankreich seine Augen nicht blos auf verschiedne Theile der ehemaligen burgundischen Erbschaft und Lothringen, sondern auch auf das Elsaß und die angrenzenden Landschaften, selbst auf den Breisgau, also schon auf Länder diesseits des Rheins. Um einen Schein des Rechts zu haben, wurde beständig der Grundsatz aufgestellt, daß, was in Deutschland erobert sei, dem französischen König vermöge eines Rechts zukomme, das er als sein Eigenthum und Erbe behalten müsse; es wurde sogar darauf angespielt, daß das Elsaß ein Theil des Königreichs Austrasien sei, daß es also nach der höchsten Billigkeit nur unter seinen eigentlichen Herrn zurückkehre, und daß überhaupt mehre andre Theile von Deutschland zu Frankreich gehört hätten, wie z. B. Trier, das mit Gallien verbunden gewesen sei.

Es wäre eine Beleidigung der Geschichte und der Vernunft, solche Sophisterien zu widerlegen. Von natürlichen Grenzen kann zwischen Staaten so wenig die Rede sein als zwischen Individuen; wenn sie sich gegenseitig in einer gewissen Persönlichkeit anerkennen, treten sie in ein rechtliches Verhältniß ein, und hier bildet die Grenze nur ein rechtmäßiger Besitz, es kann gleichgültig sein, ob ein Strom oder eine eingebildete Linie sie bildet; wer das Recht nicht ehrt, den wird, wie schon Tacitus sagt, auch ein Fluß nicht aufhalten. Zu allen Zeiten, aus denen geschichtliche Denkmäler übrig sind, haben jenseits des Rheines deutsche Stämme gesessen, er ist niemals die

Grenze zwischen Deutschland und Gallien oder Deutschland und Frankreich gewesen. Wo die deutsche Sprache und Sitte aufhören, wo der germanische Geist des Ernstes und der Tugend um seine Geltung kommt, dort beginnt das neue Land. Und die Grenze dieses Landes liegt gegenwärtig weit im französischen Besitzthume.

Der zweite Zweck, den Frankreich im westfälischen Frieden zu erhalten suchte, war eine solche Auflösung der Einheit in Deutschland, eine solche Vernichtung aller alten Grundsätze und Begriffe, die es ihm leicht machen mußte, immer den Meister im Reiche zu spielen und den lang genährten Entwurf zu verwirklichen, seinem König endlich die kaiserliche Krone zu verschaffen. Deswegen wurde der Grundsatz aufgestellt, daß alle deutschen Fürsten souverain seien, daß sie das Recht haben über das Leben, die Güter und die Ehre ihrer Unterthanen, daß sie zum Beistand fremder Mächte Truppen werben können, daß die Fürsten und selbst die Städte nach Belieben unterhandeln und Bündnisse schließen können (siehe den achten Artikel des Osnabrücker Friedens). „Durch solche heillose Grundsätze" sagt Rühs in seiner vortrefflichen Schrift über Frankreichs Einfluß auf Deutschland *), „hoffte man zuerst die Fürsten selbst zu gewinnen, mit beiden Händen, glaubte man, würden sie zugreifen, um in ihrem Gebiete kleine Sultane zu werden, die Unterthanen ohne alle Scheu vor den Landständen, den Reichsgerichten, kaiserlichen Commissionen und Executionstruppen zu plagen und auszusaugen, oder,

*) Historische Entwicklung des Einflusses Frankreichs und der Franzosen auf Deutschland und die Deutschen von Friedrich Rühs. Berlin 1815.

wie es seitdem in der feinen, von Frankreich aufgebrachten Sprache diplomatischer Artigkeit lautete, nach allerhöchsteignen Ansichten zu beglücken. Sie würden, hoffte man, immer bereit sein, die schützende Hand anzunehmen, die Frankreich ihnen darbot; es sollte ihnen immer vorgehalten werden, sie hätten kein andres Interesse, als sich dicht an diese Macht anzuschließen, die nichts weiter wünsche, als im Stande zu sein, ihnen bei jeder Gelegenheit sogleich zu Hülfe zu kommen; es sei darum zum größten Vortheil Deutschlands, wenn Frankreich die deutschen Grenzlande besitze, es wären deswegen auch die Foderungen so äußerst mäßig, nur das Elsaß verlange man, nur die Waldstädte, nur Breisach und Philippsburg mit den umliegenden Gegenden."

Also entwickelte sich ein Zustand der Dinge, der das deutsche Reich seinem Wesen nach vernichtete, seine Kraft auflöste und in Stücken brach und das heiligste Gut des deutschen Volkes, die freie ständische Verfassung, unwiderbringlich verloren machte. Frankreich konnte überall thätig sich stets eine bedeutende Partei erhalten. Daß diese Souverainetät lediglich nur die Macht Deutschlands schwächen sollte, ward von den Franzosen mit der größten Klarheit erkannt. In Frankreich, heißt es in den Instructionen der zur westfälischen Friedensunterhandlung abgeordneten Gesandten, würde ein solches Verhältniß verrätherisch sein, in Deutschland aber wird es durch die Natur der Sache gerechtfertigt. Es wäre unverzeihlich, wenn ein französischer Prinz, im Fall er sich vom König beeinträchtigt glaubt, bei andern Mächten Hülfe suchen wollte, aber die deutschen Fürsten, die den Kaiser wählen, deren Rechte und Freiheiten von ihm bestätigt werden, sind berechtigt,

mit allen Potentaten der Christenheit Unterhandlungen anzuknüpfen und Verträge abzuschließen! Mit dem größten Nachdruck bestanden die Franzosen daher auf der Souverainetät für die deutschen Fürsten, worin sie eine vorzügliche Begünstigung ihrer Plane wahrnahmen.

Während Frankreich für seine geringe Theilnahme am dreißigjährigen Kriege und für sein kleines Waffenglück unstreitig den ersten Siegespreis davontrug, kamen in Deutschland beide Religionsparteien um den ganzen Einsatz des blutigen, Kriegsspieles und hatten ein leeres Nachsehn. Den einzigen, auch nur illusorischen Gewinn machte das Hausinteresse der Fürsten auf Kosten des deutschen Reiches und Volkes. Letztere beide lagen in einer erbärmlichen Ohnmacht und mußten es noch als Vortheil erachten, daß das französische Cabinet im 12. Artikel des Münsterschen Friedens das Zugeständniß gelten ließ:

„Der allerchristlichste König solle gehalten sein, nicht allein die Bischöfe zu Strasburg und Basel mit der Stadt Strasburg, sondern auch die übrigen, durch die beiden Elsaß dem Reich unmittelbar unterworfenen Stände, die Abtei Murbach und Ludern, die Aebtissin zu Andlau, das Benedictinerkloster im St. Gregoriusthal, die Pfalzgrafen von Lützelstein, die Grafen und Barone von Hanau, Fleckenstein, Oberstein und des ganzen Elsasses Ritterschaft, ingleichen die genannten zehn Reichsstädte, die zum Amte Hagenau gehören, in der bisherigen Freiheit, der Unmittelbarkeit gegen das römische Reich zu erhalten, sodaß er keine königliche Hoheit an denselben fodern kann, sondern mit den Rechten zufrieden sein soll, welche dem Haus Oestreich zustanden und hiermit der Krone Frankreich übergeben werden. Jedoch soll durch diese Erklä-

rung Nichts von der oben zugestandenen Oberherrschaft entzogen sein."

Im Ober- und Niederelsaß und der dazu gehörigen Grafschaft Sundgau gab es viele geistliche und weltliche Stände, die unmittelbar unter Kaiser und Reich gehörten, nur die Landgrafschaft, d. h. ursprünglich die höchste richterliche Gewalt im Elsaß, womit zugleich bedeutende Lehne und Einkünfte verknüpft waren, und die ebenfalls einträgliche Landvoigtei (Landamtschaft) über die zehn Reichsstädte, deren Freiheit aber dadurch nicht beeinträchtigt war, besaß das östreichische Haus. Alle diese Stände und die zahlreiche Ritterschaft des Elsasses sollten also fortdauernd Glieder des Reichs bleiben und an den allgemeinen Leistungen Theil nehmen.

Diese Bestimmungen sind wol deutlich genug; auf Das, was das östreichische Haus nicht besessen hatte, konnte Frankreich durchaus keine Ansprüche machen. Dessenungeachtet aber traten die Franzosen bald mit den allerwillkürlichsten Erklärungen auf, um die gewaltsamsten Eingriffe in die Rechte der Stände zu beschönigen.

Von dem Gegenstand unsrer Abhandlung läßt sich die Geschichte der Zeitereignisse, welche die bedauernswerthe Katastrophe vorbereiteten, nicht trennen, und wir müssen daher einen kurzen Abriß der Periode vom westfälischen Frieden bis zum Jahre 1681 im Allgemeinen und insbesondere, soweit davon das Elsaß und unmittelbar Strasburg berührt wurde, vorausschicken.

II.

Das Fundament zu der Größe Frankreichs hat unstreitig Richelieu gelegt. Er vereinigte als Cardinal, Priester und Minister in seinem Plane alle die gefährlichen Grundsätze seiner Vorfahren, leitete dieselben mit seltener Geschicklichkeit zu seinem Zweck, setzte sich dabei über Alles, was bisher unter den Mächten heilig war, hinweg, plünderte das eigne Reich an den besten Bestandtheilen, um nur zur Besoldung der Heere, zur Bestreitung der Subsidien und zu Bestechungen Geld aufzubringen, und nahm sich die Unterdrückung des östreichischen Erzhauses beider Linien, seine Entfernung von den französischen Grenzen, die Erwerbung der Niederlande und die Ausdehnung der französischen Macht bis an den Rhein, diese alte Lieblingsidee der französischen Ländergier, zum einzigen Gegenstand seiner politischen Handlungen. Das Werk, was er nach Innen mit gleicher Kunst als Beharrlichkeit und Kraft verfolgte, war die Unumschränktheit des königlichen Thrones. Was ihm zu thun übrig geblieben war, vollendete sein Nachfolger in Amt und Würde, der Cardinal Mazarin. An demselben Tage, wo Richelieu starb, am 4. December 1642, wurde er als Präsident in den Staatsrath eingeführt.

Durch seinen Einfluß erhielt die Gemahlin des am 14. Mai 1643 gestorbenen Königs Ludwig XIII., Anna von Oestreich, die Regentschaft während der Minderjährigkeit des Thronerben. Das System Richelieu's in den innern wie äußern Geschäften wurde unverändert fortgesetzt. Glücklich überwältigte Mazarin den innern Aufruhr

der Fronde und kehrte, nachdem er zweimal das Reich hatte verlassen müssen, (1653) im Triumph nach Paris zurück, um sodann bis zu seinem Tode die höchste Gewalt in Frankreich zu üben. Die Königsmacht, früher mannigfach eingeengt, feierte endlich den vollständigsten Sieg. Die Reformirten waren politisch vernichtet, kirchlich kaum geduldet, der Adel, gebändigt, niedergeworfen von des Ministers starker Hand, suchte seine Ehre fortan im Dienen, seinen Glanz in den Strahlen des Thrones. Nicht nur den Adel, auch die Gemeinen und das Parlament unterjochte der energische Mazarin. Von nun an gab es in Frankreich keine politischen Factionen mehr. Der Parteiung blieben als einziges Feld die königlichen Vorzimmer und als einziges Ziel der gnädige Blick des Monarchen. Der Despotismus hatte Wohnung genommen, die Revolution grub ihre Minen. Auch für Frankreichs äußere Größe war Mazarin entscheidend wirksam, er schloß den Frieden zu Münster und mit Spanien den pyrenäischen Frieden, welche beide kostbaren Gewinn brachten. Als er starb (1661), übergab er dem dreiundzwanzigjährigen Ludwig XIV. ein beruhigtes, sieggekröntes und dabei die Kräfte zu großen Dingen in sich tragendes Reich.

Wenn gleich der westfälische Friede die streitigen Punkte mit großer Genauigkeit geschlichtet hatte, so stieß seine Ausführung doch auf mehrfache Schwierigkeiten; besonders erhoben Diejenigen, welche Rechte und Besitzungen abtreten sollten, lebhafte Reclamationen. So blieben die schwedischen Truppen bis 1650 im Elsaß, um die Bezahlung von 50,000 Reichsthalern zu erwarten, welche ihnen zur Schadloshaltung der Kriegskosten bewilligt worden waren. Ein beträchlicher Antheil davon traf die elsassischen

Städte, welche zunächst vom Druck zu leiden hatten und bei dem damaligen Zustand der Verwirrung auf gerechte Hülfe nicht warten durften.

Die innern Empörungen der Fronde, welche damals Frankreichs Ruhe bedrohten, verhinderten die Regierung, auf die neu erworbenen Provinzen die nöthige Sorgfalt zu wenden. Zwar wurde einer dem königlichen Interesse blind ergebner Diener, Heinrich von Lothringen, Graf von Harcourt zum Befehlshaber von Ober- und Niederelsaß und zum Präfecten von Hagenau ernannt, allein der Aufruhr, welchen der Prinz von Condé, eines der Frondehäupter, in Guyenne entzündet hatte, veranlaßte ihn, sich in die südlichen Provinzen Frankreichs zu begeben und unterdessen das bürgerliche und militairische Commando über den Elsaß an den Herrn von Moiroux abzugeben. Erst im Monat December des Jahres 1652 kehrte er zurück und nahm seinen Wohnsitz in Breisach. Allein der Hof, mistrauisch auf seinen Ehrgeiz, vergaß die geleisteten Dienste und suchte ihn unter allen Vorwänden, in Wahrheit aus Furcht, daß er die wichtige Festung an Deutschland zurückgeben möchte, von seinem Posten zu entfernen. Nach langen Unterhandlungen unterwarf sich der Graf dem königlichen Willen und verließ Breisach. Durch so ehrenhaftes Benehmen gewann er die Gunst des Hofes zurück, das Gouvernement von Elsaß jedoch wurde vom Cardinal Mazarin seinem Neffen Armand von Mazarin (1659) übergeben und der Graf von Harcourt erhielt als Entschädigung das Gouvernement von Anjou.

Hinderten einerseits die bürgerlichen Unruhen der Fronde die französische Regierung am ruhigen Besitz der erworbenen Provinzen, so zeigten sich andrerseits diese selbst der

neuen Herrschaft sehr abgeneigt. Wie konnte es auch anders sein? Vom Mutterlande, dem sie seit den Anfängen ihrer Geschichte angehörten, mit welchem sie eine Vergangenheit voll Ruhm und Glanz durchlebt hatten, losgerissen, waren sie an eine fremde, ihrer ganzen Nationalität feindselige Macht gerathen, deren Streben nach despotischer Willkür ihre alten germanischen Rechte und Privilegien zu sehr im Wege standen, um sie nicht mit dem Uebermuth siegreicher Gewalt über den Haufen zu werfen. Von allen Seiten wurden über die Franzosen die bittersten Klagen erhoben, der Regensburger Reichstag von 1653 war der Sammelplatz der höchsten Unzufriedenheit von den meisten Ständen, deren Interessen nach der Abtretung der elsassischen Provinzen beeinträchtigt wurden, sie konnten nicht Worte genug finden, um alle rechtswidrigen Eingriffe zu schildern. Der Bischof von Basel verlangte die Grafschaft Ferrete im Sundgau, als ein Lehn seines Bisthums, das ohne seine Beistimmung nicht an Frankreich abgetreten werden konnte, aus der gewaltthätigen Occupation zurück; die zehn Reichsstädte foderten den Kaiser auf, sie gegen die Anschläge Frankreichs auf ihre Reichsunmittelbarkeit und ihre Unterthänigkeit gegen das deutsche Reich zu schützen, denn schon jetzt geschahen Versuche, sie, ganz zuwider dem Vertrag, mit Truppen zu belegen, worin die Bürger den Untergang aller ihrer Freiheiten sehn mußten; der Adel im Elsaß zeigte an, daß der König Leistungen von ihm fodere, wozu er nicht verpflichtet sei; der Bischof von Speier beschwerte sich über die Besetzung von Philippsburg, die das ganze Land in Contribution setze; der Graf von Saarbrück und andere Stände klagten, daß das Parlament in Metz sich die

Gerichtsbarkeit über sie anmaßen wolle; auch Mömpelgard wurde bedroht und nur dem Einfluß der Frau von Chatillon, der Schwiegermutter des Herzogs Georg von Würtemberg, verdankte dies Haus die Abwendung der Gefahr*). Die Abneigung gegen die Franzosen wurde immer allgemeiner und das Unglück und eine herbe Erfahrung schienen endlich den deutschen Ständen die Augen aufzuschließen, daß nur durch ihren festen Verband dem fremden Einfluß ein Damm entgegenzustellen sei. Natürlich waren die französischen Agenten überall, auf allen Zusammenkünften und auf jede Weise thätig. Der zu der Vollziehung des Friedens bevollmächtigte Gesandte Vautorte suchte mit glatten Worten auf der Zunge und mit Geld in der Hand alles Ehr-, Rechts- und Nationalgefühl in Schlaf zu wiegen Der Kaiser selbst wollte von dem Elsaß am liebsten gar Nichts mehr hören und Jeden seine Sache für sich selbst ausmachen lassen, denn ihm bangte vor dem Schreckbild, daß Frankreich, wenn ihm das Elsaß nicht unumschränkt überlassen werde, dasselbe zum Lehn vom Reiche tragen wolle, unter der Bedingung, auf dem Reichstage Sitz und Stimme einzunehmen. Dieser Nebenbuhlerschaft der Majestät abzuhelfen, mochte er gern Gewalt und Unrecht nachsehen. In der Versammlung der Reichsstände sprachen sich verschiedene Ansichten aus. Die einen wollten die Klagen der elsassischen Stände auf sich beruhen lassen und nach der beliebten Methode des Zuwartens die Hülfe dem Himmel übergeben, die andern rafften ihr patriotisches Gewissen noch einigermaßen auf

*) Laguille, Histoire de la province d'Alsace. Part. II. L. XIX.

und riethen zu energischen Maßregeln gegen solche Verletzungen der Friedensverträge. „Wenn das Reich" sagten sie „gleichgültig die gerechten Klagen seiner Stände, die Hartes erdulden, ansieht, so wird ein völliger Bruch zwischen den Gliedern des deutschen Staatskörpers nicht lange anstehen, und wir mögen immer den ganzen Oberrhein verloren geben, wenn man ihn mit der eiteln Hoffnung vertröstet, man werde in der Folge vielleicht das Mittel finden, ihm zu helfen. Der Bischof von Speier ist aufs Aeußerste gekränkt, den Bischof von Basel hat man mit Gewalt gezwungen, sein Land gegen die Franzosen offen zu legen, die zehn elsassischen Städte sehen sich einem Präfecten unterworfen, welchen Frankreich aus seinen Creaturen ernannt hat — wahrlich, will man solche Klagen überhören, dann erwarte man doch nicht, daß diese Stände ihr Contingent dem Reiche stellen, noch daß sie ferner den Beistand Derer nachsuchen, von welchen sie sich so schmählich verlassen sehen. Es wäre Schmach, vor eingebildeten Schwierigkeiten zurückzuweichen, und eine große Schwäche, der Gerechtigkeitsliebe des französischen Königs Stände zu überweisen, welche alles Recht haben, von uns zu verlangen, daß wir sie aus der Knechtschaft befreien, und es hieße Frankreich unverantwortlich schonen, wenn man nicht wagen wollte, es zur getreuen, gewissenhaften Vollziehung der Verträge zu nöthigen *)."

Allein, wie es eben damals auf den Reichstagen zuging, die Patrioten wurden in Stich gelassen, die antinationale Partei gewann das Übergewicht, und wo man mit Thaten hätte reden sollen, machte man papierne

*) Laguille am angeführten Orte.

Schanzen voll leeren, unerquicklichen Wortgepränges. Die Klagen der elsassischen Stände blieben unberücksichtigt und dem König von Frankreich wurde eine unterthänige Denkschrift überreicht, worin man zu seiner Großmuth das Vertrauen aussprach, er werde Niemanden in seinen Rechten kränken. Anfangs stellte sich der König, als wolle er nachgeben, hernach aber erklärte er, daß er den deutschen Fürsten keineswegs eine Entscheidung, nur eine gütliche Vermittlung zugestehe.

Der unerwartete Tod Kaiser Ferdinand's III. (23. Mai 1657) eröffnete der französischen Politik einen ganz neuen Spielraum. Es sollte der Versuch wiederholt werden, dem östreichischen Hause die kaiserliche Krone zu entziehn und sie wo möglich dem König von Frankreich zuzuwenden. Eine ebenso glänzende Gesandtschaft, wie einst nach Münster, wurde für den Wahltag nach Frankfurt abgesandt *)

*) Der Gesandte nahm seinen Weg über Strasburg, ließ jedoch vor seinem Einzug sich erkundigen über die Empfangsfeierlichkeiten, deren er sich als Abgeordneter des französischen Königs gewärtigen dürfe. Es sollten ihm die gewohnten Ehren erwiesen werden, lautete die Antwort des Magistrats. Auf die Frage, ob man nicht die Kanonen lösen würde, hieß es nein, man habe dies auch bei dem Empfang des Herzogs von Angouleme nicht gethan. Der Marschall Grammont war über diese Weigerung aufgebracht, da er erfahren hatte, daß der Kurfürst von der Pfalz bei seinem Besuch Strasburgs mit drei Salven begrüßt worden sei. Er ließ daher dem Magistrat sagen, daß er ihr Benehmen als eine Beleidigung seines Königs ansehe, er werde nun ihre Stadt nicht berühren, dem König aber von dem Geschehenen Anzeige machen, der denn wol eine Gelegenheit zur Vergeltung finden werde. Auf diese Drohung hin änderte der Rath seinen Entschluß und gab der Foderung des Marschalls nach. Laguille am ang. Orte.

und Wagen voll Geld folgten ihr auf dem Fuße. „Siehe, so viel will ich dir geben, wenn du vor mir niederfällst und mich anbetest," diese Worte sagte der Gesandte, Marschall von Grammont von dem einen zu dem andern der deutschen Fürsten. Mit 110,000 Reichsthalern und einem Jahrgeld von 40,000 Reichsthalern auf drei Jahre wurde zuerst der neue Kurfürst von der Pfalz erkauft und versprach dafür Alles zu thun, was die Gesandten von ihm im Namen des Königs verlangen würden. Ebenso war der Kurfürst von Köln ein Mann ganz nach dem Herzen der Franzosen. Auch der Kurfürst von Mainz, dessen Vorfahren sonst stets treu am Vaterland gehangen und den glänzendsten Versuchungen unzugänglich geblieben waren, wankte in seiner Pflicht. Baiern stand natürlich, wie immer, auf der französischen Seite.

Allein so tief auch die Würde der Nation bereits gesunken war, der Gedanke eines französischen Kaisers empörte doch die Gemüther. Daher sollte die Wahl auf den Diener fallen, wenn der Herr sie nicht annehmen konnte. Allein der Kurfürst von Baiern, der dazu auserlesen war, zeigte wenig Neigung und noch weniger seine Minister, die ihn beherrschten. Also geringen Werth hatte noch die heilige Krone des großen Karl! Mazarin erbot sich sogar, dem Kurfürsten jährlich einen Zuschuß von vier Millionen Gulden zu geben, damit er die kaiserliche Würde behaupten könne; aber dieser Antrag — ein deutscher Kaiser von Frankreich besoldet — scheint auf den Kurfürsten, der das Entehrende fühlte, vollends den ungünstigsten Eindruck hervorgebracht zu haben, denn er erklärte dem Marschall geradezu, daß er keine Lust habe, sich in Frankreichs eigennützige Entwürfe zu fügen. Ebenso

wenig glückten die Insinuationen bei dem Kurfürsten von Brandenburg, alle Bemühungen der französischen Unterhändler scheiterten und Leopold, der zweite Sohn Ferdinand's III., wurde (18. Juli 1658) zum deutschen Kaiser erkoren.

Mußten die Franzosen ihre Hauptabsicht freilich aufgeben, so hatten sie doch in der Wahlcapitulation Bedingungen eingeführt, die ganz zu ihrem Vortheil gereichten, ihnen ununterbrochenen Einfluß in die Angelegenheiten Deutschlands sicherten und beständigen Vorwand gaben, das Reich zu verwirren. Der 13. Artikel verpflichtete den Kaiser ausdrücklich, daß er ohne Wissen und Genehmigung der Fürsten keinen Krieg anfangen und keinem Heere erlauben solle, in Deutschland einzurücken. Namentlich mußte er versprechen, den jetzigen und künftigen Feinden der Krone Frankreich, unter welchem Vorwand es auch sei, keine Hülfe zu leisten und keinen Truppen Winterquartiere im Reich zu gestatten; er übernahm die Verpflichtung, in den Ländern der Kurfürsten keine neuen Festungen zu bauen und die alten nicht herzustellen; auch machte er sich verbindlich, während des jetzigen Kriegs keine Hülfe nach Burgund und nach Italien zu schicken, dagegen ward es der französischen Krone ausdrücklich vorbehalten, deutschen Reichsständen, die um ihre Hülfe anhalten würden, Beistand zu leisten.

Um diesen französischen Einfluß desto besser zu begründen und zu legalisiren, wurde insbesondre durch die thätige Vermittlung des Kurfürsten von Mainz am 18. August 1658 der sogenannte rheinische Bund geschlossen. Die drei geistlichen Kurfürsten, der Bischof von Münster, der König von Schweden, als Herzog von

Bremen und Verden, der Herzog von Neuburg, die Häuser Braunschweig und der Landgraf von Hessen verbanden sich mit dem König von Frankreich zur Erhaltung des westfälischen Friedens und zu gegenseitiger Vertheidigung, namentlich machten die verbündeten Fürsten sich anheischig, daß keine Truppen gegen Frankreich durch ihre Länder ziehen sollten, und der König verpflichtete sich dem Reich mit 16,000 Mann beizustehn. Das bei dem Bunde sowol als bei der ganzen französischen Politik zu Grunde liegende System schildert ein Schriftsteller der damaligen Zeiten mit treffenden Worten *): „Anstatt offenbar Gewalt zu gebrauchen, wie während des 30jährigen Kriegs, schien dem König von Frankreich ein kürzerer Weg zu sein, einige deutsche und besonders solche Fürsten, die dem Rhein nahe waren, durch einen Bund und, wie man sagte, auch durch einen jährlichen Sold an sich zu ketten, überhaupt den Schein anzunehmen, als wäre er für Deutschland äußerst besorgt, in den Streitigkeiten der Fürsten gern den Friedensstifter zu machen, denjenigen, die es verlangen, mit Geld und Soldaten ohne Verzug beizustehn und sich überhaupt so zu betragen, daß die, so eine Hülfe nöthig haben, sich überzeugt halten müssen, die Freundschaft Frankreichs gewähre ihnen zuverlässigern Schutz, als der Kaiser und die Gesetze des Reichs. Daß auf diese Weise der gerade Weg zum Umsturz der deutschen Freiheit gebahnt werde, besonders, wenn einst der Mannsstamm in Oestreich ausgehn sollte, muß Jedermann einsehn, wer nicht seinen Verstand verloren hat." In der That, die=

---

*) Severin de Monzambano De statu imperii germanici caput VII.

ser erste rheinische Bund ist offenbar das Vorspiel der Unterjochung Deutschlands durch Napoleon, der diesem ersten Abfall deutscher Fürsten von der Sache ihres Vaterlandes sogar den Namen abborgte; er beweist, wie weit die Franzosen in ihren stillen, aber rastlosen Bemühungen, das deutsche Reich aufzulösen, bereits gekommen waren, denn ein Bund in einem Bunde ist lauterer Widerspruch. War auch eine Verbindung der Art zu unnatürlich, um lange bestehn zu können, und löste sich der Bund, obgleich 1660 erneuert, nach einigen Jahren auf, so blieben doch die moralischen Nachtheile von um so größerer Wirkung.

Als nach des Cardinals Mazarin Tod (1661) Ludwig XIV. mit selbsteigner Hand die Zügel seines Reiches ergriff, ließ die Lage Europas einen dauerhaften Ruhestand erwarten. Die drei Hauptfriedensschlüsse, der westfälische (1648), der pyrenäische (1659) und jener von Oliva hatten den wichtigsten Rechten und Interessen der Nationen und ihrer Häupter ein wenigstens leidliches und ein durch äußerliche Heiligkeit der Formen, wie durch wohlbefestigte Machtverhältnisse bekräftigtes Gesetz gegeben. Hier Schwäche, dort Klugheit, überall das Bedürfniß der Heilung schmerzlicher Wunden verhießen langwährenden Frieden. — Aber solche Hoffnungen wurden vereitelt durch Ludwig's XIV. nimmersatten Ehrgeiz. Durch ihn versank Europa, kaum sich erholend von der Kriegsverwüstung, in neuen funfzigjährigen Krieg. So lange Zeit währte sein vorherrschender Einfluß, so lange Zeit blieb er Mittelpunkt, Bewegkraft oder Gegenstand fast aller Politik und fast aller Waffen.

Die weitstrebenden Entwürfe, welche die Seele des jugendlichen Herrschers schwellten, wurden gar nicht ver-

heimlicht. Aubery, Advocat beim Parlament zu Paris und königlicher Rath, ließ im Jahr 1662 eine Schrift über die Vorzüge des Königs von Frankreich vor dem Kaiser und dem König von Spanien drucken und widmete Ludwig selbst einige Jahre später eine andre Staatsschrift „über die gerechten Ansprüche des Königs auf das Reich," worin er darzuthun bemüht war, daß der größte Theil Deutschlands das alte Erbtheil der französischen Könige (die doch selbst germanischen Ursprungs waren!) sei *). Auch die Neigung wortführender deutscher Gelehrten wurde mit glänzenden Pensionen für Frankreich gewonnen. Zum Theil waren es edlere Gründe, welche diese Neigung beförderten, denn viele Deutsche erblickten in Ludwig XIV. einen neuen Karl den Großen. Menzel in seinem vortrefflichen Geschichtswerk **) sagt: „Die Beschaffenheit des deutschen Staatswesens war so elend und die Nationalrepräsentation zu Regensburg ließ so wenig als die Sinnesart des Kaisers und die Staatsweisheit seiner Räthe Besseres hoffen, daß lebhafte Geister, auch ohne bestochen zu sein, auf den Gedanken fallen konnten, der Beschützer und Retter, dessen Deutschland bei der aus dem Osten drohenden Gefahr bedürfe, müsse anderswo gesucht werden. Aus ähnlichem Unmuth über die Herrschaft der Schwäche und Rathlosigkeit immitten der drohendsten Verhängnisse haben sich im neunzehnten Jahrhundert viele Deutsche für einen französischen Imperator

*) Des justes prétentions du roi sur l'empire par le Sieur Aubery. Paris 1667 avec privilège du roi.

**) Adolf Menzel, neuere Geschichte der Deutschen. Breslau 1841. Band 9. Cap. 1.

begeistert, der die deutsche Nation mit Füßen trat und seinen Lobrednern weder Gunst, noch Aufmerksamkeit zu Theil werden ließ. Um wie verzeihlicher war es, wenn Deutsche des siebzehnten Jahrhunders, ehe Ludwig XIV. den wahren Charakter seiner Politik enthüllt hatte, in ihm den als Träger und Begründer eines neuen Zeitalters wiederkehrenden Karl den Großen erblickten!" Man sieht, die äußere Freiheit wollte schon damals ohne die innere nicht gedeihn.

Um auf die Geschichte des Elsaß zurückzukommen, die natürlich mit im Rade jener Zeitbewegung geht, so hatte der pyrenäische Friede, worin der König von Spanien die ganze vom Hause Oestreich geschehene Abtretung der Landgrafschaften und der Landvogtei Hagenau anerkannte, dieselben der französischen Gewalt unmittelbar unterworfen. Man hatte bis zu dieser Epoche die Rechte und Privilegien der zehn Reichsstädte geachtet, wie auch der Graf von Harcourt bei dem Antritt der hagenauer Landvogtei eidlich versprochen hatte, sie auf keinerlei Weise in deren Uebung zu stören. Aber als der Herzog von Mazarin der Nachfolger des Grafen wurde, so versammelte er die Abgeordneten der zehn Städte und verlangte von ihnen, sie sollten dem König von Frankreich, als ihrem Souverain, und seinem Landvogt den Eid des Gehorsams und der Treue schwören. Sie widerstanden anfangs fest und beriefen sich auf ihre Eigenschaft als unmittelbare Glieder des deutschen Reichs, die ihnen verbiete, ohne Eintrag ihrer Rechte und Pflichten den zugemutheten Schwur zu leisten. Endlich nach einer Weigerung, die nicht länger als zweiundzwanzig Tage dauerte, legte man den Abgeordneten der Stadt Hagenau eine Eidesformel

vor und erlangte durch die üblichen Bestechungskünste ihre Annahme. Die übrigen Städte, wenn gleich mit Trauer, folgten dem schlimmen Beispiel aus Furcht vor der Ungnade des Königs. Also wurde am 10. Januar 1662 von den zehn Reichsstädten der hagenauer Landvogtei dem König von Frankreich der Eid der Treue geschworen und die Reversalien gegenseitig auch von den französischen Commissarien unterschrieben *). Es bedurfte eben keiner großen Uebung des politischen Scharfblicks, um vorauszusehn, daß in kurzer Zeit der Ländersucht Ludwig's XIV. die noch übrigen schwachen Reichsstädte des Elsasses als nächste Beute anheimfallen mußten. Nicht mehr ihr Schirmherr, ihr unumschränkter Gebieter wollte der König sein. Klagen der zehn Städte über die erduldete Gewalt verschollen in „dem Saal der verlornen Worte" zu Regensburg wie in einer Wüste, und mit der Fixirung des Reichstags zu einer immerwährenden Versammlung war die Ohnmacht Deutschlands durch seine eigne oberste Behörde gewissermaßen legitimirt. Mit Unwillen im Herzen und Schamröthe im Gesicht überblickt der deutsche Patriot diese Geschichte des regensburger Reichstages, das demüthigende Schauspiel seiner glänzenden Erbärmlichkeit, seiner Unbehülflichkeit und Indolenz in allen großen und Nationalsachen, seines feierlichen Ernstes, seiner unverdrossenen Mühe in Erörterung von Lappalien, zumal von Formalitäten und schnödem Rangstreit. Als im Jahr 1663 die Türken siegreich schon in Mähren eindrangen, gelangte man über der Menge von Vorfragen, wie und in wel-

*) Laguille am ang. Orte, Buch XX und Aufschlager l'Alsace. Strasburg 1826. Th. 2. S. 275.

cher Ordnung zu berathen sei, erst binnen Jahresfrist zur Hauptsache. Ganz bezeichnend schrieb daher der am Reichstage accreditirte französische Gesandte bei Gelegenheit der ständischen Interpellationen seinem König, „von den deutschen Fürsten sei nichts zu fürchten a cause de la lenteur des déliberations de l'empire."

Der Tod Philipp's IV. von Spanien veranlaßte den König von Frankreich, die Niederlande als das Erbe seiner Gemahlin zu fodern, ungeachtet sie allen Ansprüchen auf das Feierlichste entsagt hatte. Man weiß, zu welchen traurigen und erbärmlichen Gründen die französischen Publicisten ihre Zuflucht nehmen mußten, um das schamlose Verfahren Ludwig's zu beschönigen. Mit gewaltiger Uebermacht fiel er in die wehrlosen Provinzen ein und eroberte in Monatsfrist das ganze Land bis zur Schelde und die Freigrafschaft Burgund, das alte Lehn des deutschen Reichs. Deutschland und Spanien sahen müßig diesem Raube zu, nur England, Holland und Schweden schlossen die sogenannte Tripelallianz, welche den Frieden von Aachen (2. Mai 1668) herbeiführte. Dieser Friede, der an Frankreich beträchtlichen Zuwachs von Gebiet brachte, war die erste Handlung der willkürlichen Politik, welche Ludwig XIV. durch einen gefährlichen Erfolg lehrte, daß es hinreiche stark zu sein, um die grundlosesten Anmaßungen durchzusetzen. Er sprach dem öffentlichen Recht und jedem Besitzstand Hohn und riß die letzten Rechtsgarantien weg. Völker und Staaten blieben preisgegeben der Waffenmacht oder dem Glück des Eroberers.

Durch den Aachner Frieden hatte Ludwig seine Absichten auf die Niederlande keineswegs aufgegeben, sondern nur suspendirt. Deutschland aber als Gesammtstaat konnte

den Uebergang dieser Provinzen unter französische Herrschaft nicht gestatten, ohne sich selbst, nach Maßgabe der räumlichen Beziehungen, der Herrschaft Frankreichs zu unterwerfen. Schon der militairisch-politische Gesichtspunkt ist dagegen, denn der Besitz Hollands würde für Frankreich einen unwiderstehlichen Angriffspunkt gegen Norddeutschland abgeben und dasselbe bald zur französischen Provinz umschaffen. Es ist daher wesentliches Interesse Deutschlands, insofern ihm die Niederlande nicht unmittelbar angehören können, daß dieselben wenigstens in den Händen eines Mindermächtigen bleiben, von welchem kein Angriffskrieg zu besorgen ist. Es kam daher lediglich darauf an, ob Deutschland durch den Fall der Niederlande in die politisch-militairische Unterwürfigkeit Frankreichs gerathen sollte, und die Entscheidung dieser Frage hing an dem Umstande, ob Deutschland einen Fürsten habe, der dasselbe als Staat oder als Reich gegen die Uebermacht Frankreichs zu vertreten im Stande wäre.

Um dies zu verhindern, hatte Ludwig alle Staatskünste in Bewegung gesetzt. Fürst Lobkowitz, der erste Minister des Kaisers Leopold, war ganz im Einverständniß mit Frankreich; durch goldne Ketten, sagte Ludwig selbst, ist bei den Ministern in Wien Alles auszurichten. Am 1. November 1671 wurde sogar ein geheimes Bündniß mit Frankreich geschlossen, worin beide Mächte sich anheischig machten, die Feinde der andern nicht zu unterstützen, alle Streitigkeiten sollten friedlich ausgeglichen werden und der Kaiser versprach sich nicht einzumischen, wenn außerhalb Deutschland über den Aachner Frieden ein Krieg entstehn sollte. Dabei behandelte Ludwig den Kaiser absichtlich mit der größten Geringschätzung und nöthigte ihn

die Grafschaft Pfirt, die Landgrafschaft Elsaß, sowie den Zusatz: Oberhaupt der Christenheit aus seinem Titel fortzulassen *). Zugleich negocirte Frankreich an den kleinen deutschen Höfen mit gewohntem guten Erfolg. Die Bischöfe von Köln und Münster, der Herzog Johann Friedrich von Hanover und sein Bruder, der Bischof von Osnabrück traten in förmliches Bündniß, Sachsen, Baiern und Mainz versprachen strenge Neutralität. Die Unterhändler von diesen Landesverrathen waren die Fürsten Wilhelm, Hermann und Egon von Fürstenberg **). Was Vergessen aller Pflicht und Ehre gegen Vaterland, Kaiser und Nation zu leisten vermag, davon haben sich die genannten Fürsten ein trauriges Denkmal in der deutschen Geschichte aufgebaut. „Hütet euch vor den falschen Propheten, den Egonisten" heißt es in den damaligen Aufrufen an das deutsche Volk. So war der Name Egon's von Fürstenberg zum Losungswort der antinationalen Partei geworden. Wir werden seiner Person weiter unten bei dem Verrath Strasburgs noch einmal begegnen. — So war ganz Deuschland durch das französische Gold untergraben, die letzte Liebe zum Vaterlande in schnöden Eigennutz umgewandelt, nur wenige, meist un=

*) Flassan Histoire de la diplomatie franç. III. 218.

**) Der älteste, Franz Egon, war Bischof von Strasburg, der zweite, Hermann, Oberhofmeister des Kurfürsten von Baiern, der dritte, Wilhelm, geheimer Rath des Kurfürsten von Köln. Der Kaiser hatte am 12. Mai 1664 zur Zeit seiner Befreundung mit Frankreich alle drei Brüder durch Verleihung des Titels „gefürstete Landgrafen" in den Reichsfürstenstand erhoben. S. E. Münch, Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg. III. S. 117.

beträchtliche Höfe waren von der allgemeinen Ansteckung nicht ergriffen. Ludwig, mit dem halben Europa verbunden, eröffnete im Sommer 1672 den Krieg gegen die kleine, schwache Republik. In wenig Wochen war das meiste Land erobert, bereits stand der Feind vor den Thoren von Amsterdam; fiel dieses, dann hatte der freie Staat der Niederlande aufgehört. Wilhelm III. von Oranien, der Held dieser Periode und das Gegengewicht der Freiheit zur Tyrannei Ludwig's, wurde ihr Retter. Zum Statthalter ernannt, hob er durch das siegreiche Gedächtniß seines Stammes und durch die auserwählten Gaben seines Geistes den Muth der verzagenden Nation wieder auf, rief die europäischen Höfe zur Erkenntniß ihrer heillosen Politik auf und entflammte zur That den noch lebenskräftigen Nationalgeist seines Volkes. Von Verzweiflung getrieben, durchstach es die Dämme, das Land wurde zum weiten Meer, seine Fluten hemmten den erstaunten Feind. Endlich erkannte der Kaiser den Abgrund, der Deutschland zu verschlingen drohte, allmälig begann das Ansehn des Fürsten von Lobkowitz zu sinken, man sah die Nothwendigkeit, den Holländern Hülfe zu bringen, und Rüstungen wurden befohlen.

Den 30. August 1673 kam ein förmliches Bündniß des Kaisers und Spaniens mit der Republik zu Stande. Auch der Herzog von Lothringen, welchem Ludwig schon vor Ausbruch des Krieges sein Land gewaltsam weggenommen, trat in den Bund; das deutsche Reich folgte nach (31. März 1674). Ebenso traten der Kurfürst von Brandenburg und Dänemark bei (Juli 1674), wogegen Schweden für Frankreich die Waffen ergriff.

Also wurde der Krieg ein allgemeiner und Holland,

dessen größern Theil die Franzosen jetzt verließen, mehr sein untergeordneter Schauplatz. Der Hauptkampf zog sich an die deutschen Grenzen, gegen den Nieder- und Oberrhein und in die spanischen Niederlande. Die französischen Heere verübten die entsetzlichsten Mordbrennereien, ungeheure Erpressungen, schändliche Gewaltthätigkeiten. Im Elsaß, in der Pfalz und überall lagen eine Menge Städte und Dörfer in Asche und Trümmern. Das Verfahren in der eignen Provinz des Elsasses läßt sich nur erklären, wenn man annimmt, daß sie die noch freien Stände zwingen wollten, sich unbedingt dem König in die Arme zu werfen, um dadurch der Grausamkeit seiner Kriegsscharen zu entgehn. Die Franzosen wurden bald völlig Meister des Rheins, denn die Gegenanstalten der Oestreicher und Deutschen waren durchaus unzusammenhängend, matt, schwerfällig, von Verräthern geleitet.

Wir wollen von dieser drangvollen Kriegsperiode die Ereignisse im Elsaß und in Strasburg etwas ausführlicher besprechen, als sie die Einleitung zu den Reunionskammern geben, deren Katastrophe der Uebergang aller bisher deutschen Reichsbesitzungen auf dem linken Rheinufer an die französische Herrschaft bildet.

III.

Turenne und Condé befehligten die französische Armee, die östreichischen und deutschen Reichstruppen standen unter dem Commando des Herzogs von Lothringen, Mon-

tecuculi und Bournonville. Condé, um seinem Gegner den Eintritt in Elsaß zu erschweren, hielt für nöthig, die erst neugebaute Rheinbrücke bei Strasburg abbrechen zu lassen. Der Commandant von Breisach, Herr von Lescouet, wurde mit der Ausführung beauftragt. In der Nacht zum 4. November 1672 fuhr er mit einigen Brandern den Fluß hinunter und schon vor Tagesanbruch war die Brücke durch das Feuer zerstört. Bei der Nachricht von diesem unerwarteten Ereigniß beschuldigten die auf das Aeußerste entrüsteten Bürger Strasburgs ihren Magistrat des Verraths, der indeß dem Geschehenen ganz fremd gewesen war. Schon im Monat Februar 1673 wurde die Brücke wiederhergestellt. König Ludwig, aufgebracht über eine Handlung freier Selbständigkeit, deren Recht seine unumschränkte Willkür verdroß, bemächtigte sich aller im Hafen von Philippsburg liegenden Handelsschiffe der Strasburger und gab sie nicht eher heraus, als bis die Brücke von Neuem abgebrochen wurde. Ueber solche Nachgiebigkeit ihres Magistrats waren die strasburger Bürger sehr erbittert und, da sie sich nicht anders rächen konnten, warfen sie dem französischen Residenten Frischmann unter drohenden Verwünschungen die Fenster ein *).

Den 15. August 1673 kam Ludwig XIV. selbst nach Breisach und gab Befehl, um dem Feind zuvorzukommen, in aller Eile die zehn Reichsstädte militairisch zu besetzen. Kolmar, das, wenn es die Mittel gehabt, gern widerstanden hätte, kam zuerst an die Reihe. Nach vierzehn Tagen waren seine sämmtlichen Festungswerke dem Boden gleich gemacht. In kurzen Zwischenräumen folgten Schlett-

*) Kentzinger, Documens historiques. Th. 1. S. 324.

stadt und Hagenau. Strasburg schien dem König zu mächtig und wohl befestigt, um mitten im Kriege einen Angriff zu wagen. Doch rückte er bis Eckbolsheim vor und plünderte die um die Stadt gelegnen Dörfer. Das Elend zu vollenden, bezog Turenne im Elsaß Winterquartiere.

Erst im März 1674 brach dieser Feldherr nach der Pfalz auf, um an dem Kurfürsten Rache zu nehmen, daß er seinem König die Neutralität verweigert hatte *). Um dieselbe Zeit erschien der Herzog von Lothringen mit einem Theil der kaiserlichen Armee vor den Thoren Strasburgs und begehrte den Durchzug. Allein die Stadt unter dem Vorwand ihrer Neutralität versagte denselben. Freilich war ihre damalige Lage äußerst peinlich, als reichsunmittelbare Stadt berufen, die allgemeine Sache des Vaterlandes zu vertheidigen und in dem Reichskrieg gegen Frankreich mit einzustehn, war sie dessen Uebermacht so preisgegeben, daß der nächste Tag ihre Freiheit gefangen nehmen konnte. Und wo war zu jener Zeit das Vertrauen der deutschen Stände unter sich. Einer verrieth den andern und schimpfliche Friedensschlüsse sanctionirten den Verrath. Gab nicht das Elsaß den Strasburgern die gerechte Furcht, hülflos vom eignen Mutterland verlassen zu werden? Zwei Briefe, die damals der strasburger Rath

*) „Ich habe die Ehre," erwiderte der General Rochefort auf die Klagen des Kurfürsten von der Pfalz, „ein Franzose und ein Unterthan des größten Fürsten auf Erden zu sein, und bin keinem Andern, als ihm Rechenschaft schuldig." Louvois fand es höchst wunderbar, daß ein Lumpenfürst von der Pfalz es wagen wolle, sich dem König von Frankreich zu widersetzen. S. Pufendorf Histor. Frider. Wilh. L. XII. §. 30.

an den Kaiser und Pfalzgrafen schrieb, geben eine wahrhaftige Schilderung dieser Zustände.

Mußte also die Reichsarmee einmal an den geschlossenen Thoren Strasburgs umkehren, so glückte es ein andermal um so besser. Turenne stand in der Pfalz und wüthete mit einer beispiellosen Grausamkeit, deren Spuren bis auf heute noch nicht verlöscht sind. Die Oestreicher, um ihn von da zu entfernen, rückten an den Rhein vor und suchten den Uebergang bei Strasburg zu erzwingen. Turenne erschien und verlangte von dem Magistrat, man solle ihm die „Zollschanze" bei Kehl überlassen, oder Geißeln stellen. Unterdeß hatte sich die Stadt in Vertheidigungszustand gesetzt und schlug beide Foderungen ab. Turenne wollte nun mit Sturm die Schanze nehmen, doch auf die Nachricht, daß der kaiserliche General Caprara bereits Herr der Brücke sei, zog er sich zurück, die Oestreicher überschritten den Strom und zogen in Strasburg ein. Da jedoch die Stadt außer Stand war, die 35,000 Mann starke Armee lange Zeit zu ernähren, so wurde beschlossen, dieselbe im Elsaß auszubreiten. Sie begab sich, nachdem sie eine geringe Besatzung in Strasburg zurückgelassen hatte, über Illkirch und Grafenstaden in die Gegend von Molsheim, Mutzig und Dachstein. Turenne folgte ihr auf dem Fuß und bot eine Schlacht an, welche am 4. October 1674 bei Enzheim geschah. Sie hielt von sieben Uhr des Morgens bis sieben Uhr des Abends an, ohne daß jedoch der eine noch der andere Theil sich eines entscheidenden Sieges rühmen durfte. Doch blieb Turenne Herr des Schlachtfeldes. Beide Armeen zogen sich zurück, die verwundeten Deutschen wurden nach Strasburg geschafft und daselbst verpflegt.

Die Reichsarmee erhielt einen unerwarteten Zuwachs von 20,000 Mann, welche der Kurfürst von Brandenburg herbeiführte. Wohl und schnell benutzt, waren sie ein treffliches Mittel, den Waffen des Kaisers günstigere Wendung zu geben. Allein den Oberbefehl führten zwei Männer von französischer Herkunft, Bournonville und des Souches, die wahrscheinlich bestochen waren; von dem Letztern, der zur Partei des Fürsten Lobkowitz gehörte, ist gewiß, daß er durch seinen Beichtvater beständig mit den Franzosen unterhandelte. Absichtlich vermied er jede Gelegenheit, dem Feinde Abbruch zu thun, aus blindem Religionseifer schob er immer die protestantischen Truppen vor und freute sich von Herzen, wenn es den ketzerischen Hunden übel ging!

Turenne zog sich zurück, ohne den geringsten Verlust zu erleiden, und beide Armeen nahmen, da die Jahreszeit bereits vorgerückt war, ihre Winterquartiere im Elsaß. Die Deutschen lagerten von Strasburg bis Basel und Befort, die Franzosen hielten Hagenau und Zabern besetzt und rekrutirten sich aus dem nahen Lothringen. Plötzlich, mitten im Winter überstiegen sie die Vogesen, langten am 23. December in Thann an, schlugen die daselbst stationirten deutschen Truppen in mehren Gefechten, besonders auf der Ebene von Mühlhausen, warfen sie bis Kolmar und Türkheim zurück und nöthigten sie das Elsaß zu verlassen und über den Rhein zurückzugehn.

So waren die Franzosen zu Anfang des Jahres 1675 wieder Meister des Elsasses geworden. Sie eroberten Dachstein und schleiften die Festungswerke. Wie die ganze Provinz, so lag auch die Umgebung von Strasburg kläglich verwüstet. Von Neuem sah sich der Magistrat genö-

thigt, dem Marschall Turenne die strengste Neutralität zu versprechen, wogegen dieser der Stadt und dem Gebiet dieselbe Achtung zusicherte. Diese Zusage hinderte ihn jedoch gar nicht an Maßregeln, um die Deutschen mit seinen eignen Truppen von der Rheinbrücke zu vertreiben. Zu diesem Zweck ließ er bei Plobsheim eine Schiffsbrücke zum jenseitigen Ufer schlagen und führte sein Heer hinüber. Montecuculi, der mit starker Truppenmacht bei Speier stand, eilte ihm entgegen. Doch Turenne, indem er Willstadt besetzte, kam den Deutschen zuvor und schnitt ihnen die Verbindung mit Strasburg ab. Beide Generale ließen die Truppen zwischen dem Rhein und dem Gebirg Märsche und Gegenmärsche machen, ohne zu irgend einem Erfolg zu gelangen. Endlich am 27. Juli 1675 glaubte Turenne seine Gegner in einem Hinterhalt gefangen zu nehmen, doch im Augenblick, wo er nahe bei dem Dorfe Sasbach die Bewegungen des kaiserlichen Heeres recognoscirte, wurde er von einer Kanonenkugel getödtet. Schrecken verbreitete diese Nachricht unter den Franzosen, der Marquis von Vaubrun und der Graf von Lorges übernahmen das Commando und befahlen den Rückzug. Nachdem sie Willstadt verbrannt hatten, nahmen sie bei Altenheim den Uebergang über den Rhein. Montecuculi, ihnen hart auf der Ferse, griff sie stürmisch an. Der Marquis von Vaubrun und mit ihm eine beträchtliche Zahl wurde getödtet. Doch sammelte sich das französische Heer bald wieder zur Ordnung und setzte seinen Rückzug in das Elsaß ungestört weiter.

Ohne Verzug bemächtigte sich nun Montecuculi der Rheinbrücke bei Strasburg, überschritt sie mit seiner 30,000 Mann starken Armee ohne allen Widerstand und nahm

seinen Marsch nach Hagenau, um dessen Belagerung zu eröffnen. Doch entschied ihn die Ankunft des Prinzen Condé davon abzulassen und dem Feinde entgegenzugehn. Wiederholt wurde das Elsaß der Schauplatz von Raub und Plünderung beider Heere. Zum Schlagen kam es nicht, Condé's Hauptquartier war zu Lingolsheim, Montecuculi's zu Achenheim. Bald zog sich Ersterer nach Chatenois zurück, Montecuculi folgte ihm; doch als er die Gefahr eines Angriffs auf die festen Stellungen seines Feindes einsah, zog er gegen Zabern, in der Absicht, diese Stadt zu nehmen. Plötzlich, gegen alle Erwartung, hob er die eingeleitete Belagerung auf und ging auf das rechte Ufer des Rheines zurück, Niemand konnte sich den Grund solch schnellen Aufbruchs erklären.

Im Jahr 1676 wechselten bei beiden Heeren die Anführer. Der Herzog von Luxemburg erhielt den Befehl über die französischen, der Herzog von Lothringen über die deutschen Truppen. Dieser eröffnete glücklich den Feldzug mit der Einnahme der Festung Philippsburg, sein Gegner warf sich nach Breisach und traf alle Anstalten, die Grenzen des Elsasses vor neuem Einfall zu bewahren. Gelang ihm zwar sein Widerstand in diesem Jahre, mußte er doch im folgenden 1677 vor dem Andrang des deutschen Heeres zurückweichen. Zum drittenmal überschritt er den Rhein und schnell war das ganze Elsaß unterworfen. Allein das Vaterland wartete umsonst auf einen glänzenden Sieg, keine einzige der Rede werthe That ist von den deutschen Waffen zu erzählen. Sie wußten niemals einen Vortheil zu nutzen und ließen sich den geringsten gleich wieder aus der Hand nehmen. Bereits standen sie nicht fern von Metz, das nur dürftig vertheidigt und, von

der Gefahr erschreckt, einem ernsten Sturm nicht widerstanden hätte. Wie gab es eine bessere Gelegenheit, die hundertjährige Scharte auszuwetzen? Da ließ man die beste Zeit verstreichen, bis der Marschall von Crecqui mit 25,000 Mann zu Hülfe kam, die Pässe der Vogesen besetzte und jede Unternehmung vereitelte.

Vom Hauptcorps hatte sich der Herzog von Sachsen Eisenach getrennt und war nach dem Oberelsaß aufgebrochen. Der französische General Montclar, der sich in der Festung Neubreisach verschanzt hielt, beobachtete aufmerksam seinen Marsch, überfiel, nachdem er alle disponibeln Streitkräfte an sich gezogen, ihn bei Kolmar, schlug ihn in die Flucht und warf ihn über den Rhein zurück. Damit nicht zufrieden, folgte Montclar dem Herzog in das Breisgau, zersplitterte seine Macht und trieb ihn mit einem Rest von 4000 Mann längs des Stromes bis nach Kehl, wo er sich der großen Insel bemächtigte, die der Rhein zwischen Kehl und Strasburg bildet. Um ihn ganz einzuschließen und durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, denn die damalige Position auf der Insel war unangreifbar, rückte am linken Ufer der Marschall von Crecqui bis Strasburg vor und untersagte den Bürgern mit Drohungen, dem Herzog von Sachsen auch die kleinste Hülfe zu leisten. Sie begleiteten diese Zusage mit inständigen Verwendungen um den bedrängten Fürsten. Der Marschall gab nach und schloß mit dem Herzog eine Capitulation, wornach er mit seinen Soldaten nach Deutschland unter der Bedingung zurückkehren durfte, während des Krieges nicht weiter die Waffen gegen Frankreich zu tragen.

Gegen das Glück und Talent des Marschalls Crecqui

konnten die Kaiserlichen nichts ausrichten, er überwand sie in einem Gefecht nach dem andern, spielte sogar den Kampf auf das linke Ufer hinüber, belagerte Freiburg im Breisgau und nahm es den 17. November 1677 ein. Dabei wurde der Krieg mit unerhörter Grausamkeit fortgesetzt. Eine französische Freischar, unter dem Befehl eines Labrosse, zog mordbrennerisch durch das unglückliche Land, Weissenburg und Hagenau gingen in Feuer auf und den armen Bewohnern wurde die letzte Habe geraubt *).

So hatten die Deutschen auch im Jahr 1677 sich im Elsaß nicht halten können und das Hauptquartier ihres Befehlshabers, des Herzogs von Lothringen, war nach Worms verlegt worden. Ungeduldig nach Siegesruhm, in der Absicht den Feind zu überraschen und ihm Freiburg wegzunehmen, rückte der junge Prinz zu Anfang des Monats Mai 1678 ins Feld. Als Rathgeber ihm zur Seite hatte der Kaiser den Grafen von Königseck gewählt. Sie kamen überein, daß man zuerst auf Magazine bedacht sein und die Sicherheit haben müsse, von Strasburg die Lebensmittel zu beziehn. Als sie dies ins Werk gesetzt hatten, lagerten sie zwischen Offenburg und der Kehler Schanze, welche von der deutschen Seite her die Brücke nach Strasburg deckt.

Die Absicht der Kaiserlichen war, den Franzosen das Breisgau abzuschließen, während sie selbst von einer andern Seite Freiburg belagern würden. Allein der Marschall Crequi errieth dies Manoeuvre und rückte nach einer

---

*) Aufschläger l'Alsace. Th. 2. S. 303—315. Kentzinger Documens historiques. Th. 2. Laguille Histoire d'Alsace. Th. 2. B. 21.

Reihe von Gefechten, worin die Franzosen fast immer im Vortheil blieben, im Kinzigthal bis nach Offenburg vor, dessen Blokade er indeß nicht aufheben konnte. Der Uebergang über den Fluß geschah unter den Augen des Herzogs von Lothringen, welchen sein Kriegsrath zwang, die Schlacht, die man ihm bot, zu verweigern und sich hinter Offenburg zurückzuziehn.

Der Marschall Crecqui, in kluger Benutzung der gewonnenen Vortheile und der begangenen Fehler seines Feindes, glaubte sein Uebergewicht nicht besser anwenden zu können, als wenn er sich entschieden in den Besitz der Rheinbrücke bei Strasburg setzte, überzeugt, daß, so wie er sich entferne, diese Stadt sich beeilen werde, den Deutschen Munition und Lebensmittel zuzuführen. Zuerst wollte er parlamentiren und sendete den General Montclar mit einem schwachen Heerhaufen vor die Kehler Schanze. Derselbe, nachdem er auf einem, dem strasburger Spital gehörigen Meierhof sein Lager aufgeschlagen, ließ dem königlichen Residenten daselbst, Herrn von Laloubère, wissen, er solle den Magistrat ersuchen, die vornehmsten Senatoren zu ihm zu schicken, damit er mit denselben über das Beste ihres Staates berathen könne. Zugleich erhielt der Resident Befehl, sie zu begleiten *).

*) Frankreich hielt, als nach dem westfälischen Frieden das Elsaß unter seine Herrschaft gekommen war, mehre Residenten in Strasburg. Zu Anfang des Jahres 1678 kam genannter Herr v. Laloubère an die bisher von Hrn. Dupré eingenommene Stelle. Jener setzte sich sogleich mit dem regierenden Bürgermeister, Dietrich, wegen der Neutralitätsfrage in Vernehmen. Er versicherte diesem, sein König denke nur an Vertheidigung gegen Deutschland, wolle keine Eroberung machen, noch Jemandes Rechten und

In der Stadt entschloß man sich auf diese Einladung, nur einen Secretair an Montclar zu schicken, der seine Willensmeinung anhöre und darüber berichte. Hr. von Laloubère fuhr in einem Wagen hinaus, er steckte seine Papiere zu sich und ließ sämmtlichen Franzosen, die sich in Strasburg aufhielten, bedeuten, sie möchten schleunig die Stadt verlassen.

Hierdurch sah sich der Rath zu dringender Vorsicht veranlaßt. In den Schanzen, sowol diesseits als jenseits des Rheins wurde die Mannschaft vermehrt und man traf alle nöthigen Vorbereitungen, um sich vor einem Ueberfall sicherzustellen. Während dies geschah, erfuhr man durch den zurückkehrenden Secretair, daß der Marschall, unter

Freiheiten zu nahe treten, auch der Marschall von Crecqui habe Befehl, seinerseits strenge Neutralität zu halten. Der Bürgermeister erwiderte: die Stadt möge wol mit dem König in gutem Einverständniß bleiben, doch könne sie sich dem Uebergang einer kaiserlichen Armee über die Rheinbrücke nicht widersetzen, da sie ja selbst ein Reichsstand sei. „Man konnte leicht sehn," sagt Hr. v. Laloubère in einem Brief an den Minister Louvois, „daß sie sich mehr vor dem Kaiser als dem König fürchtete, besonders wegen der Reichsacht." Ebenso schickte die Ritterschaft des untern Elsasses eine Gesandtschaft an den französischen Residenten und sicherte ihm Neutralität zu, doch nicht mehr als sich mit ihrer Reichsstandschaft vertrage;" s. Coste Réunion de Strasbourg à la France. S. 4 fg. (Strasburg 1841). Eine bemerkenswerthe Schrift, welche eine Sammlung noch nie veröffentlichter Documente aus dem Archive des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten und des Kriegs, sowie des Reichsarchivs und der königlichen Bibliothek enthält. Ebenfalls wichtig zum Quellenstudium dieser Zeitepoche ist ein anderes, 1840 in Paris erschienenes Buch unter dem Titel: Documens inédits concernant l'histoire de France, et particulièrement l'Alsace par Vanhuffel.

dem Vorwand, die Brücke über die Kinzig zu besetzen, die Strasburger auffoderte, ihm die Kehler Schanze zu übergeben, damit die so oft versprochene Neutralität gehalten werden könne.

Das hieß nun, dem Herzog von Lothringen alle seine Magazine, seinen letzten Zufluchtsort wegnehmen. Daher antwortete der Senat, er könne die Schanze unmöglich übergeben, ohne sich in Feindseligkeit mit dem Reich einzulassen. Darauf begann der Angriff auf die Schanze; mit vielem Muth vertheidigte sich die Besatzung, noch angefeuert durch die Gegenwart mehrer Rathsmitglieder, die bis zum Sturm verblieben. Als der Marschall die Bresche zugänglich glaubte und die Batterien des Forts zum Schweigen gebracht waren, schrieb er noch (26. Juni 1678) gegen Mittag an den Senat und warnte ihn, es auf das Aeußerste kommen zu lassen. Da jedoch die Antwort nicht so schnell eintraf, als er erwarten mochte, wurden die Verhandlungen abgebrochen, der Angriff mit Nachdruck unternommen, ein allgemeiner Sturm auf der ganzen Linie zwischen der Kinzig und dem Rhein gemacht, und um sechs Uhr des Abends war die Schanze in feindlicher Gewalt. Der größre Theil der Besatzung wurde mit den Waffen in der Hand niedergehauen.

Am folgenden Tag sandte der Marschall einige Gefangene, sowol schweizer Miethlinge als andere in die Stadt und äußerte, gegen die Stadt habe er nichts im Schild, allein sein Interesse habe verlangt, sich der Brücke zu bemächtigen, man möge ihm Abgeordnete zusenden, um über die dermalige Sachlage zu unterhandeln. Zugleich schrieb er eigenhändig einen Brief an den Magistrat, worin er sagt, er sei bereit, für die Herstellung der Brücke

die Hand zu bieten, wenn man dazu andererseits beizusteuern sich verstehn würde.

Man verwarf diesen Vorschlag, worauf die französische Armee bei Altenheim den Rhein überschritt, nachdem sie zuvor die Kehler Schanze geschleift, den Ort selbst und den größten Theil der Brücke am rechten Ufer verbrennt hatte. Die Neutralität der Stadt Strasburg wolle er achten, erklärte der Marschall, doch die Schanzen nehme er aus, welche zwischen der Stadt und dem Rheine gelegen sind. Das Schloß Lichtenberg, das für unbezwinglich galt, riß er zuerst an sich und schlug auf den Höhen von Schiltigheim das Lager auf, was auf eine ernstliche Belagerung der Stadt hindeutete.

Jetzt faßte der eingeschüchterte Magistrat, in Betracht der zerstörten Rheinbrücke und seiner dadurch isolirten Lage, den Entschluß, zu unterhandeln und in die Besetzung der Schanzen durch die französischen Truppen einzuwilligen. Schon sollte der Vertrag abgeschlossen werden, als ein Hr. v. Mercy die Botschaft brachte, der Herzog von Lothringen eile zur Hülfe herbei. Diese Botschaft war von 2000 Mann zu Fuß und 1500 zu Pferd begleitet, welche auf einer fliegenden Brücke über den Rhein gesetzt waren, und nun die ohnedies gegen 6000 Mann starke Besatzung Strasburgs beträchtlich vermehrten. Wirksame Anstrengungen, den Magistrat im Widerstand zu befestigen, machte auch der Prinz Hermann von Baden, der mit jenem Corps in die Stadt gekommen war und dieselbe Zusicherung baldiger Hülfe wiederholte.

Es ist eine rühmenswerthe Erscheinung, daß in jener Zeit des Verrathes, wo insbesondere die deutschen Fürsten

sich vor dem Erbfeinde der Nation zu schmachvollem Dienst erniedrigten, die treue Liebe zum Vaterland nur noch in den Reichsstädten bei dem Bürgerthum Schutz und Zuflucht fand. Selbst Strasburg, das, losgetrennt von seiner Provinz und von Kaiser und Reich, bereits als verlorner Posten betrachtet, rings um seine Mauern das französische Feldzeichen sah, hat in der überwiegenden Mehrheit seiner Bürger bis zuletzt, wo Verrath und Gewalt seine Freiheit zu Grunde richteten, bei deutsch-nationaler Gesinnung fest ausgehalten.

Auch diesmal bewährte sie diese wackere Gesinnung. Kaum waren die Abgeordneten aus dem Lager zurückgekehrt, als man jede Unterhandlung abbrach und, statt den Vertrag zu ratificiren, von den Wällen der Stadt ein lebhaftes Feuer auf die französische Armee begann. Jetzt hielt der Marschall Crecqui nicht länger zurück; schnell ließ er gegen die beiden Schanzen (die Sternschanze und die Rheinschanze), die zwischen der Stadt und dem Fluß zum Schutz des Brückenkopfes lagen, die Laufgräben eröffnen. Die Besatzung machte einen Ausfall, wurde jedoch zurückgetrieben; ebenso ging es den Kaiserlichen, die unter dem Grafen Mercy zu Hülfe kommen wollten. Da die Forts sich so verlassen sahen, capitulirten sie und wurden von den Franzosen besetzt.

Jetzt erschien auch zu spät der Herzog von Lothringen. Im Glauben, Marschall Crecqui werde Strasburg belagern, operirte er zum Entsatz der Stadt, jedoch ohne Glück, denn er wurde bei jeder Begegnung aus dem Feld geschlagen. Bei der vorgerückten Jahreszeit entsagte der Marschall vorläufig jeder Unternehmung auf das feste Strasburg, entschloß sich die Winterquartiere zu beziehen

und es bei der Beobachtung bewenden zu lassen. Seinen Soldaten gab er das verwüstete Elsaß zur leichten Plünderung preis. Die beiden Schanzen wurden geschleift und auch der übrige Theil der Rheinbrücke am linken Ufer verbrannt. Beim Abzug schossen die Franzosen eine Kanonenkugel gegen den Münster ab, deren Spur man bis heute an der Galerie des Chores entdeckt. Eine deutsche Inschrift erzählt das Ereigniß.

Allmälig wurde man des Krieges auf allen Seiten müde. Ludwig, gegen halb Europa streitend, fand die Last zu schwer bei allen Siegen; dann wußte er wohl, daß seine gewinnreichste Politik sich in Friedensschlüssen bewähre. Nach langen Unterhandlungen, welche bereits 1675 zu Nimwegen begannen, schloß endlich Holland (10. Aug. 1678) daselbst seinen besondern Frieden mit Frankreich. Der König verhieß denselben Holländern, zu deren Vernichtung er den Krieg entzündet, völlige Wiederherstellung. Nur auf Unkosten der Verbündeten, welche für Holland die Waffen ergriffen hatten, sollte seine Befriedigung geschehn. Die Krone Spanien, ihre Ohnmacht fühlend, trat diesem Frieden (17. August) unter holländischer Vermittelung bei. Durch denselben erhielten die Holläuder alles Verlorne, insbesondere Mastricht zurück, Spanien aber trat die ganze Freigrafschaft Burgund und in den Niederlanden eine ansehnliche Zahl von Städten, als Valenciennes, Condé, Kammerich, St. Omer, Ypern, Kassel, Maubeuge u. a. mit Zugehör an Frankreich ab, wogegen dies einige Festungen, welche Holland als Vormauer gegen Frankreich dienen sollten, zurückgab. Ein Blick auf die Karte reicht hin, um den Gewinn Frankreichs durch diesen Tausch zu würdigen, denn die neuen Eroberungen

bilden eine fast ununterbrochene Kette vom Meer bis fast an die Ardennen. Noch stand der Friede aus mit Oestreich und dem Reich. Die drei Kurfürsten Mainz, Trier und Pfalz waren im Begriff, sich vom Reiche zu trennen und an Holland und Spanien anzuschließen. Die übrigen Bundesgenossen mochten sich noch so laut über diese Treulosigkeit beschweren; das Geschehne war einmal nicht zu ändern; auch die Kaiserlichen verloren den Muth und fürchteten heimlich das Wachsthum des brandenburgischen Hauses. Jetzt setzten ihnen die Franzosen Endtermine und verlangten für jede Zögerung größre Opfer. Unter diesen Umständen schlossen am 5. Februar 1679 die Gesandten des Kaisers zugleich für das Reich mit Frankreich und Schweden ab, in solcher Uebereilung, daß im ersten Artikel zwar der Münstersche Friede bestätigt, dabei aber die wichtige Streitfrage über das Verhältniß der Reichsstände und Reichsstädte im Elsaß, welche in Folge der von Frankreich gemachten Auslegung des westfälischen Friedens seit sechzehn Jahren hart bedrängt und zuletzt gewaltsam besetzt worden waren, ganz übergangen und der Restitution dieser Stände und Städte mit keinem Worte gedacht wurde*). Strasburg hatte den Kaiser besonders angelegen, seiner, als einer reichsunmittelbaren Stadt, in Betracht der drohenden Gefahr für seine Inte-

*) Hieraus zogen nachher die Franzosen die sophistische Folgerung, daß ihre Auslegung des Münsterschen Friedens stillschweigend anerkannt worden sei, während die Deutschen behaupteten, die einfache Bestätigung des gedachten Friedens enthalte für die Franzosen die Verpflichtung, auf die Festsetzungen desselben zurückzugehn. Adolf Menzel, Geschichte der Deutschen Band 9. S. 81.

grität speciell im Friedensschluß zu erwähnen, allein man hatte für ihr Verlangen kein Gehör. Frankreich trat das im Münsterschen Frieden ihm überlassene Philippsburg an das Reich ab, behielt aber dafür das dem Kaiser gehörige Freiburg im Breisgau mit freiem Durchzug von und nach Breisach. Die Fürstenberge wurden in alle Ehren und Einkünfte wiedereingesetzt und als würdige Mitglieder des Reiches angesehn. Der Herzog von Lothringen sollte sein Land zwar zurückbekommen, aber die wichtigsten Plätze Nanzig, Marsal und Moyenvic behielten die Franzosen, auch vier große Heerstraßen nach Elsaß und Burgund. Bis zur Vollziehung des Friedens behielten die Franzosen Aachen, Chatelet, Verviers, Düren und andere Grenzstädte im Kölnischen besetzt.

Unter dem deutschen Volke verrieth sich ein allgemeines Misvergnügen über einen Frieden, der nachtheilig, unsicher und entehrend war. Mit Holland, jubelten die Franzosen, haben wir einen schlauen, mit Spanien einen schlauen und vortheilhaften, mit dem Kaiser einen schlauen, vortheilhaften und rühmlichen Frieden geschlossen. Leopold selbst seufzte bei Unterzeichnung des schimpflichen Vertrags und äußerte, als er das Dankgebet zur Friedensfeier anordnete „man müsse Gottes Hand, auch wenn sie züchtige, küssen" *).

Frankreich war durch den Nimweger Frieden dem Ziel seiner Wünsche beträchtlich näher gekommen, abgesehn von den wichtigen Ländererwerbungen, hatte es das Ansehn und die Würde des Kaisers in Aller Augen tief heruntergesetzt und verächtlich gemacht; der Name des Reichs war zum

*) Wagner Historia Leopoldi Caesaris B. 4. S. 468.

Spott geworden; jede fremde Macht glaubte an den kleinen Staaten zum Ritter werden zu können. Der Triumph der Fürstenberge war eine glänzende Ermunterung für alle Verräther und Franzosenknechte, einem König treu zu dienen, der die Seinen nicht verließ. Der berühmte Leibnitz schrieb damals an einen Freund: „so ist denn dieser Friede geschlossen, der das ganze Ansehn Europas verändern wird. Nun muß es Jedermann einleuchten, was vor Anfang des Krieges kaum der Scharfsinnigste errieth, daß Frankreichs Gewalt größer geworden, als um sie so bald in ihre Schranken zurückzuführen. Das Glück des Königs setze ich weder auf seine Schätze, noch auf seine Freunde (denn jene erwarb er durch Klugheit, diese durch jene), sondern auf Anderer Nachlässigkeit und Sünde."

Die Zeiten, die unmittelbar auf den Nimweger Frieden folgten, sind die schmachvollsten, welche Europa bisher erfahren, vornehmlich für Oestreich und das deutsche Reich.

IV.

Im Allgemeinen (denn eine besondre Erwähnung war, wie wir bereits bemerkten, abgelehnt worden) galt der Nimweger Friede auch für Strasburg. Der nächsten Verpflichtung, die noch übrigen Truppen aus dem Elsaß und aus Strasburg zu entfernen, entsprach der Kaiser auf Ludwig's entschiedene Foderung ohne Verzug, wenn gleich die Franzosen die deutschen Städte vertragswidrig

besetzt hielten. Der König brachte nunmehr seine Eroberungsplane in ein eigentliches System, in dessen vorderstem Satz die Wegnahme aller in Elsaß noch befindlichen freien Reichsstände und darunter zumal Strasburg begriffen war. Eine bedeutende Heeresmacht blieb längs der Rheingrenze unter dem Befehle des Marschalls Crecqui in den Waffen gerüstet.

Auch hatte Ludwig während des letzten Krieges zwei Erfahrungen gemacht, die ungemein stark auf seine Ländergier wirkten. Bei Spanien war viel Wille, ihm zu schaden, doch verbunden mit einer Schwäche, die er noch nicht vermuthet hatte; bei dem deutschen Reiche, eine beträchtliche Masse von Kräften, aber weniger Wille, ihm zu schaden, und selbst weniger Anwendbarkeit dieser Kräfte, als er mochte geglaubt haben. Beide Mächte erschienen ihm als diejenigen Nachbarn, auf deren Kosten er sich ungestraft und nach Belieben vergrößern konnte. Nur mußte sich eine Gelegenheit darbieten, wodurch der Anstand und die zwischen den europäischen Nationen hergebrachten Begriffe von Recht und Unrecht nicht auf eine allzu grelle Weise verletzt wurden.

Ein Parlamentsrath von Metz, Namens Revaux, trat unvermuthet auf und bot dem König zur Ausführung seines Planes die Hand. Vermöge königlichen Auftrags sollte er den Gerichtsbezirk des dortigen Parlaments genau angeben. Revaux wußte mehr Ortschaften zu nennen, als sich wirklich darunter, und mehr, als sich selbst unter französischer Oberherrschaft befanden. Seine Arbeit gefiel so sehr bei Hof, daß er aufgefodert wurde sie fortzusetzen und so vollständig als möglich zu machen. Unermüdet in Durchforschung der Archive und unerschöpflich

in willkürlichen, aus den Urkunden gezogenen Resultaten brachte er ein solches Verzeichniß von ehemaligen Besitzungen, Lehnschaften und Dependenzen der drei Bisthümer Metz, Tull und Verdun, dem eigentlichen Umfang des Metzer Parlaments, zum Vorschein, daß selbst Louvois, dem es Revaux persönlich einhändigte, anfangs über die Chimäre lachte und es seinem Herrn vielleicht nur versuchsweise vorlegte. Doch diesem war der innerste Wunsch der Seele damit getroffen, er fand die Idee unvergleichlich und auf der Stelle ausführbar. Da nun einmal mit dem, was man als Zugehör des Metzer Parlaments fodern könne, der Anfang gemacht war, so wurde beschlossen, auch mit dem Elsaß wieder zu vereinigen, was dazu gehöre, um die im westfälischen Frieden zugesicherte Oberherrschaft nach aller Strenge und mit Hintansetzung aller in demselben Frieden hinzugefügten Einschränkungen auszuüben. Zwei sogenannte Reunionskammern wurden errichtet (1680), die eine zu Metz wegen der Ansprüche der drei Bisthümer, die andere zu Breisach wegen der vom Elsaß. Mit Erstaunen hörte Europa, daß vor diese außerordentlichen Gerichte der König von Schweden wegen Zweibrücken, der König von Spanien wegen niederländischer Besitzungen, der Kurfürst von der Pfalz, die Pfalzgrafen von Veldenz, der Herzog von Würtemberg, die Markgrafen von Baden und der ganze unmittelbare Adel zwischen dem Rhein und der Mosel waren vorgeladen worden und, ehe noch einer erschien, der Alles verschlingende Machtspruch ergangen sei, daß, was im Elsaß gelegen, die Fürsten und Herren, die den drei Bisthümern mit irgend einem Lehnsverband zugethan seien,

die französische Oberherrschaft anzuerkennen hätten. Dies sei der klare Inhalt des Münster und Nimweger Friedens; wer sich unterstehe, Widerstand zu versuchen, den werde man für einen Rebellen, für einen ordentlichen Feind ansehen. Damit diese Drohungen nicht ohne Nachdruck blieben, stand die zahlreiche Armee unter Crecqui in der Nähe und dem Richterspruch zu Gebot. Dem Hause Würtemberg ward Mömpelgard, der Krone Schweden das Herzogthum Zweibrücken entzogen, weil sie den Eid der Unterwürfigkeit nicht leisten wollten. Die ganze bisher unmittelbare Reichsritterschaft des Elsasses mußte schwören oder ihre Güter mit dem Rücken ansehn. Um das ohnehin schon weitschichtige Reunionsfeld vollends in das Unendliche zu erweitern, wurden auch die sogenannten Dependenzen hervorgesucht. Was jemals die Landgrafen von Elsaß, oder die Landvoigte von Hagenau oder die Bischöfe besessen hatten, oder wovon sich nur die geringste, manchmal gar lächerliche Spur zeigte, daß sie etwas möchten besessen haben, wurde unter dem Vorwand der Dependenz und weil die auf solche Art erworbene Dependenzen wieder ihre Dependenzen hatten, auch diese unter die französische Oberherrschaft gezogen. Dem Einfältigsten mußte einleuchten, daß, wenn solchen Anmaßungen und Gründen Gültigkeit zukommen sollte, Frankreich ganz Europa reuniren könnte, denn jede neüe Erwerbung war auch zugleich an neuen Ansprüche fruchtbar bis ins Unendliche.

Sobald von Seiten Frankreichs die ersten Schritte geschehn waren, diese ganz unerhörten, dem Völker- und Vernunftrecht Hohn sprechenden Anmaßungen, besonders die den elsassischen Vereinstädten aufgedrungene Huldigungseide, die sie ganz vom deutschen Reich losrissen, gab der

Kaiser der Reichsversammlung Nachricht, damit sie ihm ein Gutachten darüber erstatten möge. Dasselbe erfolgte (9. Februar 1680) und trug darauf an: „daß man alle Punkte, worin Frankreich den westfälischen und nimwegischen Friedensschlüssen schnurgerade entgegenhandelte, reiflich untersuchen, ordentlich zusammentragen und der Kaiser dem Könige von Frankreich durch Schreiben oder Abschickung in seinem oder des gesammten Reiches Namen, wie auch sowol dem französischen Gesandten in Wien, als dem zu Regensburg Vorstellung thun und die wirkliche Abstellung dieser Beschwerden begehren soll, da es bekannt sei, hieß es, daß in dem Münster Frieden die Landgrafschaft Ober- und Niederelsaß sammt der Landvoigtei Hagenau der Krone Frankreich mit ausdrücklichem Vorbehalt der darin gelegenen zehn vereinigten Reichsstädte und deren hergebrachten Unmittelbarkeit und Freiheit übergeben und ausdrücklich festgesetzt worden, daß der König von Frankreich weiter auf keine Oberherrschaft über dieselben Anspruch zu machen habe; da die besagte Krone diese Orte vermöge des Nürnbergischen Executionsrecesses sogleich geräumt, im Jahre 1665 aber, da sich zuerst Irrungen deswegen hervorgethan, den vom Reiche gemachten Vorschlag, die Sache durch Schiedsrichter abthun zu lassen, selbst angenommen und Kurfürsten und Stände zu Schiedsrichtern ernannt habe, in dem Nimweger Friedensschluß endlich ausdrücklich verglichen worden, daß Alles, was durch denselben nicht geändert worden, nach dem Sinn des Westfälischen Friedens eingerichtet und zurückgegeben werden sollte; so sei allerdings noch ferner dabei zu bestehen und der gedachten Städte Un-

mittelbarkeit und Freiheit und neuerdings die Berichtigung der Streitigkeit durch Schiedsrichter zu begehren, insonderheit auch des Kammergerichts Jurisdiction darüber aufrecht zu erhalten. Da auch die Reichsritterschaft und Vasallen im untern Elsaß im westfälischen Frieden ausdrücklich von der französischen Oberherrschaft ausgenommen seien und, obwol Metz, Tull und Verdun den Franzosen abgetreten worden, doch dieser drei Bisthümer auswärts gelegene Lehen und Vasallen nicht mit begriffen gewesen und folglich Frankreich keine Superiorität über dieselben habe; da endlich der Krone Frankreich zur Zeit, als sie dieselbe dahin ausdehnen wollen, sogleich öffentlich widersprochen worden: so soll man auch dieses dem König von Frankreich vorstellen und ihn ersuchen, auf den westfälischen Frieden Rücksicht zu nehmen, so viele vornehme Reichsstände wider den klaren Buchstaben desselben nicht zu beschweren, sondern vielmehr die zuvor beliebte Entscheidung der Sache durch Schiedsrichter stattfinden zu lassen und inzwischen alle Thätlichkeit einzustellen. Und weil auch vorgekommen, daß gedachte Vasallen wie auch andere Reichsstände auf den nächstkommenden März nach Metz wirklich vorgeladen worden: so sei der Kaiser zu bitten, diese Sache bei dem König von Frankreich, wie auch bei den obengedachten französischen Ministern sobald als möglich vermitteln zu lassen. Was die Beschwerden anderer unmittelbarer Reichsstände und Länder und die Einziehung der Renten und Gefälle des Domkapitels zu Strasburg betreffe, so müsse man, weil es dermalen an hinlänglicher Kenntniß noch ermangle, erwarten, was die gekränkten Stände diesfalls anzeigen werden, und man werde alsdann nicht säumen, ihre Beschwerden zu überle-

gen. Und weil die Stadt Schlettstadt vermöge des Westfälischen Friedens, wie die übrigen Vereinstädte, dem Reiche verbleiben und nach der Verordnung des Nimweger Friedens zurückgegeben werden sollte, so könne man finden, mit welchem Rechte die Krone Frankreich aus dieser auf des römischen Reichs Grund und Boden gelegenen Stadt zu dessen Nachtheil eine Festung machen und für sich behalten wolle, daher man derselben, sowie anderer dem Reiche gehöriger Orte Räumung zu begehren habe. Die Zurückgabe von Mömpelgard könne wider den klaren Inhalt des Münster Friedens von der Krone Frankreich mit Recht nicht verweigert, noch können die übrigen mit unterlaufenden Neuerungen behauptet werden, wie denn sowol die Sprengung der Festung Dachsburg, als die Schleifung anderer im Elsaß liegender Städte und Schlösser gedachtem Friedensinstrument gänzlich zuwiderliefen und die Krone Frankreich um Ersetzung des Schadens belangt werden sollte. Und nachdem die Festung Homburg nach der Verordnung des Osnabrücker Friedens, worauf sich der Nimweger gründet, dem gräflichen Hause Nassau als seinem vorigen Herrn wieder heimfiel: so halte man gleichfalls für billig, daß die Krone Frankreich dasjenige, worin sie gegen diesen Friedensschluß gehandelt habe, zurücknehme und wieder gut mache. Wegen Bitsch erwarte man von den Gekränkten nähern Bericht. Und gleich wie man der Zuversicht lebe, daß der König der Stadt Strasburg das Pontifications Recht zu Kehl, wie sie es bei dem Westfälischen Frieden gehabt, ungekränkt lassen werde, so erwarte man auch eine nachdrückliche königliche Verordnung, daß derselbe die von den französischen Ministern für das Jahr 1680 gefoderten Contributionen und An-

deres, was ihrer Unmittelbarkeit und Freiheit entgegensteht, nicht weiter zugemuthet werden möge" *).

Der Kaiser säumte nicht, dem an seinem Hofe befindlichen französischen Minister de Vitry die gerechten Beschwerden der Reichsstände vortragen zu lassen und auf ihre Abstellung zu bringen. Aber derselbe antwortete, von demjenigen, was das römische Reich und die Stände desselben betreffe, sei ihm nicht das Geringste anvertraut; man müsse sich dieser Sache wegen an Verjus, französischen Gesandten an der Reichsversammlung zu Regensburg, wenden. Um alle in einer so dringenden Sache höchst schädliche Weitläufigkeiten zu vermeiden, beschloß Leopold, den Grafen Franz Heinrich von Mansfeld nach Paris zu schicken.

Da sich mittlerweile die Beschwerden von allen Seiten her häuften, fand die Reichsversammlung für gut, selbst ein Schreiben an den König ergehen zu lassen. „Sie hielten es für ihre Pflicht," sagen darin die Landstände „die wahre Beschaffenheit der Sache dem Könige vorzulegen. Es sei bekannt, daß beim Schlusse des Nimweger Friedens es mit beiderseitiger Einwilligung zu einem öffentlichen Gesetze gemacht worden, daß der Münster Frieden der Grund der öffentlichen Ruhe sein müsse und daher in allen Stücken in seine vorige Kraft zu setzen sei. Diesem zufolge könne Frankreich gewiß mehr nicht fodern, als was in jenem Frieden dieser Krone vertragsmäßig zuerkannt worden. Eine andere Abtretung, als welche im Westfälischen Frieden geschehen und im Nimweger bestätigt worden, könne nicht erwiesen werden. Des

*) Theatrum europaeum. Th. 12. S. 167—169.

Königs eigene sowie andere Documente bewiesen genug, wie oft derselbe bei den westfälischen Friedensverhandlungen und bei anderen Gelegenheiten öffentlich versichert habe, nichts liege ihm näher am Herzen, als daß den Ständen ihre Freiheit und Unmittelbarkeit unerschüttert bleiben möge. Durch die Abtretung der Landgrafschaft Elsaß sei nicht Elsaß abgetreten worden. Wozu es denn sonst nöthig gewesen wäre, daß der Bischof von Strasburg und die zehn Vereinstädte nebst den übrigen in dieser Gegend gleich nach dem westfälischen Frieden in ihre alte Freiheit, Unmittelbarkeit und Rechte gesetzt, die Truppen sogleich aus den besagten Orten abgeführt und den Besitzern die Freiheit ertheilt worden, sie mit ihren eigenen Truppen wieder zu besetzen? Wozu es dann nöthig gewesen wäre, freien Durchzug der französischen Truppen, die Neutralität der Stadt Zabern und die Zerstörung der Festungswerke von Benfeld und dergleichen mehr zum Besten Frankreichs namentlich zu bedingen, wenn beide Elsasse dieser Krone wären abgetreten worden? Gesetzt, vor einem oder dem andern Jahrhundert hätten einige Orte zu denjenigen gehört, die im westfälischen Frieden an Frankreich abgetreten worden, so könne doch durchaus nicht gefolgert werden, daß sie zur Zeit des geschlossenen Friedens, besonders da ein Anderer sie damals besaß, zu demselben gehört haben, indem nichts weiter abgetreten worden, als was das Haus Oestreich damals in dieser Gegend besessen. Auch unter was immer für einen Namen von Dependenzen können freie Reichsstände nicht verstanden werden, da ein Reichsstand von dem andern nicht abhänge, sondern ein jeder für sich bestehe. Noch weit unbilliger würde es sein, Stände, die ihre Rechte auf einen uner-

denklichen Besitz gründen, gegen alle Rechte zu zwingen, daß sie die Rechtmäßigkeit ihrer Besitzungen darthun sollten. Die Besitzungen und Herrschaften der ganzen Welt würden dadurch unsicher werden. Die königlichen Tribunäle von Metz und Breisach, die nicht nur in Ansehung unmittelbarer Reichsstände keine rechtmäßigen Richter seien, sondern die Stelle eines Klägers und Richters zugleich vertreten, behaupteten zwar, alles, was seit Jahrhunderten von den drei Bisthümern, von Ober- und Unterelsaß, von der Landvogtei Hagenau und der Propstei Weißenburg abhange, sei dem Könige abgetreten worden und müsse daher demselben wieder verschafft werden. Da aber diese nackte Behauptung gänzlich grundlos sei und das Friedensinstrument derselben offenbar widerspreche, so überlasse man dem Urtheile des Königs und des ganzen Europa, ob diese Erklärung der Tribunäle statthaben und ob Frankreich die Territorien und Rechte mittelbarer Stände an sich ziehen könne. Einer solchen Meinung beizustimmen, verbiete ihnen die Rücksicht, die sie ihrem Vaterlande schuldig seien" *).

Diesem Schreiben fügte die Reichsversammlung noch verschiedene andere Gründe bei und gab sich besonders Mühe, durch Auslegung derjenigen Stellen des westfälischen Friedens, welche sich auf die gegenwärtige Streitigkeit bezogen, ihre Gerechtsame darzuthun. Zuletzt baten sie, der König möchte diese Sache an den von diesem Reichstage schon längst festgesetzten schiedsrichterlichen Ausspruch verweisen, die übrigen Reichsstände aber ihre Unmittelbarkeit und Freiheit ungestört genießen lassen, die

*) Pachner, Sammlung der Reichsschlüsse Th. 2. S. 259. fg.

Beschwerden abstellen, Jeden in das Seinige wiedereinsetzen und durch die That zeigen, daß er nach dem Sinne seiner eigenen rühmlichsten Erklärung den Frieden in dem heiligen römischen Reiche unverletzt zu erhalten gesonnen sei. Zugleich schickte die Reichsversammlung ein Schreiben an den König von England ab, des Inhalts: „Es werde ihm bekannt sein, wie feindlich Frankreich gegen die deutschen Reichsstände verfahren sei, sodaß außer dem glänzenden Namen des Friedens nichts übrig zu sein scheine. Daher hätten sie es, da die Gekränkten sich an die Reichsversammlung um Hülfe gewandt, für ihre Pflicht gehalten, dem Könige von Frankreich die ganze Lage der Sache vorzustellen. Obwol sich nun von der billigen Gesinnung und Gerechtigkeitsliebe desselben nichts Andres hoffen lasse, als daß er ihren Gründen und ihrem Verlangen werde stattgeben: so hätten sie es doch für nöthig erachtet, dem Könige von England, auf dessen Ansehen und Bürgschaft der Nimweger Friede beruhe, als beiderseits angenommenen Vermittler, im Namen der Reichsstände Nachricht davon zu ertheilen und zu bitten, daß er, seinem königlichen Eifer gemäß, den er stets zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe gezeigt, dem Könige von Frankreich über das, was zum Nachtheile derselben vorgenommen worden, Vorstellung mache und desselben Gemüth durch seine Verwendung dahin lenken möge, daß allen Gewaltthätigkeiten Einhalt gethan, alle Neuerungen wieder aufgehoben und größere Uebel verhütet werden, die bereits erregte Streitigkeit aber entweder durch gütlichen Vergleich oder durch den schon lange beschlossenen Schiedsrichterspruch, oder durch einen anderen geziemenden Rechtsweg beigelegt werden möge."

Der Kurfürst von der Pfalz glaubte sich am besten gerathen, wenn er selbst auch eine Gesandtschaft nach Frankreich schickte und die Abstellung der Beschwerden durch einen mündlichen Vortrag zu bewirken versuchte. Freiherr von Eck ging auf sein Geheiß im April nach Paris und erhielt endlich am 26. Mai Audienz bei dem Könige. Da er außerdem, daß er ihm zwei Memoriale und ein Schreiben des Kurfürsten überreichte, auch mündlich seine Gründe gegen die französischen Anmaßungen vorlegte und ihn bat in Ansehung der Vogtei Germersheim nach Gerechtigkeit zu verfahren, so versprach Ludwig, dessen eingedenk zu sein, und wies ihn, der Antwort wegen, an seinen Minister Colbert. Nach einigen Tagen gab ihm dieser Folgendes zu vernehmen: „Er könne ihm nichts Anderes sagen, als was er ihm schon zuvor gemeldet habe, nämlich daß sein König nichts Anderes begehre, als was ehemals zum Elsaß gehört habe und ihm rechtmäßig gebühre, weil man ihm dieselben Landschaften und Dependenzen in den Münster und Nimweger Friedenstractaten abgetreten habe. Bei der Friedensverhandlung zu Nimwegen habe er sich deutlich genug herausgelassen und man habe sich damals nicht entgegengesetzt, noch das Geringste dabei geredet. Sollten aber der Kaiser oder seine Minister etwas zum Nachtheile der Stände bewilligt haben, so müßten sie dasselbe mit Geduld auf sich leiden und, was nicht mehr zu ändern sei, geschehen lassen. Der Punkt von der Abtretung des Elsasses an die Krone Frankreich mit allen Dependenzen sei eines der vornehmsten Stücke gewesen, worauf der Friede beruhte. Da die Kaiserlichen zu verschiedenenmalen Einwendungen dagegen gemacht hätten, so habe man bereits beschlossen, die Tractate ganz

und gar abzubrechen; jedoch sei endlich der Vergleich getroffen worden, daß das ganze Elsaß sammt Dependenzen der Krone Frankreich verbleiben solle" *). Vergebens führte der Freiherr v. Eck die überzeugendsten Gründe an, daß dem Könige nicht der geringste Anspruch auf diejenigen Bezirke und Gerechtsame gebühre, die er für sein Eigenthum ausgebe, Colbert blieb unabänderlich bei dem stehen, was er einmal erklärt hatte.

Es gehört ein hoher Grad von Dreistigkeit, verbunden mit einem stolzen Gefühle der Uebermacht dazu, in einer Sache, die nur erst ein Jahr zuvor verhandelt wurde, vor Personen, welche selbst mit dabei gewesen und das wahre Verhältniß genau kannten, grade das Gegentheil dessen zu behaupten, was wirklich ausgemacht worden. Allen bei den Friedensverhandlungen zu Nimwegen anwesenden Botschaftern war es bekannt, daß die französischen Gesandten weder geradezu noch durch einen Umweg eine Foderung wegen Abtretung des Elsasses gemacht hatten, welche sich weiter erstreckt hätte, als was der westfälische Friede in dieser Sache bestimmt hatte.

Während der ganzen Zeit der Unterhandlungen ward darüber nichts verhandelt, ja nicht einmal gesprochen. Vielmehr bestanden die Franzosen ausdrücklich darauf, daß der westfälische Friede in allen seinen Punkten sollte aufrecht erhalten werden. Wie man hierauf die Bedingnisse des Friedens näher auseinandersetzte, kam wieder kein Wort von den Foderungen des Elsasses vor, sowie auch in den wirklich darauf erfolgten Friedenstractat keine Meldung davon geschah. Aber Ludwig blieb nun einmal bei seinem

*) Theatrum europaeum. Th. 12. S. 135.

angenommenen System und antwortete den Reichsständen auf ihr an ihn gesandtes Schreiben unterm 10. October 1680 in eben demselben Tone, welchen sein Minister gegen den Gesandten des Kurfürsten von der Pfalz angestimmt hatte: „Er könne den Inhalt ihres Schreibens keiner andern Ursache beimessen, als daß diejenigen, die in ihrem Namen den Conferenzen zu Nimwegen beigewohnt, sich nicht mit Ernst angelegen sein ließen, ihnen von den Hauptschwierigkeiten, welche so lange Zeit auf derselben Versammlung seien verhandelt und endlich durch einen von ihnen bestätigten Schluß zu Ende gebracht worden, Bericht zu erstatten. Er trage kein größeres Verlangen, als denselben zu handhaben und ihnen darzuthun, daß die Plätze und Gerechtsamen, die er in Besitz nehmen lassen, der Krone Frankreich so rechtmäßig zugehören, daß Niemand einen Zweifel darüber haben könne. Er hätte nicht geglaubt, daß man den alten Vorschlag von einem Schiedsgerichte, welches er vor dem Kriege um so lieber angenommen, je unstreitiger seine Rechte gewesen, wieder hervorsuchen würde; damals habe er nur zur Erhaltung des guten Verständnisses mit dem deutschen Reiche darein gewilligt. Um die Vortheile, welche der Münster Frieden dem Könige überlassen, zu zernichten, hätten die Minister der Reichsstände ihren Vorschlag von einem Schiedsgerichte neuerdings auf die Bahn gebracht und seien lange darauf gedrungen, bis endlich die Minister derjenigen, welche im Kriege am meisten gelitten, sie bewogen hätten, davon abzustehen. Niemand werde widersprechen, daß durch diese Abtretung der Friede zu Stande gekommen sei. Er könne nicht glauben, daß sie, nachdem er alle Verbindlichkeiten des Friedens so glücklich erfüllt

habe, gesonnen sein werden, die alten Foderungen, welche so lange Zeit zu Nimwegen Streit und Zank erweckt hätten und die zu keinem andern Ende, als den Frieden zu beeinträchtigen, auf die Bahn gebracht werden könnten, geltend machen zu wollen; sondern er sei vielmehr der Meinung, sie werden ebenso viel Aufrichtigkeit haben, als er jederzeit bezeugt habe, und denjenigen das Stillschweigen auferlegen, welche das Band der Freundschaft durch dergleichen Klagen trennen wollen. Wofern aber irgend ein Reichsstand der Meinung wäre, daß ihm außer jenen Plätzen, welche der Friede zu Münster der Krone Frankreich zuerkannt habe, einige andere seien abgenommen worden, worauf der König keinen rechtmäßigen Anspruch habe; so erbiete er sich, mit nächstem eine Revision dessen, was seine Commissairs werden ausgesprochen haben, vorzunehmen, und es werde ihm jederzeit lieb und angenehm sein, wenn er Etwas zu seiner Nachbarn Zufriedenstellung werde beitragen und ihnen Anlaß geben können, seine Billigkeit zu rühmen. Auch könne er nicht verhehlen, daß schon seine Geduld in Ertragung der hitzigen Maßregeln derjenigen, welche den Ständen in anzüglichen Schriften ungleiche Gedanken von seinen Absichten einflößen wollten und die in ihren Schmähschriften und Intriguen gegen ihn kein Maß hielten, ein überzeugender Beweis seiner übermäßigen Neigung sei, die Ruhe zu schützen und zu handhaben" *).

Wäre das Reich nicht schon ganz zerrüttet, erschöpft und über sein wahres Heil durch die unselige Einwirkung französischer Grundsätze und Sendlinge verblendet gewe-

*) Pachner am ang. Ort Th. 2. S. 271 fg.

sen, so hätten alle Hände zu den Waffen greifen müssen, um die einzige Antwort zu geben, welche ein in der Geschichte so unerhörter Frevel, eine so freche Verletzung aller Treue und Verträge verdiente. Auf die unterthänigen Beschwerdeschriften des Reichstags erfolgte immer die leere, nichtssagende Antwort „der König thue ja Nichts, als wozu er das klarste Recht habe, und suche nur den Münster und Nimweger Frieden, der ihm zu seinen Schritten die bestimmteste Befugniß gebe, in Ausführung zu bringen.

Die Reichsstände griffen nun die kaiserlichen Unterhändler an, die sich aber in weitläufigen Schriften vertheidigten, „es wäre ihnen nie in den Sinn gekommen, daß die Franzosen mit so ganz unstatthaften Folgerungen auftreten würden," und sie betheuerten feierlich, daß bei den Friedensunterhandlungen von den Reunionen gar keine Rede gewesen sei. Die Franzosen verspotteten die Deutschen und ließen sie sich in Schriften und Protestationen so viel und so kräftig verwahren, als sie wollten; sie hatten schon dafür gesorgt, daß der Vorschlag des Kaisers, eine bedeutende Kriegsmacht nach einem neuen, sehr zweckmäßigen Plan zusammenzubringen, eben nur Vorschlag bleiben sollte und die Deutschen sich immer mit den beliebten halben Maßregeln aufhielten, während sie selbst von einer Gewaltthätigkeit zur andern fortschritten. Um völlig alle Hindernisse zu beseitigen, brachte Ludwig durch den kaiserlichen Gesandten in Paris, Grafen von Mansfeld, anstatt des früher von ihm angedeuteten Revisionsverfahrens, welches er seinen eignen Gerichtshöfen (Kläger und Richter in einer Person) hatte übertragen wollen, einen in Frankfurt zu haltenden Congreß aus Deputirten beider Theile zur Regulirung der streitigen Angelegenheit

in Vorschlag. Kaiser und Reich nahmen diesen Vorschlag mit Freude an, ernannten ihrerseits Deputirte (Seitens des kurfürstlichen Collegiums: Kurmainz und Kursachsen, Seitens des fürstlichen: Oestreich, Bamberg, Baiern, Pfalz-Lautern, Sachsen-Weimar und Braunschweig; Seitens des städtischen: Köln und Regensburg) und erwarteten, daß zu der auf den 31. Juli 1681 festgesetzten Eröffnung auch die französischen Abgeordneten sich einfinden würden. Diese aber zögerten in Höchst und ließen den Deutschen Muße, über die Plätze, welche die Gesandten in den verschiedenen Sitzungen mit und ohne Theilnahme der Franzosen an den Sitzungstischen einnehmen sollten, sich zu berathen! Der Reichstag in Regensburg gab hierüber (den 18. August) ein Gutachten ab und ein kaiserliches Commissionsdekret vom 10. September ließ den Reichsständen zwei Schemata für diese Plätze mit der Aeußerung zugehn, daß der Kaiser nicht zweifle, die Sessionen würden darnach eingerichtet werden, „damit die allerhöchst kaiserliche Präminenz observiret und allen Difficultäten, welche die französische Gesandtschaft obmoviren könnte, vorgebaut werden möge."

Während so der alte erbärmliche Zank über Ceremoniel und Etikette ausgefochten wurde, gingen die Reunionen ungestörten Ganges fort und die Franzosen hatten den letzten, entscheidenden Schlag geführt.

V.

Der Ausspruch der breisacher Reunionskammer (9. August 1680) beraubte auch Strasburg des Besitzes mehrer

Landvogteien *). Darüber brachte die Stadt Klage beim König an und rief ihm das im vorhergegangenen Jahre von ihm selbst gegebene und durch seinen Residenten wiederholte Versprechen, daß die Dinge in den vorigen Stand eingesetzt werden sollten, in das Gedächtniß zurück; auch habe sie die Nachricht, die französischen Truppen würden in den reunirten Orten Winterquartiere beziehn, sehr betroffen, und man hoffe, daß nichts Wahres daran sein werde.

Als Antwort kam die Auffoderung an die Stadt Strasburg, dem König von Frankreich den Eid der Treue zu schwören. Der Magistrat sprach von ihrer Pflicht als

*) Einer der Secretaire aus der Stadt Strasburg, in Begleitung seines Advokaten, erschien als Abgesandter des Senates der Stadt und erklärte: „die Vogteien von Wasselen, Barr und Illkirchen, auch durch bischöfliches Lehn die Vogtei Marlem gehören in Eigenthum und allen andern Rechten zur Stadt Strasburg, zufolge des Kaufbriefes, der Investitur und Verjährungszeit. Niemals seien die genannten Vogteien in irgend einer Weise Dependenzen der königlichen Landvogtei zu Hagenau, noch der Provinzialvogtei der zehn Städte gewesen, noch haben sie jemals mit ihnen Etwas gemein gehabt, sie gehen unmittelbar zu Lehn beim Reich nach Vorschrift des Artikel 15 des westfälischen Friedens, der mit den Worten beginnt: „teneatur rex christianissimus." Sie erböten sich Rechtstitel nachzuweisen, daß sie schon seit undenklicher Zeit in Besitz der genannten Orte seien mit voller Hoheit und Gerichtsbarkeit. Sie verlangen drei Monate Zeit, um sie vorzulegen, unterdessen aber in ihren Rechten nicht gekränkt zu werden, und im Weigerungsfall behalten sie sich in bester Form alle Rechte vor, was sich nur für den Schutz der Reichsunmittelbarkeit ihrer Stadt und deren Dependenzen und Privilegien thun könne". Extrait de l'arrêt du conseil souverain d'Alsace séant a Brissac, portant que le roi sera mis en possession de la souveraineté de la basse Alsace et de toutes les terres et seigneuries situées en la haute Alsace. Coste Réunion de Strasbourg. S. 78. pr. 30.

unmittelbare Reichsstadt und von der Unmöglichkeit, einer fremden Macht den Eid der Unterthänigkeit zu leisten. Man erwiderte ihr darauf, auf die Reichsunmittelbarkeit der Stadt sei es durchaus nicht abgesehn, da sie aber mehre im Elsaß gelegene Vogteien besitze, könne sie sich nicht weigern, den König Ludwig XIV. von Frankreich, welcher davon so gut wie vom ganzen Elsaß der Oberherr sei, als solchen anzuerkennen, und nur unter diesem Bezuge solle sie den Eid leisten; widerstrebe sie, so werde man sie mit Gewalt der Waffen zu zwingen wissen.

Dies war der erste gegen die politische Existenz und Unabhängigkeit Strasburgs geführte Anschlag. Wohl begriff der Senat die ganze Gefahr, worin er schwebte. Der Syndikus Joachim Frantz wurde an den Kaiser und den Reichstag abgeschickt. Er hatte die verzweifelte Lage der Stadt, ihre Finanzbedrängnisse, ihren ruinirten Handel, ihre zerstörten Festungswerke, ihre ausgewiesne Besitzung gut schildern. Was erhielt er? — schöne Worte und sehr vage Versprechungen. Der Kaiser, mit der Sorge um seine Erblande durch die Empörung in Ungarn und die drohende Kriegsgefahr von den Türken *) beschäftigt, hatte nicht Zeit, an die Stadt Strasburg zu denken. Als endlich die Reunionskammern seinen eigenen Besitzungen immer näher kamen, haben wir oben gesehn, mit wie großen Vorbereitungen man zu einem sehr winzigen Re-

*) Die Türkenkriege, welche damals die östreichischen Erblande und ihre Hauptstadt selbst gefährdeten, waren zum großen Theil die Folge des französischen Einflusses bei der Pforte. Ludwig hielt seit 1673 eine Gesandtschaft in Konstantinopel, welche ein geheimes Bündniß zwischen dem allerchristlichsten König und dem mächtigsten Fürsten des Halbmonds unterhandeln mußte!

sultate gelangte. Des Kaisers Vorstellung am versailler Hof galt auch nur für den unmittelbaren Adel des Elsasses, des Bollwerks von der Freiheit deutscher Grenzen, Strasburgs, ist mit keiner Sylbe erwähnt.

So stand die Stadt allein, in hülfloser Lage, vom eignen Vaterlande, der Nation und dem Kaiser schmählich verlassen, der Habgier eines mächtigen Königs preisgegeben, da dessen Ehrgeiz hätte ganz Europa in Fesseln schlagen mögen. Wie sollte sie widerstehen? Und doch ist sie nicht der Gewalt, nur dem Verrath unterlegen.

Die große Mehrzahl von Strasburgs Bürgern war durchaus deutsch und gegen die Franzosen, die sie als Feinde des Vaterlandes und als Unterdrücker ihrer Freiheiten verabscheuten, aufgebracht. Selbst in der peinlichsten Lage verzweifelte sie nicht und hatte Muth und Ausdauer, um sich bis zum Aeußersten zu vertheidigen. Im Schoose ihrer Obrigkeit wuchs die Schlange des Verraths.

Der gegenwärtige Resident des französischen Königs in Strasburg hieß Frischmann und war seit dem 21. Juni 1679 accreditirt. Sein Vorgänger, Hr. von Laloubère, hatte vor dem allgemeinen Haß der Bürgerschaft zurückweichen müssen. Das Ceremoniel, worauf man in damaliger Zeit den größten Werth legte, verstand die französische Diplomatie in besonders verbindliche Formen einzukleiden. Ihnen ist kein kleiner Theil der überraschenden Erfolge von Ludwig's Staatskunst zuzuschreiben. In Strasburg schien man viel auf den Händedruck zu geben, welchen die fremden Gesandten bei feierlichen Anlässen den Senatoren gaben. Hr. Frischmann wurde daher in seiner Instruction besonders angewiesen, solche Gelegenheit, sich populär zu machen, ja nicht außer Acht zu lassen.

Mit großem Eifer hatte man im Jahre 1680 an der Wiederherstellung der einige Jahre vorher zerstörten Rheinschanzen gearbeitet. Plötzlich erschien eine Reclamation des Ministers Louvois, diese Arbeiten einzustellen. Der strasburger Senat, um dem Minister seinen guten Willen kundzugeben, zeigte ihm durch ein Schreiben vom 6. Febr. 1681 an, daß, wiewol er zufolge des Münster und Nimweger Friedens ein Recht zu den Festungswerken in Kehl habe, er dennoch dieselben habe abtragen lassen. Indeß reichte dies Opfer nicht zu, es blieb noch ein andrer Punkt zur Entscheidung, worüber Louvois bald darauf neue Zumuthungen stellte. Nach Abzug der kaiserlichen Besatzung hatte die Stadt, um sich nicht ganz aller Vertheidigung zu entblößen, die Schweizerregimenter im Sold zurückbehalten. Jetzt verlangte der Minister, zur Ausführung der Friedensverträge müsse auch diese Truppe verabschiedet werden. Der — bereits bestochene — Senat gab nach und entließ die Schweizer.

Eine so gefährliche Concession erregte die Besorgniß aller derer, welche den Ehrgeiz der französischen Krone kannten. Der Hr. von Mercy, dessen wir schon oben gedachten, ging in stillschweigender Vollmacht des Reichstages nach Strasburg, theils um die Bewegungen der französischen Armee im Elsaß zu beobachten, theils um sich über den Zustand der Stadt zu unterrichten, deren von Seiten Frankreichs drohende Gefahren der Syndikus Frantz mit eindringlicher Rede in Regensburg entworfen hatte.

Louvois, dem dieser Anlaß eines vermeintlichen Friedensbruches zu seinem eignen wahrhaftigen willkommen war, beschloß nunmehr, sei es auf gutem Wege oder

mit Gewalt Strasburg der französischen Herrschaft ohne allen Vorbehalt zu unterwerfen. Leicht überzeugte er den Sinn seines Monarchen, daß nach den Sätzen des Münster und Nimweger Friedens Ober- und Unterelsaß der Souverainetät Frankreichs überwiesen worden, daß die Stadt Strasburg um nichts mehr privilegirter als die zehn Städte der Hagenauer Landamtschaft, und daß die dem Münster Frieden beigefügte Beschränkung kein rechtmäßiges Hinderniß seiner Absicht in den Weg stelle, dem souverainen Kronengut (souverain domaine), wozu ihm der Münster Friede das ganze Elsaß bewilligt habe, die gebührende Ausdehnung nach seinen natürlichen Grenzen zu geben.

Nachdem durch solche staatsrechtliche Philosophie die Sache so weit in Richtigkeit war, traf Louvois alle Maßregeln, welche deren Bedeutung verlangte. Wollte er mit offner Gewalt sich Strasburgs bemächtigen, so fürchtete er das in seiner Geduld bald aufgezehrte Deutschland gegen sich zu bekommen, er fand es daher, um sichrer zum Ziele zu gelangen, geeigneter, in der Stadt selbst verrätherische Unterhandlungen anzuknüpfen. Zuverlässig war sein Plan, Strasburg mit Frankreich zu vereinigen, schon seit langer Zeit gefaßt und alle Klagen, welche er gegen die Wiederherstellung der Kehler Festungswerke und gegen die Schweizer Garnison, deren Entfernung er bewirkte, erhoben hatte, geschahen nur in der Aussicht, sich den Weg von Schwierigkeiten zu ebnen.

Mit einer Thätigkeit unter tiefster Verborgenheit, welche Europa überraschten, vollstreckte Louvois die Befehle seines Königs. Unter dem Vorwand, an den Festungen zu arbeiten, ließ er zahlreiche Truppentheile in Lothringen, die

Freigrafschaft und in das Elsaß einmarschiren. In entfernten Orten ließ er Getreide mahlen, das Mehl in Paris in Kästen packen und Ueberschriften darauf setzen, welche glauben ließen, es wären Waffen darin, nach Breisach und andern festen Plätzen bestimmt. Diese Zufuhr ging lange Zeit fort, ohne daß Jemand die Zwecke des Hofes errieth. Einmal zerbrach unterwegs einer von den Kästen und es zeigte sich sein eigentlicher Inhalt. Mehr bedurfte es nicht, um Aller Furcht auf einen neuen Anschlag zu erwecken, man dachte sogleich an Strasburg. Der französische Resident daselbst schrieb in einem Brief vom 26. Juni an den König: „Sire, die Bewegungen von Ew. Majestät Truppen in diesen Quartieren und ein ärgerliches Gerücht, das seit acht Tage die Runde macht, haben die Stadt so in Aufregung gesetzt, daß es meiner fortdauernden Anwesenheit und möglichsten Ueberredungskunst bedurfte, die alarmirten Gemüther zu beruhigen" *). In einer andern Depesche vom 6. Juli heißt es: „Sire, seit meinem letzten Bericht glaube ich bemerkt zu haben, daß einige mit Pulver und Kugeln beladene Wagen, die in den Elsaß gekommen sind, die Herren in Strasburg bestürzt gemacht haben. Der Stadtrichter, Hr. v. Zedlitz, einer der ersten, klügsten und, wenn ich sagen darf, wohlgesinntesten von dem Rathscollegium, hat ziemlich lebhaft darüber mit mir gesprochen und mir bekannt, daß man sich hier von den kriegerischen Vorbereitungen mitten im tiefsten Frieden keine andre Vorstellung mache, als daß die Stadt unglücklich genug gewesen sei, sich eine Minderung in Ew. Majestät Huld und Gnade zugezogen

*) Coste a. a. O. S. 84. pr. 43.

zu haben. Diese Besorgniß begleitete er mit tiefer Unterthänigkeit und Ehrfurcht für Ew. Majestät und versicherte mir nachdrücklich, der Magistrat denke durchaus nicht mit dem kaiserlichen Bevollmächtigten, Hrn. von Mercy zu unterhandeln und noch weniger kaiserliche Truppen aufzunehmen. Zugleich versicherte mir Hr. v. Zedlitz, er sei bereit, in einen angelegentlichern Verkehr mit mir zu treten als die andern Herren des Senats. Ich glaubte, Sire, ihm meinen besondern Dank für die Dienste auszusprechen, welche er durch Ueberbringung obiger Nachricht der französischen Sache geleistet, und ihm das Versprechen geben zu müssen, daß ich Ew. Majestät von seinem Eifer, seiner Unterthänigkeit und seiner Ergebenheit in Allerhöchstihre Interessen in Kenntniß setzen werde."

Um diese Aufregungen zu beschwichtigen, schickte der Minister Louvois allen Offizieren, die im Elsaß standen und darum gebeten hatten, den Abschied und beruhigte damit einigermaßen die Gemüther. Allein die schwüle Luft banger Erwartung wurde nicht gereinigt. Jene militairischen Rüstungen hatten auswärts widergehallt und man fürchtete den Bruch der in Frankfurt zusammengetretenen Conferenzen. Der französische Gesandte beim Regensburger Reichstag erhielt Befehl, mit möglichster Vorsicht über die Angelegenheiten des Kaisers zu sprechen. Nach und nach geriethen die dem Elsaß zunächst gelegenen Reichsstände in große Besorgniß, durch ganz Schwaben tönte der Kriegslärm, der Prinz von Lothringen begab sich incognito nach Konstanz und der Graf von Durlach hob bereits Mannschaft aus, nachdem er die Besatzung von Hochburg verstärkt hatte.

Während dies Alles außer den Mauern Strasburgs

vorging, verlängerte sich der Aufenthalt des Hrn. v. Mercy daselbst und sein Kommen und Gehen von und zu den benachbarten deutschen Fürstenhöfen ließen den Senat befürchten, es möge Frankreich daran einen Anlaß nehmen, mit der Republik zu brechen. Dem französischen Residenten wurden zwar die eifrigsten Freundschaftszusicherungen gegeben, doch scheint aus seinen Briefen an das französische Cabinet viel Mistrauen heraus, denn es mußte ihm natürlich vorkommen, daß eine Stadt, deren politische Existenz bedroht war, für die hereinbrechende Noth Hülfe bei dem Lande suchte, dem sie nach Ursprung und Geschichte, nach Gesetz und Recht angehörte. Strasburg that ja nur seine Pflicht, wenn es den Kaiser und das Reich von der Beeinträchtigung seiner Hoheitsrechte in Kenntniß setzte und die Integrität des reichsstädtischen Gebietes stand so gut als die Integrität des deutschen Reichsgebietes in dem Schutze der ganzen Nation.

Der viele diplomatische Verkehr des französischen Residenten mit den Rathsherren in Strasburg gab jenes Scharfblick bald Gelegenheit, die Gesinnungen dieser Herren zu unterscheiden. Der schlimmen Krisis, worin sie sich befanden, unterlag manches patriotische Gewissen, manche politische Ehre. Bald hatte Hr. Frischmann willige Creaturen geschaffen, die den arglistigen Planen seines Königs die landesverrätherische Hand entgegenreichten. Er selbst schrieb zu Ende Juli an Ludwig die bemerkenswerthen Zeilen: „Wenn ich nicht wüßte, Sire, und woran ich gar nicht zweifeln kann, daß alle Rathsherren dieser Stadt, deren fünf sind, sich auf das tödtlichste hassen, so glaube ich, sie wären Alle zusammen gekommen, mir ihre Dienste anzubieten, da innerhalb zwei Tagen ein Je-

der von ihnen es gethan hat. Doch scheint es mir, es ist mehr die Eifersucht, welche sie dazu verleiten mochte." Die Namen jener deutschen Männer, welche zum Verrathe der deutschen Reichsstadt Strasburg an die Krone Frankreich mit ihren Emissairen Verhandlungen pflogen, sind v. Zedlitz, Güntzer, Stößer, Obrecht *).

*) Zedlitz war Stadtrichter, Güntzer Rathsschreiber, Stößer und Obrecht Senatoren. Den vertrautesten Umgang mit dem französischen Residenten hatte Güntzer. Frischmann erwähnt seiner oft in den Briefen an den König: „es scheint, dieser Mann wolle sich in gutes Einverständniß mit mir setzen und sich durch Entdeckungen und Vertraulichkeiten mir verbinden. Es ist aber auch wahr, er wird der Einzige in dieser Stadt sein, der Etwas von Bedeutung zu unternehmen vermag und den Muth hat, eine Sache auf die Spitze zu treiben. Es scheint mir, daß seine Herren ihn hassen. Wie gesagt, Sire, ich glaube, man kann diesen Menschen mit Vortheil zu den Diensten Ew. K. Majestät gebrauchen." In einer andern Depesche, wo von der zweideutigen Gesinnung des Senats die Rede ist, heißt es in Bezug auf Güntzer „diesen hassen und fürchten Alle gleichermaßen." Dem Dr. Stößer traut der französische Gesandte weniger. Er habe ihn immer für einen Deutschen und Kaiserlichen gehalten, doch neuerdings sei er von seinem Antrag überrascht worden, für die französische Sache zu wirken. „Ob ich nun gleich eben keine Ursache habe, mich von Seiten dieses Raths einer besondern Aufrichtigkeit rühmen zu können, so scheint es mir doch von Nutzen, denselben, sei es auch nur um ihn den östreichischen Cabalen verdächtig zu machen, auf unsre Seite zu ziehen." An einem andern Orte. „Ich unterlasse nicht, Sire, Hrn. Stößer fortwährend zu liebkosen und ihm in der Ferne die Aussicht zu zeigen, wie er sich des Wohlwollens Ew. Majestät würdig machen könne. Er scheint mir mehr, als jemals, bereiten Willens zu sein, und ich hoffe, er wird die Gelegenheit wahrnehmen." Des Hrn. v. Zedlitz ist bereits oben erwähnt worden, über die specielle Theilnahme Obrecht's finden sich nirgends Notizen;

Als die Umtriebe nach Wunsch des französischen Hofes gingen, so wurden die Truppen unter dem Vorwand eines Garnisonwechsels versammelt und die beurlaubten Offiziere zu ihren Regimentern einberufen. Louvois sandte Memoriale und Instructionen aller Art an Hrn. de la Grange, den königlichen Intendanten der Provinz, der bereits in das Geheimniß des Anschlags eingeweiht war *).

Alles geschah mit dem tiefsten Geheimniß. Ein Brief Louvois' aus Fontainebleau vom 25. August schrieb dem Intendanten folgendes Benehmen vor: „Ich benachrichtige Sie, daß die die Ihnen bekannte, bei Ihrer letzten Anwesenheit in St. Germain anvertraute Unternehmung betreffenden Instructionen am 10. des nächsten Monats in der Abtei Lurn in der Freigrafschaft ankommen werden. Tragen Sie Sorge, daß zwei zuverlässige Leute meine Abgesandten in dem der Abtei zunächst gelegenen Wirthshaus erwarten. Geben Sie ihnen einen gesiegelten Brief, an Hrn. Mezières adressirt, worin Sie an diesen die Worte schreiben: „ich bitte Sie, denjenigen, welche Ihnen diesen Brief überreichen, das Ihnen von Hrn. v. Louvois anvertraute Paket einzuhändigen." Sie selbst mögen sich zu gleicher Zeit nach Belfort begeben unter dem Vorgeben, die Festungswerke zu besichtigen, und werden da-

---

s. übrig. Coste a. a. O. pr. 45, 46, 48, 49, 50, 51, 52, 63 und 75.

*) Es gab eine an den General von Montclar ausgefertigte Instruction über die Angriffsweise Strasburgs mit Bezug auf die Operationen, wodurch die Deutschen, deren Anrücken zum Entsatz der belagerten Stadt erwartet wurde, sowol von der Seite des Ober- als Niederelsasses abgehalten werden sollten. Diese Urkunde ist aber leider verloren gegangen.

selbst die Rückkehr Ihrer Leute erwarten. Diese müßten auf dem Hute ein blaues und gelbes Band tragen, damit meine Abgesandten sie erkennen können." *)

*) Damit steht ein Ereigniß im Zusammenhang, das sich zuerst in einer historischen Sammlung, die unter dem Titel „Paris, Versailles et les provinces au 18. siècle." Paris 1817. erschienen ist, findet und von Kenzinger, Hermann und Aufschlager nacherzählt wird. Hr. v. Chamilly erhielt eines Tages von dem Kriegsminister Befehl, vor ihm zu erscheinen und für eine wichtige Sendung, womit er ihn beauftragen wollte, die Instruction entgegenzunehmen. „Reisen Sie, sagte der Minister, noch diesen Abend nach Basel in der Schweiz, Sie werden in drei Tagen dort sein, am vierten, Punkt zwei Uhr nach Mittag, stellen Sie sich auf die Rheinbrücke, ein Heft Papier, Feder und Tinte zur Hand, mit größter Genauigkeit beobachten und schreiben Sie Alles, was während zwei Stunden unter Ihren Augen vorgeht, auf. Punkt vier Uhr nehmen Sie Postpferde, reisen ab, fahren Tag und Nacht und bringen mir Ihre Beobachtungen. Zu welcher Stunde Sie auch ankommen, stellen Sie sich mir sogleich vor."

Hr. v. Chamilly, zwar erstaunt über eine Sendung, die ihm so kindisch vorkam, gehorchte ohne Zögern. Er kommt in Basel an, stellt sich am bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde auf die Brücke und schreibt, was vor seinen Augen geschieht, auf — ein Marktweib mit ihren Fruchtkörben, ein Reisender zu Pferd in blauem Rock, ein zerlumpter Bauer, Lastträger u. s. w. Um drei Uhr bleibt ein Mann in gelber Weste und Hosen mitten auf der Brücke stehn, tritt nach dem Fluß zu, lehnt sich auf die Brüstung, sieht in das Wasser hinab, tritt einen Schritt zurück und führt mit einem großen Stock drei vornehmliche Stöße auf das Pflaster des Fußwegs. Alle diese Handlungen und noch andre, die gleich unwichtig erscheinen, werden gewissenhaft zu Papier gebracht. Es schlägt vier Uhr. Hr. v. Chamilly steigt in den Wagen und kommt zwei Tage darauf nach Mitternacht in Paris an, verlegen über die geringe Wichtigkeit der Nachrichten, die er überbringt. Die Thüren öffnen sich sogleich, mit Begier greift Lou-

Vauban, der berühmte Strategiker, wurde, jedoch unter dem strengsten Incognito, nach dem Elsaß beordert; er mußte eine Reise nach Italien vorgeben, Seitenwege einschlagen und die großen Städte und bevölkerten Gegenden vermeiden, zum 4. October aber hatte er sich an dem bezeichneten Orte (vor Strasburg) einzufinden. Endlich sollte der Minister Louvois selbst heimlich Fontainebleau verlassen. „Wenn Sie" schreibt er den 10. September an Hrn. von La Grange, „wenn Sie und der General von Montclar alle die Depeschen und Instructionen, welche Ihnen übersendet worden, gelesen und Sie noch irgend ein Bedenken haben, so lassen Sie einen Courrier an mich abgehen, der mich in Fontaineblean finden wird. Daselbst will ich bis zum 25. des Monats bleiben. An diesem Tage werde ich unter dem Vorwand, nach Meudon zu gehn, das Schloß verlassen und die Nacht in Montmiral schlafen, den 26. in Louvois und den 27.

---

vois nach dem Papier, er liest und als er bei dem Mann mit der gelben Weste, der den Stock dreimal auf den Boden gestoßen hat, ankommt, springt er auf vor Freude, eilt zum König, läßt ihn wecken, spricht an seinem Bett eine Viertelstunde mit ihm und fertigt beim Hinausgehn in aller Eile vier Courriere ab, die bereits seit einigen Stunden zum Aufbruch bereit waren. Acht Tage darauf ist die Stadt Strasburg von den französischen Truppen rings umschlossen, sie wird aufgefodert, sich zu ergeben, sie capitulirt und am 30. September 1681 öffnet sie ihre Thore. Es ist augenfällig, daß die drei Stöße mit dem Stock, zu einer bestimmten und verabredeten Stunde, das Zeichen waren von dem Erfolg des zwischen Louvois und den strasburger Rathsherren eingeleiteten Verraths, und daß der mit dieser Sendung beauftragte Mann ebensowenig das Motiv kannte als Hr. v. Chamilly das seinige.

in Ligny. Tags darauf denke ich bis St. Marie zu kommen und den 29. bin ich im Lager. Schicken Sie mir ja kein Geleit entgegen, denn es soll Niemand wissen, daß ich komme" *). Noch mehr! da wahrscheinlich die Intriguen des französischen Residenten dem Cabinete die Gewißheit einer schnellen Unterwerfung der Stadt gaben und man die Gegenwart des neuen Gebieters selbst für zweckmäßig hielt, um seine Parteigänger in der neuen Unterthanentreue zu befestigen, so wurde die Reise des Königs selbst beschlossen. Die Generale von Montbrun und von Humieres, welche in den nördlichen Departements befehligten, wurden unter dem Gebot strengen Stillschweigens davon in Kenntniß gesetzt und ihnen befohlen, ihre Truppen marschfertig zu halten, da der König Willens sei, Strasburg sei es durch gütlichen Vergleich, sei es mit Gewalt wegzunehmen. Desgleichen wurden im Augenblick der Abreise, 29. September, die französischen Minister an dem Reichstag und den deutschen Höfen von der beschlossenen Expedition benachrichtigt und ihnen nachstehende Instruction zugefertigt: „Der König wird nach Strasburg gehn, um den Ausspruch des zu Breisach niedergesetzten souverainen Gerichtes zu vollstrecken, d. h. um den Eid der Treue zu empfangen, welchen ihm diese Stadt zufolge der Münster und Nimweger Friedensschlüsse, worin Ober- und Niederelsaß an Frankreich abgetreten worden sind, schuldig ist. Seine Majestät hat geglaubt, sich damit um so mehr beeilen zu müssen, als sie erfahren hat, daß die Anerbieten, welche Hr. v. Mercy den Strasburgern im Namen des Kaisers gethan hat, so sehr auf dieselben

*) Coste a. a. O. pr. 62.

gewirkt haben, daß sie bereit seien, den kaiserlichen Truppen unter dem Befehl des Prinzen von Lothringen Aufnahme zu gewähren. Der französische Gesandte möge bestimmt erklären, daß, wenn die Bürger ihre Pflicht gegen den König erfüllt hätten, derselbe seine Truppen in ihre Quartiere werde zurückkehren lassen, denn es sei sein aufrichtiges Bestreben, mit den Ständen des Reiches in anhaltend gutem Vernehmen zu bleiben. Auch soll der Gesandte von Seiten Seiner Majestät die bestimmte Versicherung geben, daß sie durchaus nicht beabsichtige, die Waffen jenseits des Rheines hinüberzutragen, wie die kaiserlichen Minister sie beschuldigten. Noch sei er zu der Eröffnung bevollmächtigt, es wolle der König in die Abtragung der Festungswerke von Freiburg und in die Zurückgabe dieser Stadt willigen, wofern der Kaiser gleichermaßen die Festungswerke von Philippsburg, unter der Bedingung, daß sie niemals wiederhergestellt würden, schleifen und die Stadt mit allem Zugehör an den Bischof von Speier zurückgeben wolle"*). — Als Alles zum Anschlag reif war, ließ den 27. September der General Montclar, welcher im Elsaß commandirte, sämmtliche seinem Befehle untergebne Truppen, im Betrag von 30,000 bis 35,000 Mann, die Musterung passiren. Den Tag zuvor war der Oberst von Asfeld mit einem starken Streifcorps abgegangen und hatte die in nächster Nähe von Strasburg liegenden Gehölze, wo er Kriegsvorrath fand, besetzt. Hier hielt er sich bis nach Mitternacht verborgen, da griff er plötzlich die Zollschanze an und bemächtigte sich zugleich der alten, einige Jahre früher zer-

*) Coste a. a. O. pr. 72.

störten Rheinschanzen. Der Posten wurde genommen und die Besatzung, soweit ihr nicht die Flucht in die Stadt gelang, zu Gefangnen gemacht.

Sobald sich die Nachricht dieses Ereignisses in der Stadt verbreitete, ertönte von allen Thürmen die Sturmglocke, die Bürgerschaft und die Miliz eilten auf die Wälle, um sich zum Kampf zu stellen. Mit der außerordentlichen Schnelligkeit, welche die peinlichste Lage von der Welt, die drohende Gefahr eines Umsturzes der Republik, der arglistige Ueberfall eines unversöhnlichen, überlegnen Friedens nothwendig machten, wurden die dringendsten Maßregeln getroffen. Mehr als 60 Bürger mit ihrer Dienerschaft hielten vor dem Rathhaus Wache, der Senat war versammelt und von allen Seiten fuhr man Kanonen auf die Wälle. An den französischen Residenten wie an den Offizier, welcher das genommene Fort besetzt hielt, wurde ein Tambour als Parlamentair gesandt, um nach den Gründen des Geschehenen zu fragen, was so trotziger Angriff, so unerwarteter Friedensbruch bedeute, wie es komme, daß nach allen Versicherungen des Königs, nach den schweren Bürgschaften, welche die Stadt für ihre Neutralität geliefert, dieselben auf so schmähliche Weise zerrissen würden.

Der strasburger Magistrat verfaßte über den Vorfall sogleich eine Depesche an den Kaiser: „28. September 1681, neun Uhr des Morgens. Wir können nicht umhin, Ew. kaiserl. Majestät die äußerste Bestürzung zu melden über das, was am heutigen Morgen um zwei Uhr durch die in den kleinen elsassischen Städten und Flecken einquartierten französischen Truppen geschehn ist. Ohne unsre geringste Ahnung hatten sich dieselben in

nächtlicher Stille der Stadt genähert und die am Rhein gelegenen Schanzen, deren Werke wir zufolge des Friedensvertrages nicht wieder herstellen durften, mit Sturm genommen. Wir können uns von so ungerechtem Ueberfall keine andre Vorstellung machen, als daß er das Vorspiel zu einem unsrer Freiheit und Selbständigkeit unheilvollen Anschlag auf die Stadt selbst ist. In dermaßen dringender Gefahr, zu deren Abwendung unsre schwachen Kräfte allein kaum ausreichen werden, halten wir es für Pflicht, Ew. kaiserl. Majestät davon in Kenntniß zu setzen, damit sie zu rechter Zeit im Einverständniß mit dem Collegium der Kurfürsten und allen Reichsständen die nöthige Hülfe mit der Sorgfalt herbeizuschaffen im Stande ist, welche eine so misliche und für die Ehre des ganzen Reichs bedeutsame Angelegenheit verdient" *).

In mehren Briefen des französischen Residenten an den König schreibt jener, das gemeine Volk habe lange Zeit gar nichts von dem eigentlichen Grunde des Alarmes gewußt. „Das lärmende Geschrei zog mich auf die Straßen, ich beobachtete die Bewegungen der Volkshaufen und befand mich bald unter einer kleinen Zahl von Bürgern aus meiner Nachbarschaft. Da schickten die Rathsherren zu mir und ließen mich wissen, was draußen am Rhein geschehen war; auch baten sie, ich möchte mein Haus nicht verlassen, da sie nicht auf alle Fälle für die Böswilligkeit der Bürgerschaft einstehen könnten. Einige Stunden darauf schrieben sie mir, sie wollten Jemanden an den Offizier, der in der Zollschanze commandirt, abschicken, und ich würde sie zu Dank verpflichten, wollte

*) Coste a. a. O. pr. 70.

ich ihm einige Worte mitgeben. Ich entschuldigte mich aber darüber mit meiner Unbekanntschaft (?) des ganzen Vorfalls und der Person des Offizieres selbst, an welchen sie einige Zeilen verlangten. Da indeß die Herren ihr Verlangen dreimal wiederholten, so gab ich jetzt nach und schrieb den Brief, jedoch in so allgemeinen Ausdrücken, daß ich schon wußte, sie könnten davon keinen Gebrauch machen. Es war auch so, denn schon eine Stunde nachher schickten sie wieder und wollten mich veranlassen, in dem Briefe bestimmt zu sagen, der Rath sei höchlich entrüstet über den Vorfall und wünsche zu wissen, ob es auf Befehl des Königs geschehen, daß er sich zum Meister des Forts gemacht habe."

Da er diese Foderung zu erfüllen verweigerte, so hob der Rath von da an jede Verbindung mit ihm auf und die Wache vor seiner Hausthür erhielt Befehl, Niemanden ein- noch auszulassen. „Ich weiß daher nicht," heißt es zum Schlusse des Briefes, „ob meine Depesche an Ew. Majestät gelangen wird. Noch weniger weiß ich, was mir bevorsteht, man bedroht mich sehr, doch unter dem Schutz Ihres königlichen Namens fürchte ich nichts. Ich beklage nur gegenwärtig in einer Art von Gefängniß und somit unthätig für den Dienst Ew. Majestät zu sein."

Ein denkwürdiger Brief des Hrn. Frischmann vom 29. September an den Minister Louvois lautet also: „Seit die königlichen Truppen die Rheinschanze besetzt halten, bin ich, unter dem Vorgeben meiner eigenen Sicherheit, so streng bewacht, daß Niemand die Erlaubniß hat, mich anders zu sehn und zu sprechen als in Gegenwart der Wache. Meine Klagen darüber sind vergeblich." Folgen Versicherungen seiner Ergebenheit für König und Frank-

reich. Dann heißt es weiter: „Ich habe hier schon oft verschiedene Alarme gesehn, doch im Augenblick herrscht eine peinliche Stille, ausgenommen die Wehklagen der Weiber und die Gebete, welche man um zwei Uhr des Nachmittags in allen Kirchen für den glücklichen Erfolg der Unterhandlungen hielt, zu deren Abschluß Deputirte an Ew. Excellenz abgesendet wurden. Zwar hat man mir versichert, der Resident des Kaisers und seine Anhänger thun das Möglichste, um das Volk mit der Aussicht auf nahe Hülfe zu ermuthigen, doch habe ich nicht mehr denselben Eifer, wie sonst, dafür wahrgenommen. Darum ist aber während dieser zwei Tage nichts versäumt worden, um sich in den besten Vertheidigungszustand zu setzen. Vernünftigerweise hat der Magistrat die Kanonen auf den Wällen ohne Munition gelassen, um zu verhüten, daß nicht einige Unbesonnene ein Feuer beginnen, das für die ganze Stadt schlecht endigen könnte. Da ich den ganzen Tag über scharf beobachtet wurde und mir Hr. Güntzer, mit welchem ich über den Stand der Sachen sprechen wollte, sagen ließ, daß er an dem versprochenen Besuch verhindert werde, so konnte ich erst spät den Unterschied der Gesinnungen entdecken. Ich wußte, daß zu solchen Zwecken der Magistrat die für seine Absichten gewonnenen Aeltesten der Zünfte zusammenberufen habe, um sie auf die, wie man sagt, von Ihnen gemachten Vorschläge sich erklären zu lassen. Ein guter Theil dieser Männer war der Meinung, sich ohne Zögern in die Arme Seiner Majestät zu werfen; doch beschloß die Mehrzahl der Stimmen, man solle einigen Widerstand wagen, um auf leiblichere Bedingungen capituliren zu können. Es sind etwa vier oder fünf Stunden, seit ich dies erfuhr.

Seitdem und besonders seit der Ankunft des königlichen Offizieres, ließ mir der Rentmeister im Geheimen sagen, seitdem hätten die Herren vom Rath den letzten Entschluß gefaßt, morgen den französischen Truppen die Thore der Stadt zu öffnen. Ich zweifle nicht, daß sie diesen Entschluß ausführen werden, auch gegen den Willen des Volkes, das, obgleich es dem Senat mit Ermordung gedroht hat, zu keiner bedeutenden Unternehmung fähig ist. Da ich Alles nur durch fremde Mittheilung weiß, so kann ich Ihnen positiv nichts versichern. Denn obgleich auf meine Vorstellungen der Rath antwortete, ich könnte mit oder ohne Wache ausgehen, so glaubte ich doch, aus triftigen Gründen es unterlassen zu müssen. Excellenz werden zuverlässig genehmigen, daß ich in meinem Hause bleibe und den möglichen Fall vermeide, den Namen und das Ansehn des Königs der Verwegenheit und Rachsucht „der Canaille" auszusetzen. Ebenso habe ich geglaubt, die Nachricht verachten zu müssen, man wolle mich in meiner Wohnung umbringen, schon deshalb, um nicht das Verlangen darnach zu reizen. Mit Ruhe erwarte ich die Befehle Ew. Excellenz, bevor sie selbst Ihren Einzug bei uns halten" *).

Dem aus der Stadt abgesandten Parlementair antwortete der Oberst Asfeld mit wenig, aber artigen Worten, „der General Montclar habe erfahren, daß eine kaiserliche Armee über den Rhein setzen wolle; da diese Gewaltthätigkeit den Rechten seines Königs und Herrn entgegen sei, so habe er den möglichen Folgen zuvorkommen müssen.

*) Coste a. a. O. pr. 73. Vanhuffel Documens inédits. S. 129.

Die Besetzung des Forts sei nur ein Act der Vorsicht von kurzer Dauer, worüber sich die Strasburger in ihrer Ruhe nicht stören lassen möchten."

Man sandte darnach eine zweite Botschaft an den französischen Obersten. Der Mangel an fähigen und der französischen Sprache kundigen Personen ließ die Wahl auf den Rathsschreiber Güntzer fallen, der, wie Coste in der angeführten Schrift sagt, unglücklicherweise zum Geschäftsträger Frankreichs gedungen und den Interessen dieser Macht ganz und gar ergeben war. Güntzer erhielt den Auftrag, dem Hrn. Asfeld Vorstellungen zu machen, daß in einem Umkreis von mehr als funfzig Stunden nicht ein einziger Mann von des Kaisers Truppen zu sehn, noch zu finden sei; es wolle daher der Oberst, der recht wohl wisse, daß nichts zu fürchten sei, sich zurückziehen und die Bewohner Strasburgs von unnöthiger Besorgniß befreien.

Der französische Offizier mußte die Richtigkeit dieser Angabe zugestehn, allein er antwortete, man möge sich an den General Montclar wenden, der am folgenden Tage in der Nachbarschaft eintreffen werde; was ihn selbst betreffe, so sei er gehalten, die ihm gewordnen Befehle zu vollstrecken, und habe keine Befugniß, sich auf Unterhandlung einzulassen. Wirklich hatte er auch dem commandirenden General Bericht erstattet und dieser unmittelbar dem Hrn. von Louvois geschrieben.

Der Magistrat blieb die ganze Nacht hindurch versammelt und die Vorbereitungen zur Vertheidigung wurden emsig fortgesetzt. Bestürzung hatte sich aller Gemüther bemächtigt, man wußte in der Eile nicht das Rechte zu ergreifen. Zunächst kam es darauf an, hinreichende Mann-

schaft unter die Waffen zu bringen, damit die Verbindung mit Außen erhalten und der Einzug der umliegenden Landbewohner in die Stadt geschehen konnte. Dadurch war für die Hülfe einiger Tausend wehrfähiger Männer gesorgt. Allein diese Hoffnung kam etwas zu spät. Bereits hielten die Franzosen alle Ausgänge besetzt und jeder Verkehr der Stadt über ihre Mauern war abgeschnitten. Die Stadt befand sich in so enger Blokade, daß alle unter den nur möglichsten Verkleidungen an den Regensburger Reichstag und die Conferenz in Frankfurt abgesendeten Depeschen aufgegriffen wurden, darunter außer den bereits oben angeführten noch folgende: „Strasburg, 29. September 1681. Wir hatten uns die Ehre gegeben, Ew. kaiserl. Majestät durch einen Courrier von dem, was hier in der Nacht vom 27. zum. 28. d. M. vorgefallen, zu benachrichtigen. Da wir jedoch nicht wissen, ob das Original dieses Briefes Ihnen zu Händen gekommen ist, so nehmen wir uns die Freiheit, ein Duplicat davon zu übersenden, zugleich damit über das, was zwischen unserem letzten Brief und dem gegenwärtigen sich ereignet, und über die verzweiflungsvolle Lage, welcher wir preisgegeben sind, zu berichten. Der französische General Montclar verlangte von uns am Abend des 28. einen Abgeordneten geschickt, durch den er uns die Absichten seines Königs könne wissen lassen. Dieselben sind, daß, nachdem die Reunionskammer in Breisach dem König die Souverainetät über das ganze Elsaß, wozu auch unsre Stadt gehöre, zuerkannt habe, er verlange, wir sollten seine allerchristliche Majestät als unsern Oberherrn anerkennen, eine Besatzung annehmen und dadurch des Königs Schutz erlangen, der wohl von den Absichten Ew. kaiserl.

Majestät, eine Besatzung von Ihren Truppen bei uns einrücken zu lassen, unterrichtet sei. Zugleich erklärte uns Hr. v. Montclar, daß, wenn wir uns in günstiger Stunde zu solchem Abkommen verstehen würden, wir auf die Erhaltung unsrer Rechte und Privilegien zählen könnten; dagegen, wenn wir widerstrebten und irgend einen Act der Feindseligkeit begingen, der König eine hinlängliche Zahl von Truppen bereit halte, um uns zur Einsicht und Pflicht zu bringen. Da morgen der Marquis von Louvois im Lager ankomme, so verlange er von uns schnellen Entschluß, damit er demselben sichern Bescheid geben könne, um so mehr als in sechs Tagen der allerchristlichste König selbst vor unsern Mauern erscheinen werde. Da wir uns nun zu schwach fühlen, um einer so gewaltigen Uebermacht widerstehn zu können, und zugleich von nirgends her Hülfe und Rath in so großer Noth erblicken, so haben wir kein andres Mittel, als uns dem Willen Gottes zu unterwerfen und die Bedingungen anzunehmen, welche der König von Frankreich vorschreiben wird. Dies ist es, wovon wir Ew. kaiserl. Majestät in Kenntniß zu setzen uns die Ehre gegeben haben" *).

Diese und die übrigen Depeschen wurden von den Franzosen aufgefangen. Nach der Besetzung der Stadt durch die königlichen Truppen stellte sich Hr. v. Louvois, die ganze Correspondenz in Händen, dem Magistrat vor und gab sie ihm nicht ohne das Compliment eines unzweideutigen Spottes über den freimüthigen und naiven Ton zurück, womit er seine traurige hoffnungslose Lage beschrieben hätte. — Strasburg, von 40,000 Mann um-

---

*) Sanhuffel a. a. O. S. 126.

schlossen, von der ganzen Nation, der es angehörte, verlassen, sah Hülfe nur bei Gott und bei sich selber. Am Morgen des 29. Septembers schloß General Montclar mit der Reiterei die Stadt von der Rheinseite ab. Da sendete der Magistrat ein Schreiben an ihn, ungefähr desselben Inhalts wie das an den Oberst Asfeld ab. Allein der General wollte sich nicht auf Einzelnheiten einlassen, er verlangte eine Deputation, welcher der Minister Louvois und er, mit dem königlichen Befehl ausgestattet, die Absichten Sr. Majestät werde erkennen lassen. Man hielt Rath über solchen Vorschlag. Diejenigen Senatoren, welche sich für die Deputation erklärten, suchten zu beweisen, daß in dem Zumuthen des französischen Generals nichts Beleidigendes liege, und stellten, um ihrem Votum Nachdruck zu geben, eine Vergleichung der möglichen Wirksamkeit der gegenwärtigen und versprochnen Hülfsmittel mit der vor ihren Augen ausgebreiteten Kriegsmacht, mit den Gefahren, die sie daraus bedrohten, und dem mislichen Glückswechsel eines so ungleichen Kampfes an. Man beschloß die Deputation auf Treue und Glauben des Völkerrechts abzusenden. Hätte nicht bereits der Verrath im Eigennutz feste Wurzeln getrieben, wäre überhaupt der gute vaterländische Geist wach gewesen, der schimpfliche Beschluß wäre unterblieben, Strasburg hätte das Aeußerste versucht, und dann war die Frage, ob Ludwig's Willkür so weit gehen konnte, mit Waffengewalt einen Friedensbruch zu wagen, der jedes Recht mit Füßen trat und ganz Europa zu einem Kriege entzünden mußte.

Die Deputation kam in das französische Lager; Hr. v. Montclar nahm sie ziemlich kühl an und sagte ihr rund heraus: „die Stadt Strasburg sei dem König, sei-

nem Herren durch den Westfälischen-Frieden, der durch den Nimweger bestätigt, abgetreten worden, Se. Majestät habe indeß bis jetzt noch nicht für gut geachtet, davon Besitz zu ergreifen; nunmehr aber halte er dies zu thun für sein wichtigstes Interesse, da er sichre Nachricht erhalten, daß eine zahlreiche kaiserliche Truppenmacht auf dem Punkt sei, den Rhein zu überschreiten, um sich Straßburgs zu bemächtigen. Zu solchem feindlichen Vorhaben könne Se. Majestät nicht länger müßig zusehen. Was ihn selbst (den General Montclar) betreffe, so sehe er, als ein alter Freund und Bundesgenosse der Stadt, mit innigem Bedauern, wie sie sich durch ihre Halsstarrigkeit zu Grunde richte. Er möchte sie gern im Vertrauen und so lang es noch Zeit sei, um ihre Lage in der wahren Bedeutung zu ermessen, dahin bestimmen, dem Marquis von Louvois, welcher morgen im Lager ankomme und das Ultimatum des Königs überbringe, eine klare und definitive Antwort zu geben. Man solle sich über den Inhalt des Ultimatums nicht betrügen, es gehe dahin, sich entweder freiwillig zu unterwerfen, oder sich mit Gewalt unterjochen zu lassen, im Besitz der nöthigen Mittel dazu sei man, wie ein flüchtiger Ueberblick lehre: es wäre die Alternative, ihre Privilegien und Rechte bestätigt und vermehrt, oder sie verloren und die ganze Stadt von Grund aus zerstört zu sehen. Denn der König, wenn er die Laufgräben eröffnen und Befehl zum Sturm geben müsse, werde sie nicht als gewöhnliche Feinde, sondern als aufrührerische Unterthanen behandeln."

Die Deputation zog diese harten Vorschläge in Berathung und gab mit wenig Worten eine Erklärung, welche sich auf folgende Punkte stützte:

1) Auf die politische Geschichte Strasburgs.

2) Auf die Artikel des Westfälischen Friedens, welche den ausdrücklichen Vorbehalt zu ihren Gunsten enthalten.

3) Auf die Vorgänge selbst, wornach der König von Frankreich seit dem Westfälischen Frieden beständig ihre Unabhängigkeit anerkannt und zeither bei ihr einen Residenten beglaubigt hatte.

4) Daß dieselben Beziehungen auch nach dem Nimweger Friedensschluß stattgefunden.

5) Daß in jedem Fall es eine sichre Sache sei, wie die Stadt Strasburg, von Alters her mit eidlicher Treue an Kaiser und Reich gebunden, nicht allein über sich verfügen könne; daß auch nach der Vorschrift des Münster und Nimweger Friedens Se. allerchristliche Majestät nicht für sich allein, sondern nur im Verein mit den contrahirenden Parteien das Recht zur Auslegung dieser Verträge habe und daß, wenn er dagegen handle, ihn der Vorwurf treffe, die gute Eintracht, welche zwischen den Staaten herrschen soll, gestört zu haben.

Allein der General, der von seinem gestellten Plane nicht abgehen wollte, erwiderte, „er sei da, um den Willen seines Königs und Herrn zu verkündigen und wo nöthig zu vollstrecken; über die ihm gemachten Ausstellungen zu verhandeln, habe er keine Zeit, die Stadt solle sich unterwerfen; wenn nicht, so werde er alle ihm zu Händen liegenden Executionsmittel anwenden; übrigens möge man sich nur auf die Antwort für den Minister Louvois besinnen.“ Mit Angst wurde in Strasburg die Rückkunft der Deputation erwartet, um die Stadtthore drängte sich eine große Menschenmasse. Alle bestürmten die Ankommenden mit Fragen, Alles wollte das Schicksal wissen,

das sie erwarte. Die nächste Nachricht von den Absichten Frankreichs erhielt der Rath, darauf die 300 Schöffen und die Zunftältesten, die Vertreter der Bürgerschaft und zuletzt diese selbst. Man bat die Universität, das Domkapitel um Rath, die Zünfte versammelten sich in ihren Herbergen, man rief die Hülfe Gottes an und in allen Kirchen wurden öffentliche Gebete gehalten. Von Stunde zu Stunde benachrichtigte man den kaiserlichen Residenten von den Verhandlungen des Magistrats und von dem Stand der Berathungen der Zünfte und Gilden. Derselbe begab sich in Person in die Gerichtszimmer, durchlief alle Straßen und verbreitete das Gerücht von der Ankunft naher Hülfe durch eine Reichsarmee, er wendete alle erdenkliche Mittel an, um den Muth anzuflammen, die Geister zum Widerstand zu bewegen und sie von dem Gedanken jedes Vergleichs mit Frankreich abzubringen.

Dem Geschichtschreiber, zumal dem deutschen, ist es eine theure Pflicht, gegen die unglücklichen Bewohner Strasburgs das Lob auszusprechen, daß sie in der verzweiflungsvollen Lage von Rettungslosigkeit so lange eine muthige Ausdauer bewährten, bis der schändlichste Verrath sie überraschte. Es mußten aber alle Härten des Schicksals, welche unerbittlich auch die letzte Hoffnung niederrissen, zusammenwirken, um eine so traurige Katastrophe herbeizuführen. Gewiß, hätte das schärfste Auge von der Krone des Münsterthurmes aus in der weiten Ebene jenseits des Rheines, die man auf viele Meilen überblickt, auch nur ein einziges befreundetes Fähnlein vom deutschen Vaterland erschaut, der sinkende Muth wäre riesengroß gewachsen und die Würfel des Krieges hätten entscheiden

müssen. So aber öffnete Strasburg, das noch nie eingenommen worden war, das vor Karl dem Kühnen, Heinrich II., vor der zahlreichen Armee der Schweden und Franzosen während des dreißigjährigen Kriegs unverletzt bestanden und seine Freiheiten gerettet hatte, jetzt, von Kaiser und Reich gewissenlos im Stich gelassen und durch Verrath gedrängt, dem Erbfeind deutscher Nation die Thore.

Bei den Berathungen der Bürgerschaft wurden alle die Lebensfragen, die sie im Augenblick bewegten, mit der äußersten Sorgfalt erwogen und die Gründe für oder gegen eine Unterwerfung an Frankreich nach allen Seiten hin besprochen. Kein Mittel blieb außer Acht, um sich gegen einen Handstreich sicher zu stellen; die Meisten waren bereit ihre Pflicht zu thun und der Militaircommandant der Stadt, Herr Jennegen, ein schweizer Söldling, erhielt den förmlichen Befehl zu kräftigem Widerstand.

Indeß was konnten solche schöne Anstalten gegen die Nothwendigkeit der wirklichen Dinge ausrichten? wie konnte eine aus vierzehn unregelmäßigen Bastionen bestehende Verschanzung mit 800 Mann vertheidigt werden, wovon 500 kaum das Kriegshandwerk verstanden? Ueberdies war die Bürgerschaft seit 1674 durch die von den vielen Kriegszügen eingebrachten Krankheiten recht eigentlich decimirt und zu dieser Zeit wüthete ein hitziges Fieber unter den jungen Männern von zwanzig bis vierzig Jahren. Es blieben daher nicht mehr als 3000 Mann zurück, fähig ein Gewehr zu tragen und Dienste zu thun.

Den 29. September dauerten die Berathungen fort, ein Jeder war, wie am Tage zuvor, auf den Wällen an seinem Posten, um einem Ueberfall zu begegnen. Unter-

dessen traf, nach der Voraussage des Generals Montclar, Louvois im französischen Lager ein. Sogleich ließ er sich bei dem Magistrat melden und verlangte eine Deputation, welcher er im Namen des Königs Anerbieten zu machen habe. Die Unterredung war dieselbe als mit dem General, Unterwerfung, freiwillig oder unfreiwillig; die Abgesandten antworteten in gleicher Weise als das erstemal. Darauf erklärte ihnen der Minister bündig, „nicht, um zu berathschlagen, sei er gekommen, sondern um den Willen seines Königs und Herrn zu vollziehen, er bewillige ihnen Bedenkzeit bis zum Abend; Hr. v. Montclar habe sie bereits gestern von den Gesinnungen des Königs in Kenntniß gesetzt, sie hätten also Zeit genug gehabt, über ein Ereigniß, dessen Folgen sie auf sich nehmen, nachzudenken.“ Er verhehlte ihnen nicht, daß sie bei dem geringsten Act der Feindseligkeit Gefahr liefen, sämmtliche Privilegien zu verlieren, und gezwungen sein würden, die Kriegskosten sehr theuer zu bezahlen. „Verstriche der Tag ohne Entscheidung, so werde er fernere Rücksichten nicht nehmen, vielmehr den morgenden Tag (Dienstag den 30. September) bis zum Letzten gehen.“

Die Heimkehr der Abgeordneten versetzte die Stadt in die tiefste Trauer, doch wurde die Ruhe nicht gestört, der Magistrat blieb versammelt, ebenso die Zünfte, denen man die Vorschläge und Drohungen Louvois' mittheilte. Mit Eifer wurden die Berathungen und die Bewachung der Stadt fortgesetzt, doch hatte man die Vorsicht getroffen, die Kanonen auf den Wällen ohne Munition zu lassen, damit Unbesonnenen die Gelegenheit zu unberechenbarem Unglück genommen sei. Seit der fünften Stunde des Abends hatte sich die Mehrheit der Stimmen im Rathe für Un-

terwerfung erklärt, noch später galt die Sache für abgemacht und der Rentmeister der Stadt benachrichtigte den französischen Residenten von diesem Entschluß. Zugleich erhielt derselbe die Erlaubniß, wieder auszugehn, wovon er jedoch aus Furcht vor dem Haß des Volkes gegen Frankreich keinen Gebrauch machte.

Die Schwierigkeit, bis zum Abend des 29. Septembers einen formell gültigen Entschluß zu Stande zu bringen, erlaubte dem Magistrat nicht, innerhalb der eingeräumten Bedenkzeit dem Minister Louvois zu antworten. Man entschuldigte sich in einem Briefe, vom 30. September des Morgens datirt, wo es nach einleitender Bezeigung aller Unterthänigkeit heißt: „Wir würden nicht angestanden haben, bereits das vollkommenste Zutrauen, welches wir zum souverainen Schutz Sr. allerchristlichen Majestät haben, kund zu geben, wenn wir nicht hätten glauben müssen, es wäre unsre Bürgerschaft, die sich gerade zur Zeit der Ankunft der Deputirten auf den Wällen befand, nicht in dem Zustande, der es gerathen mache, mit ihr eine Angelegenheit von solcher Bedeutung zu besprechen. Wir bitten daher Ew. Excellenz allerunterthänigst, uns bis Mittag Verzug zu geben, in Betracht, daß unsre demokratische Regierungsform nicht gestattet, einen so folgereichen Beschluß ohne Theilnahme der ganzen Bürgerschaft zu fassen, welche wir übrigens unserer Ew. Excellenz bekannten Gesinnung günstig zu stimmen alle Anstrengungen aufbieten werden *).“

Am 30. September gingen die Debatten mit der be-

*) Coste a. a. O. pr. 76.

finitiven Entscheidung zu Ende, sich Frankreich zu unterwerfen. Dieselbe war im städtischen Rath, wo die durch französisches Gold bestochenen Creaturen wirkten, eine, wie wir aus sprechenden Beweisen erkannten, längst beschlossene Thatsache. Die Bürgerschaft, ohne Hoffnung auf Hülfe von Außen, durch die Drohungen eines übermächtigen Feindes eingeschüchtert, für jeden Widerstand zu schwach, ohne Rath und ohne Führung in einer kritischen Lage, welche einen Mann, mit den besten Gaben des Kopfes und Herzens ausgestattet, verlangte, vom Augenblick bedrängt, ohne ruhiges Ermessen seines Handelns und vor Allem durch die eigne Obrigkeit irregeleitet und verführt, schickte sich mit Ergebung in die unabänderliche Noth. Nur die Schneiderinnung verwarf jeden Vergleich und wollte sich bis zum Tode vertheidigen *).

Der Syndikus Frantz hat, da er nach den verschiedenen Sendungen und Aufträgen, die er im Namen des Magistrats zu jener Zeit besorgen mußte, am besten von den damaligen Ereignissen unterrichtet war, eine Rechtfertigungsschrift aller der vermeintlichen Gründe hinterlassen, welche Strasburg bestimmten, die Oberherrschaft Ludwig's XIV. anzuerkennen. Man findet darin die Motive, aus welchen nach langen Berathschlagungen die Capitulation hervorging. Wir lassen dies wichtige offizielle Document, das Hr. Coste unter der Sammlung seiner Urkunden zuerst im vollständigen Texte veröffentlicht hat, hier folgen und erwähnen, daß im Wortlaut nicht die geringste Aenderung vorgenommen worden ist:

---

*) Laguille Histoire de l'Alsace. Th. II. B. 23. S. 265.

Kurtze jedoch Gründliche ERZählung, Wie und aus was Ursachen Die Stadt Strasburg sich der Cron Frankreich Gewalt und Protection untergeben.

Alsz Sonntags den 18/28 September dieses ablauffenden 1681ten Jahrs früh Morgens um 2 Uhr die Stadt Straszburg Nachricht erhalten, dasz die Kgl. frantzösischen dieszer Landen gelegene Truppen in etlich tausend Mann stark auf den Rhein-pass zu marschiret und die Schanz, seit dem sie vor dreyen Jahren ausz dem Boden geschleift worden, in keine rechte Defension mehr können gebracht werden, sich dessen alsobald bemächtiget: ist E. E. Rath bewogen worden mit anbrechendem Tage einen trommelschläger hinaus an gemeldten RheinPaß zu Herrn Baron d'Asfeld, welcher diesen Anschlag ins Werk gerichtet, zu schicken und von demselben die Ursachen, welche ihn dazu veranlasst haben möchten, zu vernehmen; dieser hat darauf in Antwort zu wissen gethan, dasz Herr General de Montclar in Erfahrung gebracht: ob sollten die Kayßerl. in der Nähe liegende Völker dieses Passes sich zu versichern, Vorhabens gewesen seyn; welches er keines Wegs hätte können geschehen lassen und deßwegen Ihn Herrn Baron d'Asfeld, mit 2tausend zu Pferdt und 2tausend zu Fuß solches zu verhindern, und den Paß selber zu besezen, commandirt, würde keine Gewalt geübet oder einigen Schuz haben thun lassen, wann die StadtSolbaten in dem Paß sich nicht zur Wehr gestellt und dadurch daß einer oder der andere von ihnen verwundet worden, verursachet hätten; wollte auch auf Begehren die Gefangene gleich wieder losz laßzen. Bald darauf ist einer von der

StadtConsulenten zu Herrn Baron d'Asfeld hinausgeritten, und hat demselben vorgestellet, dasz man von Seithen der Stadt von vorgegebener Ankunfft der Kayßerl. Völker das Geringste nicht wisse, dafern Er aber deswegen Einigen Zweifel hätte, mögte er selber über den Rhein schicken und Kundschaft einziehen, auf befinden aber, dasz das Geschrey falsch wäre, die Völker wieder ab und zurückmarschiren lassen, und den Paß quittiren. Allein Herr Baron d'Asfeld hat sich entschuldiget, daß er deßhalb keine Ordre hette, und der Stadt Abgeordneten der angebrachten Puncten wegen an Herrn General de Montclar lediglich verwiesen; bald hernach ist dieser mit mehreren Völkern, welche die Stadt auch von der andern Seithen her geschlossen und berennet, angekommen, hat einen Abgeordneten von daraus verlanget, und als derselbe die gebührende Aufwartung ohnverzüglich abgelegt, ich gegen Ihn alsobald mit dürren ausgedruckten Wortten vernehmen lassen: wie dasz Ihro Königl. Majestät sein Allergnädigster Herr nunmehro Ihnen Convenient erachteten, die Souverainität, welche Ihro krafft des Westphälischen Friedensschlusses und dem in nächst verwichenem 1680ten Jahr von dem Conseil zu Brisach ergangenen Arret über alle Stätte, Flecken und Dörfer desz unteren Elaßzes und also auch über die Statt Straszburg zugesprochen worden, zu exequiren und zwar um so viel mehr, Weillen Ihre Kayßerl. Majestät bishero eine Garnison hierein zu werffen getrachtet, davon an dem Fürstl. Badischen Hof offentlich geredet worden, wie man denn deßwegen mit Herrn Baron de Mercy Tractaten gepflogen haben soll, die Statt hätte sich deswegen zu erklären: Ob Sie Ihre Königl. Majestät v. Frankreich vor ihren Souverainen

Herrn erkennen und deren Protection an und eine Garnison einnehmen wollte, mit dem Anhang, wann Sie Sich in Güte accomodiren und in die Sache schicken würde, Sie dadurch ihre Jura und privilegia in salvo erhalten könnte, widrigenfalls aber nichts anders zu gewartten hätte, alsz dasz Gewalt gebraucht und die von dero bereits vor der Stadt liegenden starken und stündlich sich vermehrenden Anzahl Völker und deren bisher fabricirten und in Bereitschaft stehenden Artillerie, Munition und Feuerwerken bald zu raison und devotion mit eußerstem Schaden und Nachtheil gebracht werden würde. Als nun den nächstfolgenden Montag darauf M. le Marquis de Louvois, der Kgl. Hohe Minister Selber zu Illkirch, einem Dorfe eine Stunde Wegs von der Stadt angekommen, und deren Deputirte vor sich kommen lassen: hat Er mit Erzehlung derjenigen Ursachen, welche von Herrn Baron de Montclar der Uebergab halben vorhin angeführt worden, es lediglich dahingestellt, daß man entweder Höchstgedachter Ihro Königl. Majestät die Thore der Stadt einreumen und eine Garnison einziehen laße, oder da solches nicht noch denselben Abend ohne einige fernere suchende Dilation und Zurückbringen geschehen würde, Selbige alsz rebelisch tractiret, mit wirklicher Belagerung von fünf und dreyßig tausend Mann angegriffen und der äussersten Verfolgung und Ruins so durch Feuer und Schwerd geschehen kann, gewärtig seyn, auch keinen weitern Accord zu hoffen haben sollte, nebst fernenem Beifügen, dasz man nicht allein die darüber anzuwendende Unkösten und was das Land dabei würde leiden müssen, sondern auch die Erstattung deßen, was in nächstverwichenem Krieg der Cron Frankreich an Schaden ge-

schehen, von gemeiner Statt und deren Particuliers welches daran schuldig, einfordern würde. Auf diese von den Deputirten zurück gebrachte Relation hat E. E. Rath der Statt so viel die Enge des angesezten Termins, deßen prorogation man erstlich bisz auf den andern Morgen um 7 Uhr und dann mit genauer Noth noch auf denselben Mittag erhalten, bei einer so sehr plözlichen Veränderung verstatten wollen, der Sachen reiflich nachgedacht und gefunden, daß es beßer seyn würde, sich auf solche zwar schwere Propositiones, alleweil es noch Zeit ist, zu accomodiren, alsz es auf die Extremität ankommen zu laßen. Dieszе leztere Meinung möchte vielleicht bei vielen, welche von der Sache keine Wißenschaft gehabt, der Gefahr weith entsetzen geweßen, und daher desto höher sprechen können oder eine thummkühne und desspcrate Resolution vor Muth und Tapferkeit ansehen, leichtlich statt und Plaz gefunden haben, daß man sich aber von Seithen E. E. Raths mit Zuziehung der gesammten in 300 Mann bestehenden Schöffen und der gantzen Bürgerschaft, die man sowohl auf ihren Zünfften alsz den Wällen, da sie eben ihre Wachten gehabt, darüber vernommen, auf andere und mildere Gedanken bringen laßen, dazu ist man durch folgende importante und nothdringende Ursachen bewogen worden, daß

1. der Statt Fortification in noch sehr unvollkommenem Stande gewesen, und aus Mangel der Mittel keineswegs hat können continuirt und ausgebauet werden.

2. Die Werke an dem Paß disz- und jenseith des Rheins schon in Anno 1678 mit und nach Eroberung Kehl gäntzlich demolirt und geschleifft worden, und, wie

bereits oben gemeldet, nicht möglich gewesen, dieselbe wieder in eine considerable Defension zu bringen, dasz

3. Eben durch solche Eroberung desz paßes Kehl, darauf erfolgte langwierige Plocade und besagte würkliche Belagerung der Stadt vor etliche Millionen Schaden zugezogen, solcher Schaden

4. durch die niedergedruckte Commercien, Steig- und Verdoppelung der Zölle und verübte ganz unberechtigte That handlungen vermittelst deren mancher Handelsmann in höchstes Unvermögen gerathen, täglich vergrößert worden,

5. dasz viele Bürger der Statt, ja gantze Zünffte in specie der Schiffleuten und Becker um viel tausend Gulden, die sie guter Meinung denen Kayß. Commissarien auf guten Glauben und hohe betheuerliche Versprechungen geborget, zurückgesezt worden und keine Bezalung erhalten können.

6. Dasz die Statt zu ihrer unentbehrlichen Defension auf diejenigen zwei Römer Monathe so ihr von Churfürsten und Ständen des heil. röm. Reichs bei noch wehrendem Reichs Tag verwilligt worden, große Summen Geldes aufgenommen, aber

7. Solche Römer Monathe oder vielmehr simpla allein von etlichen wenigen Ständen, außer desz Hochlöbl. fränkischen Crayses habhafft werden können, auch die von andern Orten her annoch versprochen rückständige Hilfs Mittel ausgeblieben, dahero

8. der Statt Credit je länger je mehr geschwächet und weil

9. kein Geld mehr aufzubringen, auch der vorhin verarmten und ausgematteten Bürgerschafft extraordinaire Beysteuern bei weithem nicht hinlänglich gewesen, man

gezwungen worden, die Soldaten nach und nach bisz auf etwan 800 Mann, den Artillerie=Staab mit begriffen, abzudanken, damit aber

10. Nicht einmal die Posten auf den Wällen und zwar um so viel weniger zur Genüge besezt werden können, dasz

11. Auch die Bürgerschaft von Tag zu Tag mehr abgenommen, indem viele davon auch sogar in ihrem besten und blühenden Alter unter währendem lezten Krieg und seithero durch geschwinde Krankheiten dahin gefallen, andere um ihre Nahrung gekommen, und weilen Sie ihr Stücklein Brodt nicht mehr erwerben können, der eine da, der andre dort hinaus gezogen, daher

12. eine so groszе Statt zur Defension und Gegenwehr wider eine so starke und fürchterliche Heereskrafft ganz untüchtig gemacht worden, hier nicht weitläuffig zu gedenken, dasz

13. Nun bei etlichen Jahren her Sie ihren Zustand aller gehörigen Orten aufs beweglichste representirt, an Schicken und Schreiben, welches auch mit unsäglichen Kosten zugegangen, an Sich nichts erwinden lassen, aber ob man wohl

14. hier und dar bezeuget, dasz man die Gefahr zwar wohl apprehendiren, auch sogar Selber dafür gewarnet, nichts destoweniger

15. Ueber mitleydliche Contestationes, sincerationes und gute Vertröstungen (denjenigen welche es gern besser gesehen, aber über ihren Kräfften und Vermögen nichts zu thun gewuszt, ihren wohlverdienten Ruhm und Dank keineswegs benommen) nichts erhalten können, und weilen dann

16. Bey denen langwührigen Reichs=Deliberationibus Mishelligkeiten und Zergliederung der Reichsständen nirgend kein Rath, Hülff oder Sukurrs zu hoffen gewesen, oder, wann es aufs höchste gekommen, man von einem Ort zum andern gewiesen worden, da doch hingegen

17. Man von der groszen wider die Statt anziehenden Macht von vielen Orthen her gewiße Nachricht empfangen und

18. dieselbe ihren Ruin vor Augen gesehen, so hat man endlich nichts anders bey sich gefunden und resolviren können, dann, dasz, nachdem man um seiner Conservation willen sich bisz auf Mark und Bein angegriffen, aber eben damit vollends in Ohnmacht gesunken, es weith beszer gethan seyn würde, es nach dem Exempel vieler anderer und groszer Potentaten und Genrälle, die Ihre Stelle und Schlösser samt andern Vestungen lieber in Zeiten übergeben, alsz bisz alles darunter und darüber gegangen, erwarten wollen, auch dieszseits durch einen erträglichen Accord das Unglück, so viel möglich zu divertiren und abzuwenden alsz mit unschuldigen Weib und Kindern in die auserste Desolation gesezt und zu einem Brand und Aschenhauffen, davon die Statt vor diszmahl kein Mensch hette erretten können, gemacht zu werden.

Bey welcher der Sachen Clar und unvermeidlichen Beschaffenheit eines jedweden unpartheyischen Vernünfftigung und Urtheil an Seithen der Statt Straszburg anheim gestellt wird: ob auch andere beszere und gedeylichere Mittel und Wege aus diesem unvergleichlich verwirrten Labyrinth zu eludiren, hetten können an die Hand gegeben werden, alsz eben diejenige, deren man sich selber gebrauchen muszen. Nachdem also dermalen geschehen, was

nicht zu ändern gestanden, zumalen da auch verschiedner nicht geringer Orthen solche nachdenkliche Discurse ergangen, dasz es doch mit der Statt ein desssparates Weesen und Ihro deszwegen wohl zu rathen wäre, in Zeiten einen raisonnablen Accord zu treffen; So weisz man sich zwar an Seithen E. E. Raths zu Strasburg und deren Bürgerschafft ihrer bisherigen und besonders bei diesem letzteren Acte geführten Conduite halben in Gewissen versichert und vor dem Allmächtigen Gott, der Römisch Kayserlichen Majestät, des heiligen Römischen Reichs Churfürsten und Ständen und der werthen Posterität bestermaassen entschuldiget zu seyn; hat aber gleichwohl inmittelst dieses zu wohl fundirter Defension der Statt und der ganzen erbaren Welt zu beständiger und wahrhafter Nachricht nicht verhalten sollen, damit allen widrigen Concepten und unverdienten bößen Nachrichten gesteuert, und die gute und untadelhafte Aufführung, sowohl eines löblichen Magistrats als auch gesammter Bürgerschaft zu Strasburg ihre Uebergab an die Cron Frankreich betreffend, allen unpartheiischen Gemüthern offenbar werden möchte: die übelgesinnten und passionirten, welche mit allen ihren Schrift- und mündlichen raisonniren doch die Sache nicht selbst redressiren können, ihren ungezähmten und Sie selbst beschämenden Affecten überlaßend.

In der Nacht vom 29. auf den 30. Septbr. wurde die Capitulation von dem Senat entworfen, darauf am Morgen den Zunftmeistern zur Genehmigung vorgelegt und, sobald diese erfolgt war, an den Marquis von Louvois übersandt, der bei ihrem Anblick außerordentliche Freude zeigte, sie anzunehmen sich beeilte, ihre wesentlichen

Bedingungen, unbeschadet geringfügiger Aenderungen, unterschrieb und die Ratification des Königs, welche nicht lange auf sich werde warten lassen, versprach.

Der Text der Capitulation lautet folgendermaßen:

„Wir, Franz Michael Le Tellier, Marquis von Louvois, Staatssecretair Sr. allerchristl. Majestät, und Joseph de Ponts, Freiherr von Montclar, Generallieutenant der Armeen des Königs, commandirender General im Elsaß. In Kraft der uns durch Se. Majestät ertheilten Vollmacht, die Stadt Strasburg unter seine Souverainetät aufzunehmen, haben unter nachfolgende Artikel Clauseln und Bemerkungen gestellt, denen wir die Ratification Sr. Majestät und die Zurückgabe an den Magistrat innerhalb hier und zehn Tagen versprechen."

Vorgeschlagene Artikel von Seiten der Richter, Consuln und Magistrat der Stadt Strasburg, den 30. September 1681, und mit Bemerkungen erläutert durch die Herrn von Louvois und Montclar.

Artikel 1. Die Stadt Strasburg erkennt nach Beispiel des Hrn. Bischofs von Strasburg, des Grafen von Hanau, des Hrn. von Fleckenstein und der Ritterschaft des Unterelsasses Se. allerchristl. Majestät für ihren souverainen König und Schutzherrn an.

Bemerkung. Der König nimmt die Stadt mit allem Zugehör in seinen königlichen Schutz auf.

Artikel 2. Se. Majestät wird sämmtliche alte Privilegien, Rechte, Statuten und Gewohnheiten der Stadt Strasburg, kirchliche wie politische, im Einklang mit dem Westfälischen und Nimweger Frieden bestätigen.

Bemerkung. Bewilligt.

Artikel 3. Se. Majestät wird freie Religionsübung

gestatten, wie sie seit dem Jahre 1624 bis jetzt bestanden hat bei allen Kirchen und Schulen, und nicht zugeben, daß irgend Jemand dagegen sei, noch Ansprüche auf kirchliche Güter und Stiftungen erhebe, als da sind die Abtei des h. Stephan, das Kapitel von St. Thomas, St. Marcus, St. Wilhelm, Alle Heiligen und was sonst darunter begriffen ist. Vielmehr wird er dieselben auf alle Zeit bei der Stadt und den Bürgern erhalten.

Bemerkung. Bewilligt, hinsichtlich der Benutzung der Kirchengüter nach dem Münster Frieden, jedoch mit Vorbehalt der Kirche zu unsrer Frauen, welche den Namen „Münster" führt, die den Katholiken eingeräumt werden soll. Doch bewillige Se. Majestät, daß man von den Glocken dieser Kirche allen bisher üblichen Gebrauch fortsetze.

Artikel 4. Se. Majestät will den Magistrat in seinen dermaligen Stand belassen mit allen seinen Rechten und der freien Wahl seiner Collegien, namentlich also des Collegium der Dreizehn, der Funfzehn, der Einundzwanzig, des großen und kleinen Senats, der Schöffen, der Stadtoffiziere und der Kanzlei, der geistlichen Convente; die Universität mit allen ihren Doctoren, Professoren und Studenten, in welcher Eigenschaft sie sich auch befinden; die Zünfte, Gilden und Meisterschaft, Alle, wie sie sich dermalen befinden, mit peinlicher und bürgerlicher Gerichtsbarkeit.

Bemerkung. Bewilligt mit dem Vorbehalt, daß, wenn das Streitobject die Summe von tausend französischen Franken übersteigt, eine Berufung an das Tribunal in Breisach stattfindet, ohne daß jedoch dieselbe die Vollstreckung des Urtheils aufhebt, welche dem Magistrat

gebührt, wofern nicht von mehr als 2000 Franken die Rede ist.

Artikel 5. Se. Majestät verspricht der Stadt alle ihre Einkünfte, Rechte, Zölle, Brückengelder und Mauthverkehr in vollem Genuß der Freiheit zu bewahren, wie sie bis jetzt bestanden, nebst der ungestörten Verfügung des Pfennigthurms und der Münze, der Magazine und Waffenvorräthe, sowol im Arsenal auf den Wällen, als in den Häusern der Bürgerschaft, der Speicher von Korn, Wein, Holz, Kohlen und der übrigen allen, ebenso auch der Archive, Urkunden und Papiere, von welcher Beschaffenheit sie auch immer seien.

Bemerkung. Bewilligt, mit dem Vorbehalt, daß die Kanonen und die der Stadt gehörende Kriegsmunition nebst Waffenkammer den Offizieren Sr. Majestät übergeben werden; was die den Privaten gehörigen Waffen anlangt, so sollen dieselben auf das Rathhaus in einem Saal niedergelegt werden, wozu der Magistrat den Schlüssel hat.

Artikel 6. Die ganze Bürgerschaft bleibt frei von jeder Kriegscontribution und andrer Leistung. Der König überläßt der Stadt directe, wie indirecte Steuern zu ihrem Bedarf.

Bemerkung. Bewilligt.

Artikel 7. Se. Majestät überläßt der Stadt und den Bürgern Strasburgs die freie Benutzung der Rheinbrücke, aller Städte, Flecken, Dörfer, Landhäuser und Grundstücke, die ihnen zugehören, und wird die Gnade haben, der Stadt Anstandsbriefe gegen ihre Gläubiger, sowol im Reich, als auswärts, zu erwirken.

Bemerkung. Bewilligt.

Artikel 8. Se. Majestät gibt eine allgemeine Amnestie für die Vergangenheit, sowol dem öffentlichen Gemeinwesen, als auch allen Privaten ohne Ausnahme, und wird darunter begreifen den Pfalzgrafen von Veldenz, den Grafen von Nassau, den Residenten Sr. kaiserl. Majestät, seinen Wohnungsbezirk, den Bruderhof nebst allem Zubehör.

Bemerkung. Bewilligt.

Artikel 9. Es soll der Stadt erlaubt sein, Kasernen bauen zu lassen, um die Besatzungstruppen einzuquartiren.

Bemerkung. Bewilligt.

Artikel 10. Die Truppen des Königs werden heute, den 30. September 1681, Nachmittags vier Uhr, ihren Einzug in die Stadt halten.

Geschehn zu Illkirchen *) den 30. September 1681. Gezeichnet v. Louvois. Joseph von Ponts, Freiherr v. Montclar. Johann Georg von Zedlitz. Dominik von Dietrich. Johann Leonhard Fröreisen. Johann Philipp Schmid. Daniel Richshoffer. Jonas Stör. J. Joachim Frantz. Christof Güntzer.

Ratification des Königs.

Se. Majestät, nachdem Sie sämmtliche verzeichnete Artikel und Bemerkungen gesehn und geprüft, genehmigt, ratifizirt und bestätigt alles dasjenige, was in Ihrem Namen durch die Hrn. Marquis von Louvois und Freiherrn von Montclar, zufolge des Inhalts ihrer Bemer-

*) Ein Dorf, eine halbe Stunde von Strasburg, wo das französische Hauptquartier war.

kungen geantwortet und bewilligt worden ist, indem sie bei königlichem Wort und Glauben verspricht, dieselben aufrecht zu erhalten, zu wahren und zu beobachten unverletzlich Punkt nach Punkt und zu verhindern, daß weder direct, noch indirect dagegen gehandelt werde. Zu dessen Urkunde hat Se. Majestät gegenwärtiges Document eigenhändig unterschrieben und sein Geheimsiegel beisetzen lassen.

Geschehen zu Vitry, den 3. October 1681.

Gezeichnet

Ludwig.

Colbert.

In Kraft der Capitulation besetzte die französische Armee, 15,000 Mann stark, am 30. September 1681 die Stadt Strasburg. Mit dem Schweigen schmerzvoller Resignation sahen die Einwohner auf die einziehenden Truppen. Nicht die geringste Friedensstörung fiel in der Nacht, welche auf diese Besitzergreifung folgte, vor. Am folgenden Tage, den 1. October, wurden die 300 Schöffen versammelt und ihnen die Capitulation in der vom Minister Louvois angenommenen Weise vorgelesen. Als sie darin alle ihre Privilegien aufrecht erhalten und die Uebung der protestantischen Religion gesichert sahen, gaben sie sich zufrieden. Die Städtemeister waren mehre Tage mit der Einquartirung der Truppen beschäftigt. Louvois bat in dem Briefe, worin er mit freudiger Genugthuung seinem König die Capitulation Strasburgs anzeigte, um schnelle Ratification, da er Eile hatte, die Vertheidigungswerke zwischen der Stadt und dem Rheine in Angriff zu nehmen. Bereits am Morgen des 1. Octobers beorderte er Ingenieurs, um Pläne zu zeichnen, da-

mit Vauban, der kommenden Tages eintreffen sollte, im Stande wäre, seine Festungsprojecte so bald als möglich in Ausführung zu bringen. Bereits am 4. October begann Vauban seine Arbeit; den bereits vorhandenen Werken, welche er im besten Zustande fand, fügte er die Citadelle hinzu, nicht allein, um den Platz uneinnehmbar zu machen, sondern auch um die Bewohner im Zügel zu halten; auch wurde zu jener Zeit der Breusch ein Kanal gegraben, um die Baumaterialien herbeizuschaffen.

Der Bau der Citadelle und mehrer Kasernen beschäftigte eine große Anzahl von Arbeitern. Man fertigte ein Verzeichniß sämmtlicher Kanonen und Munitionsstücke, die sich in dem Platz gefunden hatten, zu gleicher Zeit begann die Entwaffnung, die Bürger brachten ihre Waffen in die Zunfthäuser, von wo sie in das Rathhaus abgeliefert wurden. Die Einwohnerschaft selbst wurde einer allgemeinen Zählung unterworfen. Louvois, der in der Stadt residirte, lenkte durch das ihm treu ergebene Organ des Hrn. Güntzer ganz nach seinem Willen den fügsamen Magistrat.

Sobald die Ratification des Königs eingelaufen war, ließ General Montclar die Richter, Consuln und Senatoren der königlichen freien Stadt Strasburg nachstehenden Eid schwören: „Ihr schwöret vor Gott Treue und Gehorsam dem König, Euerm obersten Herrn und Gebieter, daß Ihr nie Etwas thun noch erlauben wollt, was gegen seine Dienste und Interessen sei, und daß Ihr mit seinen Feinden kein verderbliches Einverständniß halten wollt. So wahr, als Gott Euch helfe."

Louvois berichtet in folgenden Ausdrücken über die Ereignisse der ersten vier Tage an den König: „Hr. v.

Montclar hat heute morgen den Eid der Treue entgegengenommen, welchen der Magistrat mit gutem Willen leistete, das Volk selbst scheint zufrieden mit dem Wechsel der Herrschaft und ich habe bis jetzt noch keine Klagen gehört. Auch habe ich die Umgebungen der Stadt besucht, deren Festungswerke dafür, daß sie von Bürgern gebaut sind, alles Lob verdienen; für eine Summe von 12,000 Thalern könnte man das Wasser der Ill und der Breusch in alle Gräben leiten. Für die Citadelle kann man das Wasser des Rheins benutzen, der beträchtlich höher liegt als die Stadt, was ein großer Vortheil ist, da, wenn auch die Stadt Strasburg verloren ist, doch der Zugang der Citadelle durch einen Kanal des Rheins abgeschnitten und unangreifbar gemacht werden kann. Ew. Majestät darf darauf zählen, daß, wenn die Citadelle vollendet und am Ende der Brücke nach der breisgauer Seite zu ein Fort mit vier Bastionen errichtet ist, keine Macht in Europa es wagen wird, Ew. Majestät mit Gewalt von diesem Posten zu vertreiben. Nach dem Essen ging ich heute mit Hrn. von Vauban an die Orte, wo die Kasernen erbaut werden. In ihrer Nähe ließen sich wol einige verschanzte Quartiere anlegen, die, da sie von der Citadelle am entferntesten liegen, für alle Fälle gegen die widerspenstige Bürgerschaft zu gebrauchen wären *)."

König Ludwig verweilte in Vitry, seine Gemahlin erwartend, um mit ihr einen Triumphzug durch den Elsaß

*) Man errichtete nach diesem Vorschlag innerhalb der Mauern die weiße Schanze und die Steinschanze, beide wurden jedoch am 14. September 1791 von den strasburger Republikanern als ein Denkmal der Tyrannei Ludwig's XIV. zerstört.

und Strasburg zu halten. Mit ihm zugleich tritt auch der Bischof von Strasburg, Franz Egon von Fürstenberg, dessen wir bereits erwähnt haben, wieder auf die Bühne. Obgleich durch den Nimweger Frieden im Reich zu Gnaden aufgenommen, nahm derselbe dennoch mit seinem Bruder Wilhelm den abgebrochnen Faden der Intrigue auf und wirkte für das Deutschland feindselige Interesse Frankreichs. Sie standen mit dem König selbst im Briefwechsel und erhielten ansehnliche Unterstützungen und Geschenke. Nach der Capitulation Strasburgs und Uebergabe des Münsters an die Katholiken bat Fürstenberg den König, von Zabern, wo seit der Reformation die bischöfliche Residenz war, mit seiner Geistlichkeit nach Strasburg zurückzukehren und die Kathedrale wieder in Besitz zu nehmen. Es wurde ihm bewilligt, sogar auf seine inständigen Bitten ein ebenso feierlicher Empfang mit Kanonensalven, Ehrenwachen und obrigkeitlicher Beglückwünschung, als er der Frau Pfalzgräfin Kurfürstin, die am Tage zuvor nach Strasburg kam, zu Theil wurde. Den 20. October hielt der Bischof seinen Einzug, ihm folgte der König am 24. in Begleitung seiner Familie mit triumphirendem Siegsgepränge. Am Portal des Münsters empfing ihn der Bischof mit den Worten: „Nachdem ich durch den Arm Ew. Majestät in den Besitz dieser Kirche wieder eingesetzt bin, aus welcher die Gewaltthätigkeit der Ketzer meine Vorgänger vertrieben hat, kann ich wol mit dem alten Simeon sagen: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehn. Von Ew. Majestät Vorfahren hat König Chlodwig den ersten Grundstein zu diesem herrlichen Gebäude gelegt, König Dagobert das Bisthum er-

richtet, Ew. Majestät aber machen sich durch das, was Sie jetzt gethan, zu einem neuen, viel ruhmwürdigern Stifter. Ich wollte, Sire, daß ich mehr Beredtsamkeit besäße, um Ihnen das Uebermaß von Freude auszudrücken, welches ich und mein Kapitel, wovon der größre Theil um mich versammelt ist, für die Wohlthat fühlen, die eine so erhabne und der Frömmigkeit des allerchristlichen Königs wahrhaft würdige Handlung sowol zum Ruhm Gottes als zur Ehre Ew. Majestät gereichen läßt. Da mir jedoch die Worte dazu und die Leichtigkeit, mich in dieser Sprache auszudrücken, fehlen, so bin ich genöthigt, Sire, in unsern Herzen die tausend Empfindungen von Ehrfurcht, Dankbarkeit, Ergebung und Verehrung für die erhabne Person Ew. Majestät aufzubewahren und Sie zu versichern, daß wir nie aufhören werden, als die gehorsamsten und treusten Knechte und Unterthanen in diesem Haus Gottes, wo der wahre Cultus wiederhergestellt ist, ohne Unterlaß unsre Gebete gen Himmel zu senden, daß es der höchsten Allmacht gefalle, Ew. Majestät mit Glück und Segen zu überströmen. *)"

Daß der Fürst von Fürstenberg Alles, was in seinen Kräften gestanden, zur Förderung der geheimen Absichten seines Gönners beigetragen haben mag, ist über allen Zweifel hinaus. Bestimmte, besonders urkundliche Angaben über seine positive Mitwirkung zum Verrath Strasburgs sind indeß nicht vorhanden. Dagegen wird der Stadtschreiber Güntzer von gleichzeitigen Geschichtschreibern als derjenige bezeichnet, durch dessen Vermittlung vom König 300,000 Thaler zur Bestechung der einflußreich-

*) Laguille Preuves im Anhang der Histoire d'Alsace Bd. II. S. 171.

sten Magistratspersonen verwendet worden *). Die Belohnung seiner ehrlosen That erhielt er durch ein königliches Decret, das ihn zum Syndikus und Kanzleidirector der Stadt Strasburg ernannte. Coste in seiner Urkundensammlung hat das Protokoll seiner Installation verzeichnet. Es lautet: „Am 9. des Monats November 1681 erschienen in der Versammlung der strasburger Rathsherren der Hr. v. Chamilly, Generallieutenant der Armee des Königs und Commandant der Stadt und Festung Strasburg, sowie der Hr. v. Lagrange königlicher Rath und Polizeiintendant des Elsasses, und ließen durch ihren Secretair ein Patent Sr. Majestät vorlesen. Dies ernennt Hrn. Güntzer zum Syndikus und Kanzleidirector der Stadt Strasburg. Der König wünscht dem Hrn. Güntzer, Stadtschreiber von Strasburg, einen Beweis seiner Gewogenheit zu geben, in Betracht, daß derselbe von Seiten des Magistrats bei der Unterwerfung der Stadt unter den Gehorsam gegen den König das Wort geführt und bei dieser Gelegenheit großen Eifer für den königlichen Dienst und das allgemeine Beste der Stadt bewiesen hat. Darum ernennt Se. Majestät denselben zu der Stelle eines Syndikus und Kanzleidirectors, damit er in dieser Eigenschaft an allen Rathsversammlungen Theil nehme und darüber wache, daß nichts dem Dienste für Se. Majestät, noch dem öffentlichen Wohle Zuwiderlaufendes geschehe. Auch will der König, daß Hr. Güntzer in denselben Aemtern verbleibe, welche er bisher bei dem Magistrat bekleidete, die ihm daher Se. Majestät von Neuem bestätige und in deren Nutznießung belasse. Nach Vorlesen des

*) Pufendorf De rebus Frider. Wilh. XVIII. § 21.

königlichen Patents befahl Hr. v. Lagrange Hrn. Güntzer die Hand zu erheben und nahm ihm folgenden Eid ab: „Sie schwören und versprechen, daß sich nichts im Magistrat noch in der Stadt gegen den Dienst für Se. Majestät Zuwiderlaufendes ereignen darf, wovon Sie nicht dem Hrn. Marquis von Chamilly, als Commandanten dieses Platzes, und dem Civilintendanten Hrn. v. Lagrange ungesäumt Nachricht geben und auch in den Functionen eines königlichen Syndikus und Kanzleidirectors dermaßen sich betragen wollen, daß Se. Majestät damit zufriedengestellt werden kann.' Nachdem Hr. Güntzer diesen Schwur abgelegt, befahl der Magistrat, das königliche Patent zu registriren und dessen Inhalt zu vollziehen."

Noch liegt eine geheimnißvolle Note des Königs d. d. 31. December 1681 des Inhalts vor: „Mein Schatzmeister, zahlen Sie an Hrn. von La Haye, Goldschmidt in Paris, die Summe von 3000 Livres, welche ich ihm angewiesen habe als Kaufpreis für zwei goldne Ketten und zwei Medaillen. Dieselben habe ich an zwei Bürger in Strasburg zum Geschenk gemacht, von denen ich aber hier das Besondre nicht sagen noch erzählen will. *)"

VI.

An eben dem Tage, an welchem Strasburg fiel, besetzten französische Truppen die Festung Casale in dem

*) Coste a. a. O. pr. 116.

von Piemont eingeschlossenen italienischen Fürstenthum Montferrat, welche der Herzog von Mantua, dem Montferrat als Reichslehn gehörte, an Frankreich verkauft hatte. Diese Besitznahme erschien als erster Schritt Ludwig's, sich auch den Weg zur Herrschaft über Italien anzubahnen, und vermehrte die durch den Ueberfall Strasburgs erregte Bestürzung. Man fürchtete dasselbe Schicksal nächstens für Köln. Indeß lautete der Antrag, welchen die französischen Abgeordneten nach einer ausdrücklichen Instruction ihres Königs vom 29. September auf dem Reichstag zu Regensburg und auf dem Congreß zu Frankfurt übergaben, nur dahin: „wenn Kaiser und Reich auf das, was von Frankreich bisher in Besitz genommen, feierlich verzichte, so wolle der König von Geltendmachung der Rechte, welche ihm durch die Friedensschlüsse zu Münster und Nimwegen zuerkannt worden, obwol sich dieselben noch viel weiter erstreckten, abstehen und sich um des Friedens willen mit Strasburg und den bereits besetzten Plätzen begnügen. Um zu zeigen, daß er niemals Eroberungen auf dem rechten Rheinufer zu machen beabsichtige, erbiete er sich, die Festungswerke von Freiburg schleifen zu lassen und diese Stadt dem Kaiser zurückzugeben, wenn dafür die Reichsfestung Philippsburg geschleift und ihrem Landesfürsten, dem Bischof von Speier überlassen werde" *).

Sogleich nach der Capitulation Strasburgs gingen an die französischen Gesandten in Deutschland Courriere mit umfassenden Instructionen über ihr nach diesem Ereigniß bedingtes diplomatisches Auftreten ab. Besonders waren

*) Pachner, Reichstagsschlüsse II. S. 367.

es der Gesandte am Reichstag, Hr. Verjus, und die zum Frankfurter Congreß beorderten Hrn. v. St. Romain und Harlay, auf deren intriguante Geschicklichkeit das Meiste gerechnet wurde. An letztere Beide schrieb Louvois d. d. Strasburg 3. October „Ich zweifle nicht, daß Sie bereits das Schreiben erhalten haben, welches Se. Majestät unmittelbar nach seiner Abreise von Fontainebleau Hrn. v. Croissy befohlen hat Ihnen zuzuschicken und das Sie von der Unternehmung, die gegen diese Stadt beschlossen worden ist, sowie von den Gründen dazu, in Kenntniß setzt, nicht weniger von dem, was Se. Majestät von Ihrer Seite verlangen, um das ganze Reich zu überzeugen, das Verfahren des Königs habe keine andre Absicht, als dem Uebel vorzubeugen, welches man ihm durch eine Stadt anthun wolle, die mittelst Erkenntnisses der dreifacher Reunionskammer der französischen Krone als Eigenthum zugesprochen wurde. Ich wiederhole Ihnen, daß sich diese Stadt ergeben hat, ohne daß von Seiten unsrer Truppen die geringste Feindseligkeit begangen wurde, die Zerstörung einer Redoute abgerechnet, welche nur von zehn bis zwölf Mann vertheidigt war. Dann dürfte es mir sehr nützlich und zweckdienlich erscheinen, wenn Sie auf die geeignetste Weise bei den Deputirten in Frankfurt den Verdacht rege machten, als wäre der Angriff auf die Redoute vorher mit der städtischen Behörde verabredet worden, da dieselbe einen Vorwand gewünscht habe, um den gemeinen Pöbel zur Unterwerfung unter Se. allerchristlichste Majestät zu bewegen, u. s. w."

Ein Brief des Hrn. Verjus, d. d. Regensburg 9. October, an Hrn. v. Louvois schildert den Eindruck, welchen die Nachricht auf dem Reichstag hervorbrachte. „Gestern,

um Freitag Morgen berieth man sich hier über die am Tag zuvor erhaltne Nachricht, daß die Truppen des Königs sich der strasburger Brücke und des Brückenkopfes bemächtigt haben, und schien darüber sehr übereilte Anstalten treffen zu wollen. Zur selbigen Stunde brachte mir Hr. Frischmann die Nachricht von der Uebergabe der Stadt; noch bevor sich die Gesandten in die Versammlung begaben, fand ich Zeit, ihnen das Ereigniß mitzutheilen, da ich glauben mußte, sie würden sich nun nicht beeilen, über eine bereits vollbrachte Thatsache, die nicht wieder gut zu machen, dieselben unnützen Maßregeln zu treffen, als wo sie hofften, daß der Erfolg noch entfernt und zweifelhaft sei, oder sie mit ihrem Eifer dafür prunken und sich patriotischer Gesinnung brüsten könnten. Anfangs glaubte ich, sie würden sich mehr niedergeschlagen und betäubt, als zornig und erbittert von so wichtiger und überraschender Nachricht zeigen, die ganz geeignet wäre, alle ihre bereits getroffenen und noch zu treffenden Maßregeln zu zerstören, allein bis jetzt scheinen sie nur in der Versammlung gewesen sein, um sich gegenseitig ihre Bestürzung zu gestehen. Alle Berathungen sind unterbrochen, denn sie suchen Zeit zum Athemholen und machen ihrem Aerger durch Worte Luft, bis die Rescripte vom Kaiser kommen, welche ich im Voraus bei dem Stand der Dinge für nicht hitzig halte, und die Verhaltungsbefehle ihrer Herren, von denen ich hoffe, daß der größre Theil die Sachen eben wird gehn lassen, wie sie gehn. Zwölf oder funfzehn Stunden vor Ankunft des Hrn. Frischmann erfuhr ich durch Briefe aus Wien, daß die Empörer in Ungarn, unterstützt von den Siebenbürgern, einige Plätze genommen haben und noch viele andre be-

drohen; dieser Gegenstoß wird nicht wenig beitragen, die Gemüther hier ganz niederzudrücken, sowie die Uebergabe von Casale zur Erhöhung des Ruhmes, welchen der König vor Strasburg erworben hat. Ich, Ew. Excellenz, freue mich ebenso sehr über den Ruhm, welchen Sie sich für alle Jahrhunderte erwarben, daß Sie ein so großes Project so glücklich vollbrachten, und bin voll Dankes, daß Sie meiner inmitten des Zudrangs von Geschäften so gnädig gedacht haben. Jetzt vergeht hier kein Tag, daß nicht mehre Staffetten und Courriere nach Wien abgehn. Man muß zusehn, wohin dies Alles führen wird. Allein, wiederholt, ich zweifle, daß die Beschlüsse hier allzu schnell noch allzu energisch sein werden, ich glaube vielmehr, daß ein Ereigniß, welches drei große Provinzen oder, richtiger gesagt, das ganze französische Reich gegen alle Feinde sicher stellt und fest macht, während es drei hauptsächliche Provinzen des Reichs, wenn nöthig, den Waffen des Königs öffnet und preisgibt, geeignetet ist, in Deutschland ruhige Betrachtungen einzuflößen, als unbesonnene Entschlüsse zu überstürzen"*).

Die Einnahme Strasburgs und seine Einverleibung in die französische Monarchie, mitten im Frieden durch Verrath und moralische Gewalt vollbracht, regte das ganze, kaum beruhigte Europa zu den dringendsten Besorgnissen über die unersättliche Ländergier und Eroberungssucht Ludwig's XIV. von Neuem auf. In Paris schlug man un-

*) Coste a. a. O. pr. 88 und 94. Vanhuffel a. a. O. S. 132.

terdeß Schaumünzen zur Gedächtnißfeier des ruhmvollen Ereignisses; Ludwig XIV. stand im Zenith seiner Herrlichkeit.

Wäre die öffentliche Meinung in Deutschland damals eine Macht gewesen, wäre überhaupt das Volk mehr gewesen, als ein durch Gottes Gnaden vererbtes Patrimonium der Fürsten, alle Hände hätten zu den Waffen gegriffen, um die einzige Antwort zu geben, die ein so unerhörter Frevel, eine so freche Verletzung aller Treue und Verträge verdiente *). „Der Unwille der Deutschen" schreibt aus Frankfurt Hr. v. St. Romain an Louvois, „vermindert sich nicht und ich habe von dem Grafen von Schömberg, der in Frankfurt ist und Nichts vergißt, was zum eifrigen Dienst des Königs gehört, in Erfahrung gebracht, daß die Abgesandten des Reichs nur auf Urlaub warten, um auseinanderzugehn." Der Brief eines Franzosen in Würzburg an den General Montclar sagt: „Alle Welt kann sich gar nicht von der Bestürzung erholen, daß die

*) Ein Epigramm von dem schlesischen Dichter Hoffmannswaldau ist für diese Stimmung sehr bezeichnend:

Ihr Deutschen saget doch zu euern Nachbarn nicht,
Daß Frankreichs Ludewig den Frieden mit euch bricht,
Indem er Strasburg nimmt. Er spricht: es ist erlogen,
Ich hab' euch nicht bekriegt, ich hab' euch nur betrogen.

ferner ein im Munde des Volkes gäng und gebes Sprichwort:

Frankreichs Bündniß geht nur dahin,
Daß es habe den besten Gewinn,
Ja solches Bundesgenossen Schutz,
Das Alles wendet zu seinem Nutz,
Laß uns, o Herr Gott, nicht stahn,
Wie du Strasburg schon hast gethan.

Franzosen Strasburg ohne einen einzigen Kanonenschuß eingenommen haben, und alle Welt sagt, dies sei ein Wagenrad, worauf man in das Reich rollen werde, und jetzt sei die Thüre zum Elsaß geschlossen." Diese schon damals unter dem Volke ausgemachte Wahrheit steht mit einer Aeußerung Karl's V., welche Leopold's Geschichtschreiber bei Gelegenheit erzählt, im Zusammenhang. Karl soll nämlich gesagt haben, daß er, wenn die Türken Wien, die Franzosen aber Strasburg belagerten, der letztern Stadt zuerst zu Hülfe eilen werde *). Leider wurden diese Betrachtungen über den Werth eines Hauptschlüssels zum Reich erst angestellt, als derselbe schon in den Händen des Feindes war. — Es konnte nicht fehlen, daß alle Mächte auf solche drohende Gewaltthätigkeiten aufmerksam wurden, namentlich suchte der Prinz Wilhelm von Oranien ein Bündniß zur Erhaltung der letzten Friedensschlüsse zu Stande zu bringen. Aber seine Bemühungen hatten geringen Erfolg. Alles lag an Muthlosigkeit darnieder oder war durch Verrath erkauft. Die Ermunterungen einzelner Fürsten, die einsahen, daß nu rvom Schwert Hülfe zu erwarten sei, wie der Kurfürst von Sachsen und besonders der Kurfürst von Trier, waren vergeblich, ohne Erfolg foderten sie ihre Mitstände auf, der französischen Hinterlist einen festen Willen, eine redliche Vereinigung entgegenzusetzen.

Von Frankreichs bisherigen Triumphen war keiner so wirksam gewesen, als die fortwährenden und von Ludwig sorgfältig geförderten Bedrängnisse des Kaisers durch die siegreichen Waffen der Ungarn und Türken. Der König

*) Wagner Historia Leopoldi. VII. 522.

hatte dabei die geheime Hoffnung, Deutschland werde von den Barbaren so geängstigt und heimgesucht werden, daß dem Volke keine andre Zuflucht als seine Hülfe übrig bleiben solle, und zum Preis dafür bestimmte er die deutsche Königskrone für den Dauphin. Dies war immer die letzte Absicht, weswegen er zum gänzlichen Verderben Deutschlands die Türken mit allen Kräften unterstützte und auf jede Weise eine Aussöhnung zu hintertreiben suchte. Alle eifrigen Vaterlandsfreunde riethen dem Kaiser, mit den Türken Frieden zu schließen und seine ganze Kraft gegen die Franzosen zu wenden, nur die Jesuiten, die durchaus die Protestanten in Ungarn unterdrücken und ihre unumschränkte Herrschaft in diesem Lande wiederherstellen wollten, widersetzten sich mit allen ihnen zu Gebot stehenden Mitteln der Ausführung dieses nützlichen Vorschlags.

Durch die Einnahme der Stadt Strasburg hatte sich Ludwig die Thore zum ganzen deutschen Reich geöffnet. Die gänzliche Unterdrückung der rheinischen Kurfürsten und ihre Abhängigkeit von Frankreich kostete den König in einer solchen Lage nur einen Wink und war beinahe unvermeidlich. Alles, was an Frankreich grenzte, konnte in einem Augenblick verschlungen werden, und man durfte den benachbarten Fürsten nur mit Reunionen drohen, um sie sämmtlich zittern und nach Ludwig's Vorschriften sprechen und handeln zu machen. Sobald aber die rheinischen Kurfürsten unterdrückt waren, ließ sich, besonders bei der zweideutigen Stimmung des Kurfürsten von Brandenburg, leicht voraussehn, was den übrigen Ständen, dem ganzen Reich und selbst dem Erzhaus Oestreich widerfahren würde. Die Idee war Leopold in das Innerste

der Seele geschrieben, daß keine Veränderung mit dem Kaiserthum ohne gänzlichen Umsturz seines Hauses vorgehn könne. Fast mußte er Dasjenigé, was um eben diese Zeit von den Türken, welche auf der Schwelle zu seinen Erbstaaten standen, zu befürchten war, bei weitem nicht für so gefährlich halten, als Dasjenige, was bereits Ludwig zur Ausführung seines Planes gethan hatte.

Von den Verhandlungen des Frankfurter Congresses war nichts zu erwarten, über Nebendingen wurde die Hauptsache vergessen. Die deutschen Abgeordneten geriethen unter einander über den Excellenztitel, welchen die kurfürstlichen Gesandten sowol von den kaiserlichen als von den fürstlichen Gesandten foderten, über die Reihenfolge der gegenseitigen Besuche und über die Plätze an den Sitzungstischen in einen Zwist, welcher ihnen gemeinsame Berathung und Beschlußnahme unmöglich machte; zugleich wollten sie den Franzosen nicht länger einräumen, ihre Erklärungen in französischer Sprache abzugeben, was Colbert und Estrades in Nimwegen angefangen, und verlangten den Gebrauch des Lateins, wie es bei den Verhandlungen zu Münster stattgefunden hatte. Des Königs Abgesandte bestanden dagegen auf dem Recht, französisch zu unterhandeln, weil die Macht ihres Herrn viel größer und selbständiger sei als die des Kaisers. Die Verhandlungen zerschlugen sich und die französischen Botschafter entfernten sich am 3. December 1682 aus Frankfurt mit der Anzeige, daß der königliche Minister zu Regensburg, Graf von Crecquy von Ludwig den Auftrag bekommen habe, bis zum Ende des Jahres 1683 zu hören, was man im Namen des Reichs ihm vortragen würde. Was Ludwig für Absichten gehabt habe, läßt sich aus der Erklärung

entnehmen, welche er durch den Bischof von Strasburg dem Kurfürsten von Trier gethan hatte: „wenn ihm das Reich die bisher reunirten Oerter nebst Strasburg überlassen wollte, so würde er allen künftigen Ansprüchen für immer entsagen, eine Grenze ziehn und auch 50,000 Mann gegen die Türken zu Hülfe schicken, vorausgesetzt, daß das Reich sich nie in seine Streitigkeiten mit andern Fürsten mische. Auch in den spanischen Niederlanden wolle er auf alle weitern Foderungen Verzicht thun, wenn diese beständig neutral bleiben und im Fall, daß ein Krieg entstände, Frankreich nicht beunruhigen würden. Verwerfe man diese Bedingungen, so ständen 60,000 Mann bereit, um sogleich das westliche Ufer des Rheines in Besitz zu nehmen" *).

Es mußten daher andre Anstalten getroffen werden, den Unternehmungen Ludwig's eine Schranke zu setzen. Nicht nur Deutschland, auch Schweden und die Niederlande hatten von der französischen Gewalt empfindlich gelitten. Schweden war als alter Bundesgenosse Frankreichs doppelt gekränkt, daß die Reunionskammer in Breisach sein ihm durch Erbschaft zugefallenes Stammland, das Fürstenthum Zweibrücken, weil es der Vorladung, dem König zu huldigen, nicht Folge gab, absprach und Ludwig dasselbe einem andern Lehnsvetter überließ; ebenso war dem Statthalter der Niederlande, Wilhelm von Oranien, ein Theil seiner Erbgüter im Luxemburgischen entzogen und schon früher der Besitz seines Fürstenthums Oranien im südlichen Frankreich verkümmert worden. Durch diese Rücksichtslosigkeit gegen Mindermächtige erweckte sich

*) Pufendorf De gestis Fried. Wilh. § 69. S. 1450.

Ludwig einen Gegner, in dessen festem Charakter der Widerstand gegen seine Eroberungsplane einen beharrlichen Vereinigungspunkt fand. Wilhelm's Plan war, alle von der Uebermacht Frankreichs bedrohten Staaten in das Bündniß zu ziehen, welches am 10. October 1681 zwischen den Generalstaaten und Schweden zur Aufrechthaltung des Westfälischen und Nimweger Friedens mit der Bestimmung geschlossen wurde, daß beide Mächte der willkürlichen Auslegung dieser Verträge, allenfalls mit bewaffneter Hand sich widersetzen wollten. Der Kaiser und Spanien traten diesem Vertrage bei (jener am 28. Februar, dieses am 2. Mai 1682). Fast zu gleicher Zeit (am 31. Januar 1682) errichteten auf Betrieb des Grafen Georg Friedrich von Waldeck, welchen der Kaiser zu diesem Behuf im Reich herumsandte, mehre oberrheinische und westerwäldische Reichsstände eine Association mit dem fränkischen Kreise, die sich dann weiter mit dem Kaiser verbündete. Diesem am 10. Mai 1682 auf dem Lustschloß Laxenburg zu Stande gebrachten Bündniß schlossen im folgenden Jahre 1683 der Herzog von Braunschweig-Lüneburg, der Landgraf von Hessen-Kassel, die Kurfürsten von Sachsen und Baiern sich an. Aber gerade der mächtigste Reichsstand, Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, trat diesem kriegerisch-patriotischen Aufschwung hemmend entgegen, theils aus Groll über den Nimweger Frieden und in der Hoffnung, mit Hülfe Frankreichs doch noch zum Besitz Pommerns zu gelangen, dann aber durch die vermeintliche Ueberzeugung geleitet, daß bei der vorwaltenden Uneinigkeit auch ein abermaliger Bundesverein nicht im Stande sein würde, gegen Frankreichs überlegne Macht etwas auszurichten. Deshalb lehnte er nicht

nur die Auffoderung zur eignen Theilnahme an den Associationen ab, sondern verpflichtete sich sogar gegen Ludwig (22. Januar 1682), bei Erneuerung eines schon im Jahre vorher geschlossenen Bündnisses, alle Mühe anzuwenden, die friedliche Beilegung des Streites zwischen dem Reich und der Krone Frankreich zu bewirken, was soviel hieß, als das Reich zum Verzicht auf die von den Franzosen besetzten Städte und Landschaften zu bewegen, wogegen Ludwig versprach, weitre Reunionen einzustellen und, solange Hoffnung zur friedlichen Ausgleichung vorhanden sei, nicht zu den Waffen zu greifen *). So fehlte es dieser Verbindung von vornherein am innigen Zusammenhang. Unmöglich ließ sich Hülfe und Rettung erwarten, solange nicht die Gesammtkraft Deutschlands vereinigt war; schon durch das nothwendige, von den Franzosen lebhaft genährte Mistrauen gegen die nicht verbündeten Stände, die zum Theil der treulosesten Gesinnungen verdächtig waren, mußte jede nachdrückliche Wirkung verhindert werden.

Das Maß der Demüthigungen für Kaiser Leopold war noch nicht gefüllt. Während sein Sinn dahin gerichtet war, den ausschweifenden Anmaßungen der Franzosen am Rhein Schranken zu setzen, näherte sich ihm und seinen Staaten ein fürchterliches Gewitter von Osten her. Die Türken setzten nicht nur ihre außerordentlichen Kriegsrüstungen fort, sondern leisteten jetzt auch den Misvergnügten in Ungarn öffentlichen Beistand. Die türkische Heeresmacht, vom Großwessir Kara Mustafa selbst geführt, ergoß sich über Ungarn, das Haupt des neuen Aufstandes,

*) Stenzel, Geschichte des preußischen Staates. II. S. 414.

den Grafen Emmerich von Tökely, zum Herrn des ganzen Reichs als Schützling der Pforte erklärend. Bald wurde das kaiserliche Heer nach Oestreich zurückgetrieben und also der Krieg auf deutschen Boden gewälzt. Die Türken lagerten sich vor Wien 14. Juli 1683. Der Kaiser floh in bestürzter Eile nach Passau. Oestreich und Steiermark wurden von den Ungläubigen verwüstet, Tökely brandschatzte Mähren. Die Besatzung Wiens unter dem Grafen Rüdiger von Staremberg bestand aus 12,000 Mann regulärer Truppen, welchen die Bürger und mit diesen die gewerbsbeflissene und die studirende Jugend tapfern Beistand leisteten. Aber die Türken zählten 200,000 Streiter und 200 Feuerschlünde. Der Fall Wiens schien unvermeidlich.

Aber Wien wurde nicht erobert. Die dringende Gefahr riß endlich die deutschen Stände aus ihrer sonst gewöhnlichen Schläfrigkeit und engherzigen Entzweiung. Der tapfre König von Polen, Johann Sobiesky befeuerte die Rüstungen, führte selbst 20,000 Hülfstruppen herbei und übernahm den Oberbefehl des Heeres. Ein glorreicher, entscheidender Sieg wurde gewonnen (12. September 1683), unsägliche Beute gemacht, blutig die erlittne Schmach gerächt. Wien, Deutschland war gerettet, der Krieg zurück nach Ungarn gewälzt.

Seit undenklichen Zeiten hatte sich kein Vorfall ereignet, woran das ganze Europa, mit Vergessen aller besondern Rücksichten, so wahren Antheil genommen hatte, als der Entsatz von Wien. Nur der König Ludwig XIV. von Frankreich glaubte sich vom Donner getroffen, als er die Nachricht davon erhielt. Seine Minister waren von dem hohen Grad der Bestürzung, welche dieselbe bei ihm

erwecken würde, schon zum Voraus so sehr überzeugt, daß es keiner wagen wollte, ihm diese unangenehme Neuigkeit zuerst zu überbringen. Wofern einem sonst angesehenen Geschichtschreiber*) zu trauen ist, so hatten die Sieger nach der Einnahme des türkischen Lagers in dem Zelt des Großwessirs Briefe von Ludwig gefunden, worin der ganze Plan zur Belagerung Wiens vorgezeichnet war. So viel bleibt gewiß, daß Ludwig Unterhandlungen mit der Pforte pflog, welche in der Absicht geschahen, daß ihm, wenn nach dem Fall jener Hauptstadt die östreichische Macht an den Rand des Untergangs gestellt wäre, die Schutzherrschaft des Reichs und der gesammten Christenheit von den Reichsständen flehend entgegengetragen werde.

Man bemerkte diese Absichten recht deutlich bei den Verhandlungen, welche wegen der Wegnahme Strasburgs und der Reunionen überhaupt nunmehr in Regensburg, wohin sie von Frankfurt verlegt worden waren, fortgesetzt wurden. Je größer die Gefahr Oestreichs von den Türken zu sein schien, desto höher war der Ton, woraus die französischen Gesandten sprachen. Als die Türken in die östreichischen Erbstaaten einbrachen, erließ der Reichscommissair an den in Regensburg residirenden französischen Gesandten Vergus eine Note mit der Nachricht davon: „der Kaiser hoffe, daß der allerchristlichste König das ruchlose Wagstück der Feinde des christlichen Namens nicht nur nicht billigen, sondern demselben aus allen Kräften zu widerstehen bemüht sein, jedenfalls aber die Reichsstände zum Verderben der Christenheit nicht hindern werde, ih-

*) Pufendorf a. a. O. B. XVIII. S. 1477.

rem Oberhaupte in diesem gefährlichen Zeitpunkte Hülfe zu leisten. Zu dem Ende werde der Herr Gesandte ersucht, dem Könige, seinem Herrn, die eingetretene Gefahr schleunigst und wo möglich noch an demselben Tage durch einen besonderen Eilboten bekannt zu machen mit dem Auftrage auf eine von Sr. Majestät hochgeneigtest abzugebende Erklärung, so lange der türkische Krieg dauere, weder den Kaiser noch einen der Reichsstände unter irgend einem Vorwande mittelbar oder unmittelbar von der Abwehr jenes ungerechten und gefahrvollen Angriffs abhalten zu wollen."

Der Gesandte erwiderte hierauf am 26. Juli in einer an die Reichsversammlung gerichteten Antwort: „Es sei unbegreiflich, wie es den kaiserlichen Ministern habe einfallen können, in jenem aller Friedensstiftung feindlichen Commissionsdecrete die alten, bei den nimweger Unterhandlungen genugsam besprochenen und abgemachten Streitpunkte von Neuem auf die Bahn zu bringen, wenn es nicht in der Absicht läge, das Kriegsfeuer im Reiche von Neuem zu entzünden, anstatt alle Kräfte gegen den Feind der Christenheit zu vereinigen. Beide fast gleichzeitig erlassene Staatsschriften ständen miteinander im schneidendsten Widerspruche: die eine suche alle Leidenschaften gegen Frankreich aufzuregen, die andere enthalte das Geständniß der äußersten Bedrängniß, in welcher sich der Wiener Hof befinde. Diese sei dem Gefühle der Noth und des Schmerzes abgepreßt, die Drohungen der ersteren seien auf Antrieb der spanischen Minister ausgesprochen und Erzeugnisse des blinden Gehorsams der kaiserlichen Minister gegen einen fernen und auswärtigen Hof, der weder um den Verlust Ungarns noch um die Leiden Deutsch-

lands sich kümmere, der sich vielmehr freue, dem eiteln Schattenbilde seiner ehemaligen Größe die Wohlfahrt des Reichs und so schöner Länder zum Opfer gebracht zu sehen. Aus keinem andern Grunde habe der Wiener Hof den Vorschlag des Königs, alle seine Ansprüche auf den Besitzstand des ersten Augusts 1681 mit Einschluß von Strasburg und Kehl nebst den angrenzenden Ortschaften zu beschränken, zurückgewiesen, das dahin lautende Gutachten der wohlgesinnten Kurfürsten und Stände nicht geachtet, sogar die angebotenen Hülfstruppen derselben nicht angenommen und größere Geldsummen verwendet, um die Fürsten Europas in Bündnisse gegen Frankreich zu verlocken, als um die zur Führung des Kriegs gegen die Türken erfoderlichen Mittel und Heere zu beschaffen. Nach so offenbaren Beweisen der übeln Gesinnung des Wiener Hofes würde der König den ersten Regeln der Klugheit zuwiderzuhandeln und die sich selbst, seinen Bundesgenossen und seinem Königreiche schuldigen Pflichten verletzen, wenn er auf den vom gedachten Hofe gemachten Antrag einginge und sich auf irgend eine Art die Hände binden ließe; er erkläre vielmehr, daß er sich fortwährend der zeitherigen Freiheit bedienen wolle, Alles zu thun, was er seinen Gerechtsamen und Verbindungen angemessen finde. Damit jedoch ganz Europa sich überzeugen könne, wie sehr ihm die betrübte Lage der Christenheit am Herzen liege, und um nichts zu unterlassen, wodurch die alte Freundschaft mit dem Reiche wiederhergestellt werden könne, wolle er nicht nur keinen Kostenersatz für die ihm aufgenöthigten Kriegsrüstungen fodern, sondern auch in einen Waffenstillstand auf 30 Jahre auf den Fuß des Besitzstandes willigen, wenn die Annahme

bis zum 30. August erfolge, über diesen Zeitpunkt hinaus aber an dieses Anerbieten nicht gebunden sein." *)

Noch weiter zu gehn und den Türken wirklich durch Beginn des Krieges gegen den Kaiser und die mit demselben verbündeten Fürsten unmittelbar die Hand zu bieten, wollte oder wagte König Ludwig nicht, theils aus Rücksicht auf den Papst und die öffentliche Meinung Europas, auch seiner eigenen Nation, theils aus Besorgniß, hiedurch die ihm zugethanen Reichsfürsten, namentlich den Kurfürsten von Brandenburg, dem Kaiser wieder zuzuwenden. Da er nicht zweifelte, daß die Türken ihren Zweck erreichen und Wien erobern würden, so erschien es ihm angemessen, der Sache ihren natürlichen Lauf zu lassen und abzuwarten, bis ihm Alles zum Zugreifen zurecht gelegt sei. Allein der Entsatz Wiens durchstrich diese schlimmen Berechnungen. Daher der Aerger Ludwig's über eine Botschaft, welche anderwärts mit der größten Begeisterung aufgenommen wurde. Während in allen Ländern sich die Zeitungen beeilten, den Sieg der Christen über die Ungläubigen zu verkünden, während wie in Deutschland, so in Rom, in Madrid und Venedig Dank- und Freudenfeste gefeiert wurden und der Papst Innocenz II. die den Türken abgenommene Hauptfahne, welche Sobiesky ihm zugesandt hatte, einen Monat hindurch von einer Kirche zur andern tragen ließ, beobachteten die französischen Zeitungen ein tiefes Stillschweigen über die aufgehobne Belagerung Wiens und als sie endlich derselben, unter der Ortsangabe Köln, erwähnten, hieß es nur, ein unerwarteter Glücksfall habe diese

*) Pachner Reichsschlüsse II. S. 462.

Stadt gerettet. Man bemühte sich, den Ruhm der Deutschen und des Königs von Polen herabzusetzen und den glänzenden Sieg dem guten Zufall zuzuschreiben.

Daß eine so wichtige Begebenheit, als die Belagerung von Wien Einfluß auf die Unterhandlungen haben mußte, die zwischen Ludwig und dem deutschen Reich in Betreff der Reunionen gepflogen wurden, läßt sich leicht erachten. Obgleich, wie bereits erwähnt, zu Frankfurt diese Sache auf eine weitre Verhandlung zu Regensburg ausgesetzt wurde, so herrschte doch in Ansehung dieses für Deutschland so wichtigen Geschäfts eine fast gänzliche Stille. Ludwig, der durch geheime Nachrichten die Absichten der Türken kannte, hütete sich, irgend Etwas in dieser Sache vor der Zeit zum Schluß zu bringen. Auch der Kaiser, welcher nichts sehnlicher wünschte, als Alles in den vorigen Stand gebracht zu sehn, was bei den jetzigen Umständen nicht zu hoffen war, arbeitete der Langsamkeit der reichstägigen Debatten nicht entgegen. Die Stände selbst wollten und konnten nicht weiter fortschreiten, weil die größte Uneinigkeit unter ihnen herrschte. Derjenige Theil, welcher in einem neuen Krieg mit Frankreich den äußersten Untergang des deutschen Reichs sah, hatte das Uebergewicht in dem kurfürstlichen Collegium, und derjenige, welcher die Ehre von Deutschland und dessen zukünftige Sicherheit für verloren hielt, wenn man dem König von Frankreich Alles überlasse, was er unrechtmäßig für sein Eigenthum erklärte, hatte den größern Theil der Fürsten auf seiner Seite. Unglücklicherweise waren dazu innere aus der unbestimmten Verfassung des Reichs herrührende Zwiste gekommen. Auf solche Art entstanden ernsthafte Differenzen zwischen beiden Parteien, wodurch die Hauptsache in Stocken gerieth.

Ludwig hatte zufolge der von seinem Gesandten in Regensburg, Hrn. Vergus, am 26. Juli abgegebnen Erklärung unter sehr schimpflichen Bedingungen dem Kaiser und Reich einen 30jährigen Waffenstillstand angeboten, nichts desto weniger fuhr er fort, seine drohende Stellung beizubehalten, da der Kaiser alle seine Mittel auf Fortsetzung des Türkenkriegs in Ungarn verwendete. Allein Leopold, der nach dem Entsatz von Wien freier aufathmete, wollte von keinem Nachgeben gegen die französischen Anmaßungen wissen, sondern beharrte dabei, daß über die Bedingungen und über die Dauer des von Ludwig angebotnen Waffenstillstands vorher noch weitere Verabredungen getroffen werden müßten.

Während hierüber am Reichstag in der weitläufigsten Art hin und hergeschrieben wurde, verfolgte Ludwig, der am 26. Juli abgegebnen Erklärung gemäß, seine Reunionsansprüche, ließ Truppen in die spanischen Niederlande einrücken, die Städte Kortryk (Courtray) und Dixmuyden einnehmen und darauf Luxemburg beschießen. Da der spanische Statthalter in den Niederlanden diese Feindseligkeiten mit einer förmlichen Kriegserklärung erwiderte und der Prinz von Oranien mit der ihm ergebnen Partei darauf hinarbeitete, die Republik zu Ergreifung der Waffen für Spanien zu bewegen, so wurde die Sache immer verwickelter, denn unverkennbar hing auch die Weigerung des Kaisers mit den Vorbereitungen des Oraniers zur allgemeinen Schilderhebung gegen Frankreich zusammen. Wilhelm war überzeugt, daß die Republik und mit ihr die Unabhängigkeit der benachbarten Staaten verloren sei, wenn man die spanischen Niederlande in französische Hände gerathen lasse. Daher erwiderte er dem brandenburgi-

schen Abgesandten Fuchs, der ihm die Annahme des Waffenstillstandes einreden sollte: „Wenn nicht Gott dieses Volks und der Nachbarn sich annehme, so müsse alles zu Grunde gehen. Besitze Frankreich die spanischen Provinzen, so stehe ihm auch der Weg in die vereinigten Niederlande offen. Nach den jetzigen Vorschlägen des Königs würde es immer von seiner Willkür abhängen, die letzteren zu jeder beliebigen Frist zu verschlingen und wie zeither im Frieden mehr Länder an sich zu reißen als mitten im Kriege. Luxemburg allein erhalte die Verbindungslinie zwischen Oberdeutschland und der Republik. Der Kurfürst möge erwägen, wohin es mit ihm selbst kommen werde. Schwerlich werde seine enge Freundschaft mit Frankreich ihm größere Vortheile bringen, als den Schweden, dem Baier, dem Braunschweiger die ihre gebracht habe. Der Kölner sei den Franzosen stets zugethan gewesen: wie aber würden dessen ungeachtet seine Länder von denselben behandelt? Alle drei rheinischen Kurfürsten seien längst der französischen Knechtschaft verfallen und getrauten sich nicht einen Laut von sich zu geben, der ihrem Gebieter misfalle. Zu nichts von Allem, was der König seit dem Nimweger Frieden an sich gerissen, habe er ein Recht. Man müsse blind sein, wenn man nicht einsehe, daß er nach einer allgemeinen Herrschaft über Europa trachte. Sollte der Kampf hingegen auch unglücklich sein, so werde es doch rühmlicher sein, mit den Waffen in der Hand zu fallen, als den schmählichen Gewaltstreichen der Franzosen ruhig zuzusehen. Ein ehrenvoller Tod sei einem schimpflichen Leben vorzuziehen." Auch der Rathspensionair Fagel äußerte: „die Republik schwebe in großer Gefahr; doch habe sie ein Jahrhundert

früher nach dem Falle von Harlem in noch größerer Noth sich befunden und derselbe Gott, der ihr damals geholfen, lebe noch. Besser sei es, den Franzosen bei Brüssel und Antwerpen sich entgegenzustellen als bei Dordrecht und Breda, besser tausendmal umkommen, als den Gewaltthaten des unmenschlichsten aller Menschen, des Kriegsministers Louvois, sich ausgesetzt zu sehen, besser auf dem rechten von Gott gebilligten Wege sterben, als bei Unterstützung einer vom Teufel eingegebenen Sache." *) Allein der größte Theil der Städte, an ihrer Spitze Amsterdam, verlangte Frieden oder Waffenstillstand. Nicht, als wenn sie nicht selbst auch die Gefahr eingesehn hätten, in welche sie durch den gegenwärtigen Zustand der spanischen Niederlande und besonders durch die Belagerung von Luxemburg, wofern sie glückte, gerathen dürften, sondern weil sie im Fall, daß sie in einen Krieg mit Frankreich verwickelt würden, großen Nachtheil für ihren Handel befürchteten. Als nun noch am 4. Juni 1684 Luxemburg nach hartnäckiger Gegenwehr fiel, so gewann die Friedenspartei große Ueberhand und es schlossen bereits am 29. Juli 1684 die Generalstaaten einen Stillstand mit Frankreich auf 20 Jahre, weil, wie als Grund angeführt wird, der König von England allen Beistand verweigere, das deutsche Reich sehr getheilt sei, Spanien wegen der Angelegenheiten, worin diese Krone verwickelt ist, zur Erhaltung der Niederlande nicht hinlängliche Vorsehung thun, der gute Wille Einzelner wegen des Türkenkriegs und andrer Umstände nicht in das Werk gesetzt werden könne und die Last eines neuen Kriegs der Republik allein zu schwer fallen

*) Pufendorf XVIII. §. 119.

möchte. Frankreich solle die in den spanischen Niederlanden eingenommenen Städte und Landschaften, Luxemburg, Beaumont, Bovines und Chimay behalten und die Republik, wenn sich Spanien des Beitritts weigere, sich aller Theilnahme am Kriege enthalten. Dem deutschen Reich wurde, zu Schließung eines ähnlichen Stillstandes, ein Monat ausbedungen, während dessen der König seine Reunionsfoderungen nicht höher zu treiben versprach.

Indem solchergestalt die auf das holländische Bündniß gesetzten Hoffnungen des Kaisers scheiterten, bemächtigte sich der Marschall Crecqui, der Bezwinger Luxemburgs, am 15. Juni 1684 auch der Stadt Trier. Nun endlich sah Leopold ein, daß es nicht rathsam sei, zu gleicher Zeit gegen Frankreich und gegen die Türken Krieg zu führen. Am 10. Juli erklärte er auf dem Reichstag, daß, wenn die Kurfürsten und Fürsten den Stillstand auch auf mehre Jahre wollten erstreckt haben, er es nicht hindern wolle, wenn nur das gesammte Reich und dessen zehn Kreise mit eingeschlossen würden. Nachdem die drei Reichscollegien den Stillstand auf zwanzig Jahre bestimmt hatten, so wurde derselbe am 15. August 1684 in Regensburg für das Reich und gleichzeitig für Spanien, das den Kaiser dazu bevollmächtigt hatte, auf jenen Zeitraum unterzeichnet. Während dieser Zeit sollte Frankreich alle Ortschaften, welche die Reunionskammern von Metz, Breisach und Besançon bis zum 1. August 1681 dem König zugesprochen hatten, außerdem auch Strasburg mit der Kehlerschanze inne behalten, jedoch mit der Verpflichtung, die politische Verfassung und die kirchlichen Einrichtungen, letztere sowol der katholischen, als der augsburgischen und reformirten Confession unberührt zu lassen. Al-

les Andre sollte zurückgegeben und für die Dauer des Stillstandes kein weiterer Anspruch an Reichslande unter dem Titel von Zubehör, Dependenz und Reunion erhoben werden, endlich sollte sofort die Unterhandlung über den Definitivfrieden beginnen und mit dem Abschluß desselben der Fuß des Stillstandes wegfallen.

„So endigte", sagt ein geistreicher lebender Geschichtschreiber *), „nach vierjähriger Dauer dieser ohne Ankündigung und fast ohne Widerstand geführte Reunionskrieg, welcher dem Andenken Ludwig's den unauslöschlichen Flecken angehängt hat, die Bande der Staatengemeinschaft zu unedler Bestrickung Schwacher gemisbraucht und den Frieden vorgeschützt zu haben, um bequemer und sicherer Handlungen des Krieges zu verüben."

Es bleibt uns nur noch übrig, aus der speziellen Geschichte Strasburgs die Attentate zu berichten, welche die Willkür des neuen Herrschers nach Aufhebung des Edicts von Nantes (22. October 1685) auf die in der Capitulation garantirte Gewissensfreiheit der Bürger unternahm. Die Uebung ihres Gottesdienstes wurde auf alle Weise gehindert, man nahm ihnen die ausdrücklich eingeräumten Kirchen weg und zwang sie mit den verwerflichsten Drohungen zum Abschwören ihres Glaubens. Alle jene Scenen unbarmherziger Verfolgungswuth, welche Frankreich um Hunderttausende seiner besten Unterthanen brachte, hatten auch in Strasburg ihren Schauplatz. Die Stadt, deren Rechte und Privilegien bald zu einer leeren

*) Adolf Menzel Geschichte der Deutschen. B. 9. S. 140.

Förmlichkeit herabsanken, erlag in ihrer Blüte dem Drucke der Tyrannei, bis die Revolution von 1789 für sie selbst, für Frankreich und für die ganze civilisirte Welt eine neue Zeitepoche heranführte.

Uebrigens ertheilte erst der Ryswiker Friede (30. October 1697) Frankreich das definitive Recht auf den souverainen Besitz Strasburgs, da der Waffenstillstand von Regensburg nur provisorische Bestimmungen enthalten hatte. Zufolge jenes Friedens gab Ludwig alle reunirten Orte an das deutsche Reich zurück, ausgenommen, was im Elsaß lag, dessen Souverainetät, ebenso wie diejenige über Strasburg ihm ausdrücklich zugestanden wurde.

Die Gegenwart scheint für die deutsche Nation einen Aufschwung in die Zukunft zu begründen. Die Geschichte kann uns, vor allen andern Völkern, auf dem neuen Wege der zuverlässigste Rathgeber der Erfahrungen werden. Und zu diesem Zwecke ist es gut, wenn wir mitunter ihre dunkelsten Capitel lesen und wiederlesen.

Landgraf Hermann von Thüringen.

Eine historische Skizze,

von

E. Gervais.

Wie der Freund von Reisebildern aus dem Kreise nationalen Lebens nur eine einseitige Anschauung von Land und Volk erhielte, wenn man ihm allein das Leben und Treiben in Haupt- und Residenzstädten vorführte, und wären es auch Städte wie London und Paris, die in sich alle Individualitäten der Nationen, alle politischen und intellektuellen Kräfte zu concentriren suchen; so gewährten in gleicher Weise dem Geschichtsliebhaber die Handlungen der Regenten eines Reiches, oder nur der hervorragenden Heroen einer Zeit kein vollständiges Bild von den innern und äußern Zuständen jenes Reiches oder jener Zeit, wenn nicht gleichsam Seitenbilder von charakteristischen Zügen ihn zum Verständniß Dessen, was er vorzugsweise verlangt, führten und sein Interesse unterhielten. Gar oft erwecken Nebenfiguren, untergeordnete Personen, unbedeutendere Ereignisse seine Theilnahme mehr als Könige, gerühmte Helden und epochemachende Begebenheiten, und lassen jene den Geist der Zeit, welcher er seine Theilnahme zuwendet, lebendiger empfinden als diese. — Daß Deutschland sein politisches und sociales Emporringen niemals auf die Be-

vorzugung einer Metropole gegründet hat, daß es in seiner vielgegliederten Reichsverfassung nie einem unbeschränkten Herrscher die alleinige Macht einzuräumen willig und benöthigt war, ist unbezweifelt ebenso sehr eine Eigenthümlichkeit, wie ein Vorzug in seiner Cultur- und Nationalgeschichte. In dem großen Fortgange von beiden werden stets die freien und eigenthümlichen Bewegungen in kleinern Kreisen auch dem oberflächlichen Beschauer sichtbar, ja jener Umschwung des Ganzen erhält durch das Eingreifen und das stete Zusammenwirken der Theile allein Leben und Gestaltung und könnte nicht gedacht werden, wenn solche Bedingung seines Daseins nicht vorhanden wäre. Längst ehe Deutschland in eine Vielherrschaft größerer und kleinerer Staaten, die fast nur das Band der Nationalität zusammenhält, sich auflöste, — was als der nothwendige Ausgang seiner Geschichte erkannt werden muß — waren im Innern und nach Außen sein Geschick und seine Entwicklung durch die mit, neben und meist gegeneinander ringenden Kräfte bedingt und zeigt sich hier mehr als in andern Reichen ein lebendiger Organismus, nicht eine prädominirende Gewalt als das Princip seiner Fortentwicklung. Am deutlichsten wird diese Eigenthümlichkeit unsers Volkslebens und unsrer historischen Entwicklung in dem durchaus freien und selbständigen Mittelalter, vornehmlich in der vielbewegten Periode der schwäbischen Kaiser, wo nicht diese allein, sondern gleichzeitig die Päpste, die geistlichen und weltlichen Fürsten, die Städte und selbst noch die Völkerschaften durch angestammte oder errungene Rechte, durch ihre Thatkraft, durch ihre wechselseitigen Bestrebungen und Interessen die Schicksale und Ereignisse, die von Deutschland bis zum fernen

Orient die Welt bewegten, herbeizuführen vermochten. Jede dieser mitwirkenden Gewalten charakterisirt das Zeitalter, eine steht mit allen in naher Wechselwirkung und keine läßt ohne Interesse den Beschauer, falls dieser der ganzen Zeit und ihren Erscheinungen eine Theilnahme zuwendet.

An einen Fürsten, der zwar nicht zu den mächtigsten im Reiche gehörte, wol aber mit den Trägern höchster Würde, den Kaisern, von Friedrich Barbarossa bis auf Friedrich II., in vielfache Berührung kam und oft ihr Geschick in seiner Hand hielt, an einen Mann, der fast keiner bedeutsamen Erscheinung der Zeit ferne stand, der, wie den Hohenstaufen und ihren Gegnern, auch der Kirche und ihren Dienern seine Macht und Bedeutsamkeit, bald als Verbündeter, bald als Widersacher, an den Tag legte, als Landesgebieter den Grafen und Städten innerhalb seiner Fürstenthümer, wie den Völkern und Kriegshorden im fernen Oriente als Ritter Christi ein Schrecken war, an einen in der Geschichte deutscher Poesie mehr gerühmten als gekannten Beförderer der letztern, soll sich die nachfolgende historische Skizze anlehnen, um ein anschauliches Bild von all den die Zeit bewegenden und von ihr hervorgerufenen Erscheinungen, wie sie in einer einzelnen Persönlichkeit von so mannigfachen Beziehungen zum Ganzen sich widerspiegelt, zu concentriren.

Damit der Leser von vornherein ein Bild des Mannes, den wir in seinen Handlungen ihm vorführen wollen, erhalte, stellen wir die Charakteristik desselben nach den Worten einer zwar jüngern deutschen, aber aus alten lateinischen Quellen geschöpften Chronik an die Spitze seiner Biographie: „Landgraf Hermann von Thüringen war

vornehm vor allen Fürsten und Herren in deutschen Landen; seine Tugend, seine Herrschaft und Mannheit weit erscholl. Er war züchtig in Geberden, scheinig (ausgezeichnet) in Sitten, mäßig in Worten, milde an Güte, freudig, männlich, kühn wie ein Held, da er mit wenig Volk große Scharen bekämpft und den Preis auf dem Felde ritterlich behalten hat. Er ging selten zu Bette, ohne ein gutes (d. h. verständiges) Wort angehört, oder aus der heiligen Schrift, sei's lateinisch, sei's deutsch, etwas conferiret oder von der muthigen Freudigkeit der alten Fürsten und Herren etwas vernommen zu haben. Große Liebe und Lust hatte er zur Schrift, gab sich nicht nutzloser, fauler Trunkenheit hin, litt nicht gerne, daß Jemand über ihm stand, doch duldete er seines Gleichen." Diese Schilderung erklärt uns seine Thaten, seine Handlungsweise, sein Streben, und wiederum wird aus allen diesen das Bild, welches der Chronist so wahr gezeichnet, sich zusammenstellen. Was Hermann aber gestattete die großen Naturanlagen im glänzendsten Lichte zu entfalten, war — das Glück. Es lächelte ihm noch nicht in der Wiege, aber es führte ihn später durch seltsame Fügung der Umstände zu einer Höhe, wo er Gelegenheit fand, frei und selbständig, mit Klugheit und keckem Muth in die wichtigsten Angelegenheiten der Nation einzugreifen, die Ereignisse zu seinem Vortheile zu nutzen, eine gebieterische Stellung höheren Fürsten, ja den höchsten gegenüber einzunehmen und über minder mächtige nach seiner Willkür zu verfahren.

Hermann war von vier Brüdern der jüngste, demnach durfte er in jungen Jahren kaum hoffen die Würde

seines Vaters zu erhalten, am wenigsten dessen Erb- und Lehngüter ungetheilt in seinen Besitz zu bringen. Und doch sollte er dereinst alleiniger Herr derselben werden, ja sie in erweitertem Umfange überkommen, um sie dann, noch durch manches Hinzuerworbene vermehrt, seinen Nachkommen zu hinterlassen. Sein Vater Ludwig, gewöhnlich der Eiserne zubenannt, der vierte des Namens in seinem Hause, der zweite als Landgraf von Thüringen, hatte sich, der Politik seines Vaters getreu, dem herrschenden Kaiserhause der Hohenstaufen enge angeschlossen, wozu schon die Dankbarkeit ihn verpflichtete, da König Konrad III. sich seiner als eines minderjährigen Knaben, der erst elf Jahre zählte, als der Vater (1140) starb, angenommen, ihm die landgräfliche Würde zuerkannt, am eignen Hofe erzogen und mit seiner Nichte Jutta, der Tochter Herzog Friedrich's (Cocles) von Schwaben vermählt hatte. Kaiser Friedrich, Jutta's Stiefbruder, erwies dem Schwager sich gleichfalls sehr geneigt, wofür jener sich stets treu ergeben und zu jedem Dienste, selbst zu ungerechter und gefährlicher Ausführung kaiserlicher Befehle bereit zeigte. Ein Beispiel letztrer Art finde hier schon seinen Platz. Erzbischof Konrad von Mainz, obschon ein Bruder des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, der dem Kaiser in Italien bei allen Unternehmungen treuen und kräftigen Beistand geleistet, war doch als erster Prälat des Reiches nach dem Beispiel vieler seiner Vorgänger mehr dem Papste als seinem weltlichen Oberherrn zugethan und erkannte, anders als die meisten deutschen Geistlichen, Alexander II. für das einzig rechtmäßige Kirchenhaupt an, dem Friedrich gewaltsamer Weise drei unwürdigere Päpste nacheinander entgegenstellte. Um an Konrad sich zu rächen, gebot der

Kaiser dem Landgrafen Ludwig II. von Thüringen die Mauern von Erfurt, die jener vor kurzem hatte aufführen lassen, zu brechen. Gern erfüllte der seines Schwagers Befehl (1164), weil die Befestigungen Erfurts, der mächtigsten Stadt Thüringens, wonach Mainz und die Landgrafen, obgleich die Stadt dem Reiche gehörte, begehrlich die Hände ausstreckten, ihm selber Gefahr drohten. Nicht minder dienstfertig dem Kaiser glaubte Ludwig zu handeln, als er in dem Kampfe der verbündeten norddeutschen Fürsten gegen Heinrich den Löwen, Herzog von Baiern und Sachsen, sich 1166 und 1167 erstern anschloß, wofür diesmal freilich ihn wie die andern des Kaisers Zorn, wenn auch ein allein von den Umständen gebotener Zorn, traf. Denn bald wurde die Demüthigung des übermächtigen Welfen das eifrigste Bestreben der Hohenstaufen. In dem Vernichtungskampfe wider Heinrich (1178—82) dienten bereits die Söhne des 1172 verstorbenen Landgrafen im Geiste des Vaters dem kaiserlichen Oheim und gründeten dadurch die Erweiterung ihrer Macht, die nach der Zertrümmerung der welfischen in Norddeutschland eine neue Bedeutung bekam. Ehe wir dies näher beleuchten, werfen wir zuvor einen Blick auf die innern Verhältnisse des landgräflichen Hauses und der thüringer Landes.

Der Stammvater jenes, Ludwig mit dem Barte, wenn auch nicht französischer, so doch fränkischer Herkunft, war dem ersten deutschen Kaiser des fränkischen Hauses, Konrad II., so wie dessen Gemahlin Gisela verwandt und darum nach der Politik dieses Herrschergeschlechtes ausersehen, unter den ihnen wenig ergebenen Thüringern eine

Stellung einzunehmen, in welcher Ludwig dem Hofe und auch sich selber nützen konnte. Thätig, umsichtig, mit Würde und Klugheit stand er den durch Belehnung, Kauf und durch die Heirath einer reichen Erbin an sich gebrachten Gütern (von 1039 — 1048) so vor, daß er durch sein Beispiel die Großen des Landes mehr mit Achtung, als mit Besorgniß und Haß gegen sich erfüllte. In gleicher Weise suchte sein Sohn Ludwig, richtiger der Salier als der Springer zubenannt, während seiner vieljährigen Herrschaft (1048—1123) Lehne und Allodien zu mehren und durch Anbau des Landes zu verbessern. Aus der Verbindung mit der schönen Adelheide von Stade erwuchs ihm reicher Gewinn, aber freilich auch eine Reihe böser Händel, weil er dem Verdachte nicht entging, an dem Morde von Adelheidens erstem Gemahle, Pfalzgraf Friedrich III. von Gosek, Theil genommen zu haben. Ueberdies nöthigten ihn die allgemeinen Aufstände der norddeutschen Fürsten gegen die Willkür Heinrich's II. und die Herrschsucht Heinrich's V. von der Partei dieser zu jenen überzutreten, wodurch die frühere Bedeutsamkeit seiner Stellung in Thüringen, wie sie sein Vater behauptet hatte, verringert ward. Um so höher stieg sie wieder unter seinem Sohne Ludwig, der wie der Großvater zu Konrad II. so zu Kaiser Lothar III. sich in das zwiefach bindende Verhältniß treuster Dienstbarkeit und naher Verwandtschaft setzte. Seine Gemahlin Hedwig, zu der ausgebreiteten Familie der Kaiserin Richenza gehörend, brachte ihm ansehnliche hessische Güter, welche dadurch noch vermehrt wurden, daß sie und ihr Gemahl die Erben ihrer Mutter wurden, die auch in zweiter Ehe mit Ludwig's jüngerm Bruder, Heinrich Raspe, keine weitern Nachkommen erzeugte

und nach der Ermordung des Letztern zwiefache Ansprüche an ihre und ihres Mannes Hinterlassenschaft der Tochter und dem Schwager, der zugleich ihr Schwiegersohn war, übertrug. Zu dieser Erweiterung des Besitzes fügte der Kaiser die Erhöhung der Würde, als er Ludwig nach der Entsetzung des geächteten Hermann von Winzenburg zum Landgrafen von ganz Thüringen, d. h. wol zum Oberfeldherrn im Kriege, wo die Thüringer als eine eigne deutsche Völkerschaft auftraten, und zum erblichen Vorsitzer in den Grafen- oder Landgerichten (Placita) *) ernannte.

Wurde durch diese kaiserliche Belehnung mit der neuen Amtswürde Ludwig auch nicht gebietender Landesfürst und Oberherr der vielen Thüringer Grafen, die bisher reichsunmittelbare und unabhängige Fürsten gewesen waren, so liefen doch diese Gefahr, über kurz oder lang in der Landgrafen Abhängigkeit zu gerathen. Lothar's ebenso gemäßigtes als kräftiges Verfahren im Reiche und Ludwig's des ersten Landgrafen Umsicht und Thätigkeit ließen es zwar

*) Die Ansicht, daß Landgrafthum ein Land bezeichne, das zum Herzogthum zu klein gewesen, oder doch wegen andrer Ursachen nicht Herzogthum werden sollte, woher es Landgraviatus, d. h. ein kleines Herzogthum genannt worden, ist gewiß eine willkürliche. Die placita provincialia, sei's in Reichsländern oder in Herzogthümern, oder vielherrigen Provinzen, wurden von einem erwählten judex provincialis und 12 assessores abgehalten. Wer das Richteramt und den Vorsitz erblich erhielt, hieß Comes provincialis und dies ist ja die gewöhnliche Bezeichnung der Landgrafen, woneben noch regionarius Comes, Comes patriae und das latinisirte Landgraviatus als Synonima sich finden. Die feierliche Belehnung per vexillum durch Lothar erhöhte freilich die Bedeutung des Thüringer Landgrafen. Sie erhob ihn zum Oberanführer und setzte ihn in den Rang der ersten Reichsfürsten.

zu keiner Auflehnung der Grafen gegen den vom Reiche bestallten, nicht mehr von ihnen erwählten Vorsitzer auf den Landtagen kommen, aber, als nach Lothar's Tode sich sogleich der Parteienkampf zwischen Welfen und Hohenstaufen erhob, als zu früh Ludwig I. starb und er einem minderjährigen Sohne die Würde hinterließ, ersahen die Thüringischen Dynasten die günstige Gelegenheit, vor aller Beschränkung alter Freiheiten und Rechte sich zu bewahren. Unter Konrad III., der nur mit Mühe den arglistig angemaßten Thron behaupten konnte, bei der Minderjährigkeit und häufigen Abwesenheit Ludwig's II. schalteten die Grafen zügellos in Thüringen und erlaubten sich Bedrückungen, die laute Klagen der Städte und des Landvolkes hervorriefen. Durch jenes unbesonnene, maßlose Verfahren verfehlten sie ihren Zweck und gaben dem zum kräftigen Manne sich ausbildenden Landgrafen, dem bald Friedrich Barbarossa den stärksten Rückhalt und gewiß auch thätige Unterstützung bot, in den gekränkten Bürgern und geplagten Bauern Verbündete und Unterthanen, mit denen Ludwig es wagen durfte, nachdrücklich den Großen entgegenzutreten und ihnen ein Joch auf den Nacken zu binden, dem sie nicht mehr ungestraft und ohne neue Demüthigungen sich entziehen durften. Der Beiname des Eisernen ist Ludwig II. nicht nur aus der Volkssage vom Schmidt in der Ruhl, sondern aus unbezweifelbaren historischen Thatsachen beizulegen.

Daß er aber keineswegs ein roher Kriegsheld war, dem Sinn für Edleres und Höheres abging, beweist schon die Sorgfalt, welche er auf die Erziehung seiner Kinder wandte. Seine vier Söhne Ludwig, Friedrich, Heinrich und Hermann, denen nur noch eine Schwester, Jutta,

zur Seite stand, ließ er in allen Wissenschaften jener Zeit den besten Unterricht ertheilen und wollte, daß alle, um sich vollkommen auszubilden, die Universität Paris besuchen sollten. Von den beiden ältesten ist dies auch zuverlässig bekannt und von Hermann läßt es sich fast mit Gewißheit voraussetzen, da er später noch mit Paris in wissenschaftlicher Berührung blieb. In einem noch erhaltenen Schreiben an König Ludwig VII. von Frankreich ersucht diesen der Landgraf sich der zwei ihm zugeschickten Söhne mit Wohlwollen anzunehmen. Wer von ihnen sich am meisten zu den friedlichen Studien, vornehmlich der Theologie eigne, solle ganz dabei verbleiben. Friedrich entsprach dem Wunsche des Vaters und trat noch zu dessen Lebzeiten 1171 in den geistlichen Stand. Wir treffen ihn bis 1175 als Propst zu St. Stephan in Mainz, und nur politische Rücksichten veranlaßten ihn 1186 der priesterlichen Weihe zu entsagen und dem ehelosen Stande eine Verbindung mit der Gräfin Lutgard von Zigenhayn vorzuziehen, wodurch er selbst zur Grafschaft Zigenhayn gelangte und der Stammvater einer neuen Linie des gleichnamigen Fürstengeschlechtes wurde.

Der älteste der Brüder, Ludwig, folgte seinem Vater in der landgräflichen Würde (1172—1190), die er minder strenge und hart gegen die Großen des Landes zu behaupten wußte, da die Gunst und der Beistand seines Oheims Friedrich Barbarossa seine Nachsicht gegen die immer noch Trotzigen ersetzten. Wenn er die Beinamen des Milden, des Friedliebenden, des Frommen auch mehr seiner Freigebigkeit gegen die Geistlichkeit verdankte, läßt sich doch in der That in seinem Leben der Charakter der Wohlwollenheit, Güte und der religiösen Schwärmerei nicht ver-

kennen. Irren aber würde man, in ihm einen der Ruhe fröhnenden, dem Kriege abholden, der Klerisei ergebenen Fürsten zu suchen. Vielmehr ist seine ganze Regierung eine Reihe von Kämpfen, bald gegen trotzige Städte und Grafen seines Landes, bald gegen Nachbarfürsten, gegen viele geistliche Herren und Stifter, namentlich gegen das Erzstift Mainz. In Polen, Böhmen, Italien und im Orient erscholl der Ruf seiner ritterlichen Tapferkeit, die schon in seinem hohen männlichen Wuchs, in seinem ausdrucksvollen Gesicht, in dem Feuer seines Auges sich kund gab. In mehren Kriegen folgte er freilich nur dem Gebote des Kaisers, zum Kreuzzuge der Mahnung der Kirche und der allgemeinen Begeisterung für die Befreiung des heiligen Grabes.

Früh stand auch Hermann dem Bruder als Helfer, Rather und Kampfgenosse zur Seite. An Tapferkeit, Klugheit, Schönheit und ritterlicher Ausbildung ihm nichts nachgebend, übertraf er ihn an Geistesschärfe, Schlauheit, schneller Auffassung und kluger Benutzung der Verhältnisse, die einen Vortheil ihm sogleich oder für die Folgezeit darboten. In den Wegen und Mitteln, die zu einem Gewinne führten, war er eben nicht allzubedenklich, in geleisteten Versprechungen, in übernommenen Verbindlichkeiten nicht stets gewissenhaft, bei der Annahme dargebotener Geldsummen oder neuen Gütererwerbes nicht scheu, wenn nur die äußere Ehre nicht verletzt oder mit gutem Vorwande sein Parteienwechsel gerechtfertigt schien. Da ihm noch außer Friedrich, der durch seinen geistlichen Stand nicht hinderlich war, zwei ältere Brüder die Landgrafenwürde in allzuferne Aussicht stellten, so war er früh bedacht, auf andre Weise zu eignem Besitz und einer be-

deutenden Würde zu gelangen. Noch in jungen Jahren sah er bereits sein Streben nach Wunsch gefördert. Der Sturz des mächtigen Herzog Heinrich des Löwen brachte ihm und seinem Hause eine sonst schwer zu erringende Macht unter den Fürsten des nördlichen Deutschlands. Es ist hier nicht der Ort, den vielfach dargestellten Vernichtungskampf Kaiser Friedrich's und Heinrich's noch einmal zu wiederholen. Ueber die Rechtfertigung des Einen oder des Andern, über die Frage: ob ihn eine unausweichbare Nothwendigkeit oder ein geheim vorbereiteter Plan herbeigeführt habe, über das Verfahren beider Theile vor, während und nach dem Kampfe mögen die Ansichten der Geschichtschreiber nach ihren verschiedenen Standpunkten getheilt ausfallen; dagegen kann über die neuen Verhältnisse in Norddeutschland, die Friedrich's Verfahren und die Anfoderungen der verbündeten Fürsten an den Kaiser nach der Ueberwindung des gemeinsamen Gegners herbeiführten, kein Zweifel entstehen.

Die nationale Scheidung zwischen Nord- und Süddeutschland, die bis auf den heutigen Tag noch keinem politischen, religiösen und intellectuellen Gemeingeist gewichen ist und ihm wol nie weichen wird, ja nicht weichen darf, hatte unter den beiden letzten fränkischen Kaisern ein feindliches Aufeinanderstoßen herbeigeführt, das, von Sachsen ausgehend, bald im ganzen Norden eine Opposition gegen die am Oberrhein und im Süden gewonnene Macht Heinrich's IV. und V. hervorrief. Das richtige Maß von Strenge und Herrscherkraft, womit Konrad II. und Heinrich III. die widerstrebende sächsische Nation niedergehalten hatten, war durch Heinrich's IV. jugendliche Unbesonnenheit in Willkür und gewaltsamen Druck ausgeartet, so-

daß jene nur durch Empörung und Abfall dem Misbrauch seiner Gewalt sich zu entziehen vermochte und nun im ganzen Reiche, ja außerhalb desselben bei der römischen Curie Verbündete suchte. Dadurch wurden ganz fremdartige Interessen in den Kampf gezogen, welcher fast funfzig Jahre mit geringen Unterbrechungen Deutschland zerrüttete. Denn es erwuchs diesem kein Heil daraus, daß Heinrich V. dem Vater die Krone entriß, vielmehr dem Sohne nur ewige Schande, die durch seine ungezügelte Herrschsucht noch erhöht ward, wodurch er Fürsten und Städte, Papst und Geistlichkeit gegen sich erbitterte. Lothar III. (1125—37) gelang es den tiefgewurzelten Zwiespalt durch rastlose Thätigkeit, heilsame Mäßigung und kluge Politik im Innern und nach Außen zu versöhnen und den alten Glanz des deutschen Kaiserthrones zu erneuern. Seinem Schwiegersohne und von ihm bestimmten Nachfolger, dem mächtigen und kräftigen Herzog Heinrich von Baiern und Sachsen, schien es vorbehalten, Deutschlands Einheit und Festigkeit dauernd zu gründen; da entriß diesem arglistig der Hohenstaufe Konrad den Thron, ohne die Befähigung und die nothwendige Hausmacht für denselben zu besitzen, sondern allein durch Heinrich's des Stolzen frühen Tod (1139) und Heinrich's des Löwen Minderjährigkeit im Stande, ihn zu behaupten und die mächtige Gegenpartei im Zaum zu halten.

Als Konrad's Neffe, Friedrich I. (1152—90), im Besitze größrer Hausmacht und ausgezeichneter Herrschergaben, den Thron bestieg, gab er im Gefühl des Rechts und im Vertrauen auf des Blutsverwandten Ergebenheit Heinrich dem Löwen den größten Theil der seinem Vater abgesprochnen Reichslehen zurück. Mit ihm, der im Süden,

und Norden Deutschlands der mächtigste Fürst war, hoffte er die Reichskraft vereinigt zu seinem Beistande gewonnen zu haben, um die verlornen Rechte und die Gewalt des Kaisers, welche durch das Wormser Concordat geschmälert waren, diesem wieder zu entreißen. Konnte der Welfe aber vergessen, daß ihm von den Hohenstaufen die Krone entrissen worden? Konnte er den Glanz dieser auf Friedrich's Haupte erhöhen, ohne sich dadurch erniedrigt zu sehen? Sollte er seine dem Kaiser überlegene Macht nur verwenden, um den Letztern zu einer Größe zu fördern, daß jeder Fürst der Erde, also auch er selber ein Dienstmann des römisch-deutschen Augustus erschien, der allein gebot, während alle andern nichts als Gehorsam gegen den Allmächtigen kannten. Nein, Heinrich's Ehrgeiz und Ruhmsucht strebte nach eignem Gewinn und eignem Glanz, wozu ihm der slavische Norden nach Außen, die vielen kleinen Fürsten und Herren innerhalb seiner norddeutschen Herzogthümer erwünschte Gelegenheit boten. Ein nordisches Reich zu gründen und sich darin zum unumschränkten Herrscher zu machen, erschien ihm leichter und ehrenvoller als die freiheitsliebenden Lombardischen Städte und den als Weltbeherrscher anerkannten Papst Friedrich's Scepter unterwerfen zu helfen. Bald zeigte sich, daß Heinrich ein erreichbares Ziel erstrebe, Friedrich ein eitles, auch wenn der Herzog dem Kaiser statt Lauheit und Abneigung Ergebenheit und nachdrücklichen Beistand bot. Gedankt aber sei's dem Hohenstaufen, daß auch des Welfen ausführbarer Plan vereitelt ward! Was wäre aus Deutschland geworden, wenn Heinrich mit der nördlichen, oder falls er Baiern noch dazu behielt und Oestreich wiederverband, Thüringen und die östlichen Marken überwäl-

tigte, mit der westlichen Hälfte Deutschlands von dem Reichskörper sich losgerissen und ein neues germanisch-slavisches Reich gegründet hätte? Die Verhinderung dieses Planes mußte aber von Friedrich theuer erkauft werden. Nicht blos den seinigen aufzugeben genügte, Heinrich's Macht in Deutschland mußte zerstückelt werden, einmal, um auf immer dessen Vorhaben zu vereiteln, dann aber auch, um die verbündeten Fürsten, mit deren Beistand er allein den übermüthigen Gegner überwältigen konnte, nach ihren Foderungen zu belohnen. Nicht nur Sachsen von Baiern zu trennen genügte, sondern jedes mußte in kleinern Theilen vielen geistlichen und weltlichen Fürsten zugewiesen werden, sodaß dem Kaiser selbst kein andrer Gewinn und kein andrer Ruhm blieb als eben nur der: den Gewaltigen vernichtet und seinen Plan vereitelt zu haben. Wer und was Jeder aus der zerstückelten Ländermasse des Welfen erhielt, ist von Andern nachgewiesen worden. Hier erwähnen wir nur zwei für unsre Darstellung wichtige Punkte.

Der erste ist, daß Sachsen, oder nach heutigem Begriff Norddeutschland, vom Rhein bis zur Elbe und noch weiter gen Osten, von der Nord- und Ostsee bis zur Grenze von Franken, Baiern, Böhmen und Schlesien, unter der Verwaltung der sächsischen Kaiser als Herzogen von Sachsen, der Billungen, Lothar's, Heinrich des Stolzen und Heinrich des Löwen das mächtigste Herzogthum, von dem auch Thüringen, Meißen, die östlichen Marken stets in einiger Abhängigkeit geblieben waren, nun aufgehört hatte, ein Ganzes unter einem prädominirenden Landesherrn zu sein. Weil aber die nationale Verwandtschaft oder die herkömmliche Verbindung nach der

Zerstückelung nicht das früher gemeinsame Interesse aus den Augen verlor, so entstand unter den Fürsten, die nach dem Sturze Heinrich des Löwen sich mächtiger und selbständiger erhoben, das Bestreben, eine Art Hegemonie in Norddeutschland zu erlangen. Die neuen Anhaltinischen Herzoge von Sachsen und die Landgrafen von Thüringen glaubten dazu die nächste Berechtigung zu haben und suchten bald durch Waffengewalt, bald mittels einer mehr von geistiger Ueberlegenheit geleiteten Politik den Vorrang sich abzugewinnen. Auch Friedrich Barbarossa hatte neben der Nothwendigkeit der Zerstückelung deren Nachtheile für sich und das Reich erkannt und war sowol vor der Achtsvollstreckung, als nach dem Sturze Heinrich's bedacht gewesen, jene Nachtheile dadurch zu verringern, daß er Einem der Theilfürsten eine etwas hervorragende Macht zuwies, wodurch es ihm möglich wurde, wieder eine Verbindung der Vielherrscher, die er erhoben hatte, herzustellen, um sich der Gesammtmacht Sachsens für seine fernern Plane zu bedienen. Ein ihm nahestehender und zuverlässiger mußte diese höhere Stellung einnehmen.

Dieses leitet auf den zweiten Punkt über. Den Landgrafen Ludwig von Thüringen hatte der Kaiser zum Vertreter Sachsens ausersehen. Zwar die Herzogswürde durfte Bernhard von Aschersleben, einem Sohne Albrecht des Bären, nicht entzogen werden, weil er der vornehmste der sächsischen Grafen war, die wider Heinrich und für den Kaiser die Waffen ergriffen, und weil bereits dem Vater desselben die Anwartschaft, ja schon der Titel eines Herzogs von Sachsen zuerkannt gewesen und das mächtige weit verzweigte Haus der Anhaltiner nicht abermals übergangen werden konnte. Nächst Bernhard verlangte

der ehrgeizige Erzbischof Philipp von Köln für vielfach geleistete Dienste und Aufopferungen, die er mit Behelligung seines Gewissens durch manche frevelhafte und gewaltthätige Handlungen zu Gunsten des Kaisers gebracht, eine allgemeine Belohnung, die er in den an sein Erzbisthum grenzenden Theilen des Herzogthums Sachsen, in Engern und Westfalen, bezeichnete. Auf ihn mußte Friedrich Rücksicht nehmen, wollte er den bisherigen Freund nicht in den erbittertsten Feind verwandelt sehen. Wenig blieb da für Ludwig noch übrig, dem der kaiserliche Oheim so gern das Meiste zugewandt hätte. Statt großer Lehne gedachte er nun ein wichtiges Amt ihm zuzuweisen. Die sächsische Pfalzgrafenwürde war unter den frühern Herrscherdynastien Deutschlands von höchster Bedeutung gewesen. Der Pfalzgraf hatte nicht nur die höchste Gerichtsbarkeit im Lande, er vertrat auch die Person des Kaisers und übte während eines Interregnums bis zur Erhebung eines neuen Reichsoberhauptes alle kaiserlichen Rechte aus. Unter den sächsischen Kaisern war das Amt wegen der Gewalt, die damit verbunden war, weder einem Landesgrafen noch auf Lebensdauer oder gar erblich verliehen worden. Erst Heinrich III. wagte dies und hoffte durch einen treuen und kräftigen Vertreter sein eignes Ansehen und seine den Sachsen verhaßte Herrschaft zu befestigen. Völlig seinen Wünschen entsprach als Pfalzgraf von ganz Sachsen Dedo von Gosek, der Bruder des bekannten Erzbischofs Adalbert von Bremen, sodaß durch dieses Brüderpaar den widerspenstigen sächsischen Großen, vornehmlich den Billungen, zwei Hüter im Lande gesetzt wurden, die wachsam die Schritte der Abgeneigten beobachteten und dem Kaiser jedes gefahrdrohende Vorhaben hinterbrachten.

Als aber gegen Heinrich IV. und V. die Sachsen sich auflehnten und des Kaisers Ansehen im Lande aufhoben, verloren auch die Pfalzgrafen ihre Bedeutung, zumal seit die Würde unter zwei feindlichen Häusern von Gosek und Sommerschenburg mehr eigenmächtig als durch kaiserlichen Willen getheilt war. Nur die Sommerschenburger Friedrich I. und II. behaupteten noch als Landesfürsten, nicht als Vertreter des Reichsoberhauptes eine bedeutende Stellung und standen meist auf Seiten der Gegner des Kaisers. So hatte auch noch Friedrich's II. Sohn und Nachfolger im Pfalzgrafenamte, Adalbert, als der Vernichtungskampf gegen Heinrich den Löwen begann, dessen Partei ergriffen und eine Heeresabtheilung desselben befehligt. Nach einer empfindlichen Niederlage (1178) war er aber vom Kriegsschauplatze abgetreten und bald danach ohne Nachkommen gestorben. Auch das Goseker Haus war so gut als erloschen, da der letzte Sprößling desselben, Friedrich V., zum geistlichen Stande übergetreten, bereits die Würde eines Bischofs von Prag bekleidete.

Kaiser Friedrich's Plan war es unfehlbar, die Pfalzgrafenwürde wieder in alter Bedeutung herzustellen, um dadurch wie einst Heinrich III. sein Ansehen in Sachsen zu erhöhen. Ludwig von Thüringen, unter allen norddeutschen Fürsten seinem Blute und Herzen der nächste, sollte als Pfalzgraf ihn vertreten, als solcher die Landesfürsten in der Treue und im Gehorsam gegen den Thron erhalten und dem Range nach sogar über dem Landesherzoge stehen. Die Reichsstädte, Pfalzen, kaiserlichen Schlösser und Reichsgüter in Sachsen und Thüringen, obschon davon viel während der Sachsenkriege eingebüßt war, be-

ten noch immer eine bedeutende Stütze dem Verwalter derselben. Nimmt man dazu noch Ludwig's eigne Hausmacht und die Landgrafenwürde, so mußte in der That ein solcher Pfalzgraf von Sachsen mehr sein als der in seinen Besitzungen äußerst geschmälerte neue Herzog Bernhard. Aber der Plan des Kaisers ward vereitelt oder konnte wenigstens im gewünschten Umfange nicht ausgeführt werden. Ludwig nämlich, sammt seinem Bruder Hermann, erlitten (am 15. Mai 1180) gegen Heinrich eine Niederlage bei Weißensee und wurden von dem Sieger als Gefangene weggeführt. Erst als der Herzog der Uebermacht seiner Gegner erlag, bediente er sich der Neffen des Kaisers als Friedensvermittler und entließ sie, nachdem sie eidlich versprachen für ihn das Wort zu führen, an Friedrich's Hof. Als der Kampf mit dem Reichstag zu Erfurt (im November 1181), wo Heinrich sich auf Gnade und Ungnade unterwarf, sein Ende nahm, durfte der Kaiser dem nicht die höchste Macht als Kriegslohn ertheilen, der eine Niederlage erlitten und, um den drückenden Fesseln zu entgehen, Fürsprache für den Geächteten gethan, dessen Vernichtung beschlossen war und der mehr aus dem Schiffbruche rettete, als die sächsischen Fürsten, namentlich Bernhard erwartet hatten. Eine zu große Zurücksetzung gegen den neuen Herzog, der den größten Eifer im Kriege bewiesen, gegen alle Verbündete Friedrich's wäre es gewesen, wenn dieser den Schwestersohn ihnen vorgesetzt und in einer Würde, die längst schon kein Ansehen mehr besaß, über den Landesherzog, der gewohnt gewesen alle andern Fürsten Norddeutschlands als untergeordnet und abhängig zu betrachten, gestellt hätte.

Ludwig behielt nicht einmal die ihm zuerkannte Pfalz-

grafenwürde, sei's, daß er sie ohne höhere Bedeutung nicht annehmen, oder daß die unzufriedenen sächsischen Fürsten keinen so mächtigen als den Landgrafen von Thüringen in einer Stellung, der der Kaiser in der Folge immer noch ein großes Gewicht geben konnte, sehen, oder daß Friedrich auf andre Weise seinen frühern Plan ausführen wollte; genug, der jüngre Bruder Hermann erhielt das Pfalzgrafenamt und heirathete, um alle Ansprüche Andrer auszuschließen und die seinigen gültiger zu machen, die Tochter des 1162 verstorbenen Pfalzgrafen Friedrich II. von Sommerschenburg, um des Vortheils wegen nicht bedenklich, daß Sophie, bereits Witwe von Graf Heinrich von Wettin, um viele Jahre älter war als er.

Von nun ab zeigt sich Hermann's Glück im Steigen. Bereits war während seiner Gefangenschaft sein Bruder Heinrich Raspe gestorben, er also Ludwig's nächster Erbe, wenn derselbe kinderlos blieb. Dies ließ dessen Naturell als wahrscheinlich voraussehen. Es wird von mehren Chronisten Ludwig's große Keuschheit gerühmt, die so weit gegangen sein soll, daß er auch als Gatte nicht die ehelichen Pflichten erfüllte. Zweimal vermählt, ließ er von beiden Frauen unter nichtigen Vorwänden sich scheiden, von der ersten Margarethe von Cleve 1183, weil sie eine zu nahe Blutsverwandte sei; von der zweiten, Sophia, einer russischen Prinzessin, Witwe König Waldemar's von Dänemark, ohne allen Grund und selbst mit Verletzung des Anstandes, worüber er mit Kanut, ihrem Sohne erster Ehe, in Händel verwickelt wurde.

Ueber Hermann's Verwaltung des Pfalzgrafenamtes erfahren wir Näheres nicht, doch läßt die enge Verbindung, in der er mit seinem Bruder Ludwig verblieb, und

die Gunst, die Kaiser Friedrich beiden Brüdern nach wie vor erwies, vermuthen, daß er mit überlegner Macht, die seine geistige Gewandtheit noch erhöhte, zu aller Dreien Vortheil gewirkt und in einer so schwierigen Stellung die beste Vorschule für spätere noch schwierigere Verhältnisse erhalten habe. Von den vielen Fehden, in denen er dem Bruder Beistand leistete, erwähnen wir hier nur der mit dem Erzstifte Mainz, meist die Stadt Erfurt und die zu Mainz gehörenden Thüringischen Besitzungen betreffend, weil sie für spätere Kämpfe Hermann's mit dem gleichen Gegner das Vorspiel war und aus gleicher Veranlassung hervorging.

Die Stadt Erfurt erscheint während des ganzen Mittelalters und bis zum westfälischen Frieden in einem eigenen Verhältniß. Noch auf dem letztern behauptete und wies sie ihre Reichsunmittelbarkeit nach, wofür schon die vielen daselbst gehaltenen Reichstage, und darunter äußerst wichtige, Zeugniß geben. Gleichwol übten in ihr außer dem Kaiser noch Andre eine Oberhoheit. Die Landgrafen von Thüringen nahmen sie als Hauptstadt des Landes in Anspruch, schalteten darin wie Landesherren oder ertheilten ihr Privilegien und Freiheiten, wie dies nur dem Reichsoberhaupte zustand. Die Erfurter selbst hatten sich indessen die benachbarten Grafen von Gleichen zu ihren Schirmherren gewählt und leisteten diesen, wie sie ihnen, die schuldigen Dienste. Vor allen aber glaubte das Erzstift Mainz ein Souverainetätsrecht an die Stadt zu haben und nannte Erfurt ein Filial, weil einst Bonifacius, oder einer seiner Schüler das Bisthum Erfurt neben dem Erzstift Mainz verwaltet hatte und jenes, frühzeitig aufhörend, unter dieses Abhängigkeit verblieben sei. Natürlich

konnte dieses nur in Geistlichem, nicht in Weltlichem der Fall sein, da damals letzteres überhaupt der Geistlichkeit noch nicht zustand. Gleichwol machten die Mainzer Erzbischöfe ihre Ansprüche als Gebieter geltend, indem sie den Kaisern nur während der Reichstage die Gewalt einräumten. Die Stadt war damit im Grunde ganz zufrieden, weil die Erzbischöfe, um sich den wichtigen Platz in der Mitte Deutschlands und im Herzen Thüringens zu erhalten, ihr große Freiheiten und Rechte einräumten. Vielleicht hätte auch Friedrich nicht sein kaiserliches Recht bei Niederreißung der Mauern 1164 geltend gemacht, wenn es nicht mehr dem persönlichen Widersacher, Konrad von Mainz, als dem Erzstifte gegolten. Als an seine Stelle Christian unter Landgraf Ludwig's II. Vermittelung auf den ersten deutschen Kirchenstuhl erhoben wurde, schloß sich der schlaue Staatsmann und erprobte Kriegsheld zwar an den Kaiser enge an und leistete ihm in Italien die wesentlichsten Dienste; aber auch Erfurt vergaß er nicht und ließ die Mauern (1168 und 69) wiederherstellen unter dem Vorwande, der Stadt einen Schutz gegen feindliche Nachbarn zu gewähren. Ludwig durfte aus Rücksicht für den Kaiser, der seinem Kanzler die Erlaubniß ertheilt hatte, den Bau nicht hindern, so gefährlich für sich selber er diesen auch erkannte. Schon 1175 erhoben auf Anreizung Erwin's von Gleichen und eines Grafen Heinrich die Erfurter gegen Ludwig III. eine Fehde und fielen verwüstend in dessen Besitzungen. Der Landgraf wollte weniger die Thäter als die, welche sie aufgereizt hatten, seinen Zorn fühlen lassen. Drei Kastelle des Grafen Heinrich zerstörte er, verfuhr aber milder gegen die Stadt und deren Advokaten, die indeß beide in

seiner Abhängigkeit verblieben, was der entfernte Erzbischof Christian weder verhindern, noch verbieten konnte. Als nach dessen Tode (1183), zufolge des Vertrags von Venedig zwischen Kaiser Friedrich und Papst Alexander, Konrad, der einstweilen mit dem Erzbisthum Salzburg abgefunden war, auf den Mainzer Erzstuhl zurückkehrte, hatte kein langer Friede zwischen ihm und Ludwig Bestand. Konrad foderte nicht allein wegen Erfurt Genugthuung; er verlangte auch, Ludwig solle als Vizdom von Mainz, was einst der erste Graf Ludwig mit dem Barte gewesen war, ihm den Lehnseid schwören. Abermals erschienen in dieser Fehde zwei Thüringische Grafen, Heinrich von Schwarzburg und Friedrich von Kirchberg, auf der Seite von Ludwig's Gegnern. Erstrer möchte ein und derselbe mit dem Aufwiegler der Erfurter sein und wegen der erfahrnen Züchtigung einen Haß gegen Ludwig nähren. Ueberdies scheint bei den Schwarzburger Grafen Ahnenstolz die Feindschaft gegen das landgräfliche Haus beständig wach erhalten zu haben, da einst an Ludwig mit dem Barte ein Graf von Schwarzburg wenige Hufen Landes abgetreten oder verkauft, wodurch jener zuerst im Lande ansässig, aber zugleich von den Schwarzburgern abhängig geworden war. Und nun erhoben sich die Nachkommen des damals so unscheinbaren Fremdlings über alle Landesfürsten und trachteten diese bereits als Vasallen sich unterzuordnen. Es ist bekannt, mit welchem Stolz noch heutzutage die Schwarzburger Fürsten auf ihren Günther, der einst die Kaiserkrone wenige Monden auf seinem Haupte sah, zurückblicken. Um auf jenen Grafen Heinrich zurückzukehren, so hatte derselbe kurz vor Ausbruch der Mainzer Fehde, in Verbindung mit Siegfried von

Orlamünde und andern Thüringischen Großen den Herzog Bernhard von Sachsen, den Rivalen Ludwig's, wider diesen zu einem Kriege aufgereizt, der mit vieler Erbitterung geführt, durch wechselseitige Verwüstungen des flachen Landes, durch Einnahme der Thüringischen Stadt Melbingen und Zerstörung von Bernhard's Hauptfeste Aschersleben bezeichnet worden war. — Heinrich und sein jetziger Verbündeter Friedrich von Kirchberg, von gleichem Familienhaß und Ahnenstolz beseelt wie die Schwarzburger, boten nun auch dem Erzbischof Konrad die Hand, und nicht eher ruhte der verderbliche Kampf, den der Mainzer von Erfurt aus leitete, das darum auch am meisten zu leiden hatte, als bis der Kaiser mit Strenge einschritt und seinem Sohne, dem Könige Heinrich die Schlichtung desselben auftrug. Beide Parteien wurden 1184 nach Erfurt geladen. Die Versammlung fand in der Propstei des Marienstiftes in einem Saale des dritten Stockes statt. Da außer den Fürsten, Prälaten und Rittern sich noch eine Menge Zuschauer aus dem Volke hereingedrängt hatte, stürzte plötzlich der Söller ein und riß einen großen Theil der Anwesenden hinab; Hunderte wurden stark beschädigt und viele fanden den scheußlichsten Tod, weil sie in den Koth einer Kloake gefallen. Zu diesen Opfern gehörten sechs Thüringische und Hessische Grafen: Friedrich von Abenberg und Gosmar von Zigenhayn, beide die letzten männlichen Sprößlinge ihres Stammes, Burchard von Wartberg, Beringar von Melbingen und die beiden Hauptgegner Ludwig's, Friedrich von Kirchberg und Heinrich von Schwarzburg *). Auch der Landgraf war hinabgestürzt,

*) In den Namen ist bei den Chronisten mancherlei Abwei-

doch ohne Schaden zu nehmen. König Heinrich und Erzbischof Konrad, die am Fenster gesessen, erhielten sich nur an einem Eisengitter, bis sie mit genauer Noth durch Leitern und Stricke heruntergebracht wurden.

Auf die Schlichtung des Streites hatte dieser Unglücksfall den entschiedensten Einfluß und brachte dem Thüringer Hause nur Gewinn. Denn nicht nur waren zwei gefährliche Widersacher im eignen Lande aus der Welt geschieden; der Tod der Grafen von Abenberg und Zigenhayn gab den Landgrafen das Recht auf deren Güter. Doch mußte, um die Besitzungen der von Zigenhayn zu erhalten, des Landgrafen Bruder Friedrich dem geistlichen Stande entzogen und mit der Erbin Lutgard von Zigenhayn vermählt werden, was nach mancherlei Schwierigkeiten vor 1186 nicht ausgeführt zu sein scheint. In welcher Art Ludwig und Konrad sich vertragen, ist nicht näher bekannt. Dauernd war ihre Versöhnung keineswegs und zwischen ihnen *) und beider Nachfolgern kam es noch zu wiederholten Fehden, wie wir später sehen werden.

In Deutschland mußte die Kriegs- und Fehdelust nachlassen, als Kaiser Friedrich Barbarossa nach langen vergeblichen Kämpfen wider seine Hauptgegner, den Papst und die Lombarden, in einem friedlicheren und dem Ge-

chung; auch haben einige statt des Marienstiftes das Peterkloster. An der Stelle ward später ein Mußhaus errichtet mit einer Säule, worauf stand: Lapsus Procerum Thuringiae.

*) Schon 1186 wird ein neuer Kampf erwähnt, in welchem Thüringen und Hessen verheert wurden, und in letzterm der Erzbischof die Veste Heiligenberg, Ludwig als Schutz und Trutzveste Grüneberg erbaute.

meinwohle seiner Länder heilsameren Wirken und Handeln seine wahrhaft großen Regententugenden entwickelte, als er in seinen hohen Lebenstagen erkannte, daß dem Zeitstrome wie ein Damm sich entgegenzustellen eitel und der Mächtigste unvermögend sei, die Welt in Fesseln zu schlagen. Die glänzende Reichsversammlung zu Mainz 1184, die wahrhaft ein Reichsfest genannt werden darf, sollte für Deutschland eine Friedensfeier werden, wie zu Konstanz 1183 und zu Mailand 1185 die Eintracht in Italien hergestellt wurde. Ohne mancherlei Störungen blieb freilich weder dort noch hier das gute Vernehmen des Kaisers mit der Kirche, der Geistlichkeit, den Fürsten und Städten, aber zu erschütternden Kämpfen kam es zu Friedrich's Lebzeiten nicht mehr. Die Sorge für sein Haus, für Begüterung und vortheilhafte Heirathsverbindungen seiner Söhne, namentlich König Heinrich's mit Constanzen, der Erbin von Sicilien und Apulien, erfüllte vornehmlich seine Seele.

Doch nicht auf dem Friedensbette sollte Den der Tod ereilen, der ein Leben voll Krieg und Schlachten von Jugend auf geführt hatte. Die Nachricht, daß der mächtige Saladin die Christen im Oriente hart bedränge, daß Jerusalem, das Grab des Erlösers in seine Gewalt gekommen, rief die ganze Christenheit, den Papst wie die Herrscher der europäischen Reiche zum Beistande der Bedrängten auf. Der erste Fürst der Christenheit konnte, durfte dem mahnenden Rufe in das gelobte Land sich nicht entziehen, und Friedrich, obschon im Greisenalter, fühlte Jünglingsmuth und Jünglingskraft, um durch ein heiliges Werk den Glanz seiner Krone zu erhöhen. Zu welchen Hoffnungen mußte nicht die ganze Christenheit berechtigt

sein, als alle hohen Häupter und die angesehensten Fürsten das Kreuz nahmen, um den Ungläubigen die heiligste Stätte der Welt zu entreißen. Wol störten noch mancherlei Ereignisse, Reibungen, Spaltungen, hier und da böser Wille und kleinlicher Haß, die auf das große Vorhaben ein schlechtes Licht werfen, die erste allgemeine Begeisterung, aber man erkannte auch auf der andern Seite das eifrigste Bestreben, die Hindernisse wegzuräumen, und die verständigsten Vorkehrungen und die befriedigenden Ausrüstungen nicht blos zahlreicher, sondern auch erprobter Heere. Allen Königen voran und von den besten Kriegern umgeben, brach Friedrich nach Asien auf, und wenn auch von Drangsalen, Gefahren und schweren Verlusten begleitet, war seine Heerfahrt doch auf Erfahrung, Umsicht und wohlberechneten Plan gegründet. Da leider riß ein unglückliches Wagestück oder unbesonnener Muth ihn aus dem Leben und das ganze Unternehmen, zu dem so viele und große Kräfte, so gerühmte Kriegshelden und bewehrte Kriegsscharen aufgeboten waren, endete ohne Erfolg, ja ruhmlos und höchst verderblich für die Hauptreiche Europas.

Auch Landgraf Ludwig gehörte zu den Theilnehmern dieses großen Kreuzzuges. Zwar zog er nicht im Heere des Kaisers durch Ungarn und Griechenland nach Asien, sondern durch Italien bis Brundusium und dann auf apulischen Schiffen mit einem ansehnlichen Heere in Begleitung seines Bruders, vieler Grafen und Edlen kam er früher an der tyrischen Küste an und nahm an der denkwürdigen Belagerung von Akkon den thätigsten Antheil. Sein Verdienst war es, den gesunkenen Muth der Christen durch sein tapferes, besonnenes, unermüdliches

Verfahren zu heben, die Zwietracht, die unter jenen mehr Unheil als Saladin's Heere angerichtet, vornehmlich zwischen dem Könige Veit von Jerusalem und dem mächtigen Herzog Konrad von Montferat zu schlichten. Ja, sein Ansehen, wozu die Verwandtschaft mit dem vor Akkon sehnlichst erwarteten Kaiser gewiß viel beitrug, stieg so hoch, daß man ihm eine Zeitlang den Oberbefehl übertrug, den er auch mit Ehren, doch ohne wirksamen Erfolg in der Belagerung führte. Da Ludwig durch seine freigebige Milde und wol auch durch seinen rühmlichen Wandel die Geistlichkeit zu Freunden gewann, so haben viele Mönchschroniken seine Thaten vor Akkon in das Gewand einer Legende gekleidet und ein Dichter des 14. Jahrhunderts in einem umfangreichen Epos sie besungen*). Auch dem Pfalzgrafen Hermann wird darin der Ruhm tapfrer Heldenthaten reichlich gespendet. Der historische Gehalt des Gedichtes dürfte aber ein sehr geringer sein, und die vielen Anachronismen, Uebertreibungen und Wunder lassen uns auch das Glaubhafte mit Bedenken für Wahrheit nehmen. Eine der wunderbarsten Thaten Ludwig's bringt, nach der Chronisten wie des Dichters Bericht, eine traditionelle Verknüpfung zwi-

*) Lange ward dies Gedicht, welches handschriftlich zu Wien sich befindet, unter dem falschen Titel Gottfried's von Bouillon in den Handbüchern deutscher Literaturgeschichte bezeichnet. Wilken Geschichte der Kreuzzüge Bd. IV. Beil. 2. gab Auszüge daraus. Ich selbst nahm 1837 eine neue Abschrift davon, da die vom Professor Schottky auf der berliner Bibliothek, die Wilken benützte, viele Fehler enthält. Auch ohne daß das Gedicht großen poetischen Werth hat, bietet es doch für Sitten und Glauben der Zeit viel Interessantes.

schen den Orient und Deutschland. „Als einst Ludwig vor Akkon seine Reiterscharen zum Kampfe gegen die Ungläubigen führt und auf seinem Flügel einen vollständigen Sieg erficht, sieht er auf dem andern Flügel die Franken oder Welschen in feiger Flucht aus dem Felde weichen. Da fleht der fromme Held zu Gott, daß er ihm und den Seinen den Sieg erhalte, und erblickt von Ferne einen Ritter in rothem Gewande auf weißem Rosse, der eine rothe Fahne in die Erde steckt und spricht: „Unter dieser Fahne wirst du siegen!“ Nach diesen Worten verschwindet er. Daher glaubte Mancher im Heere, der Ritter sei der heilige Georg gewesen, den der Landgraf vor Allen verehrte und ihm zu Eisenach eine Kirche erbaut hatte. Jene rothe Fahne versuchen Viele aus der Erde zu ziehen, nur Ludwig vermag dies. Von Wenigen begleitet, verfolgt und zersprengt er die großen Sarazenenhorden bis an die Zelte Saladin's. Jene Fahne ward Segehard, d. i. die siegreiche, genannt und von den Mannen des Landgrafen nach der Wartburg gebracht. Später kam sie nach Meißen, zuletzt nach Schloß Tharan und als dieses abbrannte, sah man das Banner des heiligen Georg durch die Luft von dannen fliegen und Niemand wußte, wohin es gekommen.“

Die Auflösung aller Ordnung, die gänzliche Muthlosigkeit der Belagrer vor Akkon, als die Nachricht von Kaiser Friedrich's Tod dort anlangte, der Uebermuth der Franzosen, die überhandnehmende Seuche unter seinen Kriegern, endlich eignes Siechthum bewogen Ludwig trotz den Bitten vieler Fürsten den Rückweg anzutreten, zumal das neue Regiment Heinrich's VI. in Deutschland mancherlei Veränderungen der bestehenden Verhältnisse erwar-

ten ließ. Wenn wir der Nachricht in dem angeführten Lobgedichte Glauben schenken dürfen, so blieb Hermann mit einem Theile des Heeres noch im Oriente zurück und kehrte erst heim, als ihm hier eine neue Herrschaft winkte. Ludwig nämlich sah Deutschland nicht wieder. Auf der Meerfahrt erkrankte der noch nicht Genesene heftiger — was den Vorwurf mehrer Schriftsteller, als sei sein Siechthum nur vorgewendet, widerlegt — und starb am 16. October. Die Leiche ward nach Cyprus gebracht und die Fleischtheile und Eingeweide unter Thränen und Wehklagen der Seinen in einer Kapelle bestattet, die Gebeine aber nach unsäglichen Gefahren zu Reinhardsbrunn, der Begräbnißstätte seiner Vorfahren am 23. December 1190 beigesetzt. Zu wiederholten Malen hatten die Schiffer, welche die Ueberreste hinüberschafften, bei Stürmen und andern Gefahren der Reise, nach dem Aberglauben der Zeit, als dulde das Meer keine Todtengebeine auf einem Schiffe, den Gefährten befohlen die theuern Ueberreste über Bord zu werfen, und nur durch mehrmalige Geldversprechungen und endlich durch die List, daß sie Steine in den Sarg legten und diesen unter falschen Thränen und Wehklagen ins Meer warfen, vermochten die treuen Mannen die Gebeine zu erhalten und für die Ahnengruft zu bewahren.

Wie bald Hermann nach Deutschland zurückkehrte, ist nicht genau bekannt. Wenn ihn die Besorgniß um die erledigte Herrschaft seines Bruders zur Eile trieb, so war solche nicht ungegründet, denn der habsüchtige, List wie Gewalt zur Erreichung seiner Zwecke niemals scheuende Heinrich VI. trachtete wirklich darnach Hermann des brüderlichen Erbes zu berauben, bis der weisere Rath sei-

ner Diener ihm zeigte, wie es ebenso unklug als ungerecht sei, den Vetter von gegründeten Ansprüchen fern zu halten, und wieviel mehr Vortheile es dem Kaiser bringe, in jenem sich einen Freund zu erhalten, der gleich seinen Vorfahren das Landgrafenthum Thüringen, durch Umfang und Lage eine der wichtigsten Provinzen des Reiches, mit Kraft und Umsicht verwaltete. Heinrich stand nun von seinem Vorhaben ab; doch weil er in der Verbindung des Landgrafenthums Thüringen mit dem Amte eines Pfalzgrafen über Sachsen, d. h. über die Reichsgüter und Reichsstädte daselbst, eine zu große Gewalt in der Hand Eines sah, entzog er Hermann die gefährliche Uebermacht, vornehmlich die wichtigsten Reichsstädte in beiden Provinzen, die er unmittelbar von seinem kaiserlichen Gebot oder von ihm treu ergebenen Dienern abhängig machte.

Nach solchen Versuchen des Kaisers, Hermann von einer gerechten Anwartschaft auszuschließen, dann ihn wenigstens zu beschränken, konnte zwischen beiden nie ein aufrichtiges und enges Freundschaftsverhältniß entstehen, was für Heinrich VI. um so nachtheiliger sein mußte, als der alte Gegner seines Hauses, Heinrich der Löwe, bereits 1189 aus seiner Verbannung von England nach Braunschweig zurückgekehrt war und mit ungebeugtem Muth an die Wiederherstellung seiner Macht im Norden dachte, was nur verhindert werden konnte, wenn die Fürsten, welche im Bunde mit Kaiser Friedrich ihn überwältigt hatten, nun in gleicher Weise Heinrich VI die Hand boten. Da fehlte denn der wichtigste Verbündete, der Landgraf Hermann. So viel auch Herzog Bernhard von Sachsen, dessen älterer Bruder Markgraf Otto II. von

Brandenburg, der wiederum mit dem Kaiser versöhnte Erzbischof Philipp von Köln, Erzbischof Wichmann von Magdeburg, auch der von der Belagerung Akkons eilig heimkehrende Graf Adolf von Holstein und andere norddeutsche Fürsten den kühnen Löwen in seinen Eroberungsplanen zu hindern suchten, immer blieb dieser mit seinen Söhnen ein gefährlicher Feind des Reiches, der wachsam beobachtet werden mußte und nicht zum drittenmal aus Deutschland sich verbannen ließ. Mislang ihm auch die Herstellung seiner frühern Macht, so sah sich doch der Kaiser nach wiederholten Versuchen, den Erbfeind zu vernichten in allen Verträgen genöthigt, mehr Zugeständnisse als Machtbeschränkungen zu machen. Das Haus der Welfen blieb in Deutschland noch immer ein angesehenes und mächtiges, zumal als es Heinrich dem Jüngern gelang wider des Kaisers Willen mit seiner als Kind ihm verlobten Agnes, der einzigen Tochter und Erbin des rheinischen Pfalzgrafen Konrad, des Stiefbruders von Friedrich Barbarossa und Oheims von Heinrich VI., sich zu vermählen und so die Nachfolge in der wichtigen Rhein-Pfalz zu erhalten. Zwar erschien die Verbindung zwischen einem Welfen und einer Hohenstaufin Vielen und auch dem lange erzürnten, doch zuletzt begütigten Kaiser heilsam und gesegnet; aber nur, wenn letzterer lange regierte und die Nachfolge auf dem Throne einem erwachsenen Sohne und Erben zusicherte, wie sein Vater ihm, war die Gefahr, welche die neue Vergrößerung des Welfischen Hauses mit sich brachte, abgewendet. Da beides nicht in Erfüllung ging, war der Keim zu dem nachmaligen Kaiserschisma gelegt.

Wie wir Hermann später bald auf Welfischer, bald

auf Hohenstaufischer Seite erblicken werden, ohne entscheiden zu können, welcher er aufrichtiger zugethan war, so erscheint er auch zwischen Heinrich VI. und Heinrich dem Löwen von keiner entschiedenen politischen Farbe. Für des Letztern Sache durfte er natürlich seinen Arm nicht erheben, ohne die Vortheile aufzugeben, die des Welfen Sturz seinem Hause gebracht hatte. Doch daß er des Kaisers Plane niemals unterstützte, daß er denselben oft feindlich entgegenstand, läßt ihn gewiß nicht als Anhänger der Hohenstaufen erkennen. Zwischen beiden Parteien eine selbständige Stellung zu gewinnen, an der Spitze norddeutscher Fürsten und noch etwa im Bunde mit dem vom Reichsoberhaupte wieder abhängigen Böhmenherzoge, zeigt sich als unverkennbares Streben Hermann's. So ist er also der erste deutsche Reichsfürst, der mit Bewußtsein und Consequenz die landesfürstliche Gewalt in Unabhängigkeit von der Reichsoberhoheit zu behaupten versuchte, was Jahrhunderte später erst den Kurfürsten von Brandenburg völlig gelang. Wem hätte ein solcher Versuch auch eher zugestanden als einem Fürsten, der in der Mitte Deutschlands sich zu erhöhter Macht emporgehoben sah? Heinrich's des Löwen Plan, ein Nord- oder Ost-Reich zu concentriren, hätte, wenn er geglückt wäre, zu einer Theilung oder Trennung des Reiches geführt, wie solche schon unter Heinrich IV. und V. zwischen Nord- und Süd-Deutschland einzutreten gedroht. Die Besonnenheit des Herzogs Lothar von Supplingenburg, dessen Erhebung auf den Königsthron wandte damals die Gefahr ab, und Friedrich I. bewirkte, daß Heinrich des Löwen Absicht vereitelt wurde. — Eine Gliederung Deutsch-

lands in mehrere Fürstenthümer, denen ein gemeinsames Reichsoberhaupt nur zur Verbindung diente, lag in der noch nicht erloschenen Nationalverschiedenheit der deutschen Stämme begründet und keinem Kaiser war es gelungen seinen Willen als alleiniges Gesetz für alle Provinzen geltend zu machen. Daß nicht die Landesfürsten eine gleiche Despotie übten, vermehrte die Macht der Kirche; die sich emporringende Selbständigkeit der Städte und die noch nicht unterdrückte Berechtigung der Volksgemeinde an den Landesangelegenheiten thätigen Antheil zu nehmen, die minder bedroht war, wenn die Fürsten der Willkür des Königs, der Uebermacht eines Nachbarfürsten sich entgegenstellten, als wenn jene mit diesen vereint, oder unter sich verbunden die Unterdrückung der niedern Volksclassen zum Ziele wählten. Daß sich die Landesherren erst vom Reiche lösten, als der Bauernstand in Knechtschaft, das deutsche Städtewesen in Verfall gerathen, hat der absoluten Gewalt der Fürsten Vorschub gethan und der deutschen Völkerschaften angeborne Freiheit durch straffere Zügel gehemmt, als im Anfange des 13. Jahrhundert möglich gewesen wäre.

Wollte Landgraf Hermann sich möglichst unabhängig vom Kaiser erhalten, so mußte er innerhalb seiner Thüringischen, Sächsischen und Hessischen Länder keine entgegenstehende Gewalt, seis von geistlichen Fürsten oder von den kleinen weltlichen Dynasten dulden und die Nachbarfürsten entweder auf friedlichem Wege für den gleichen Plan, wie der seinige war, gewinnen, oder, wenn sie Widersacher von ihm und Diener des Kaisers waren, sie mit Gewalt bekämpfen. Unmittelbar gegen Heinrich VI. sehen wir Hermann niemals die Waffen erheben, wol aber sind

seine Gegner zum Theil vom Kaiser angestiftet, zum Theil mit diesem in geheimem Bunde. Erst unter Philipp und Otto IV. kämpft Hermann unmittelbar gegen die Kaiser selbst an und darf von Friedrich II. von vornherein die Selbständigkeit und Unabhängigkeit seiner Stellung anerkannt fodern.

Zwei geistliche Fürsten sind es, die den Landgrafen zuerst zu offnem Kampfe reizten. Der Abt Heinrich von Fulda, der gegen den Willen der Conventualen vom Kaiser eingesetzt worden, verweigerte Hermann Klostergüter, welche sein Bruder Ludwig und schon sein Vater durch Kauf an sich gebracht oder zu Erblehn empfangen hatten. Trotz der heimlichen Unterstützungen von Seiten des Kaisers mußte der Abt der Uebermacht weichen und dem Landgrafen zugestehen, was er verlangte; ja, später sah er sich genöthigt neue Güter des Stiftes zu verpfänden, weil er durch schlechte Verwaltung und Verschwendung, sowie durch den Reichskrieg in Geldnoth gerathen war. — Schwerer als mit Fulda war für Hermann der Kampf mit dem Erzstift Mainz. Die Veranlassung war dieselbe wie unter Ludwig, nur daß nicht mehr der Kaiser, wie vormals Friedrich, als Vermittler dazwischentrat, sondern den heftigen Erzbischof Konrad, der auch alte Beleidigungen nie vergaß, wiederholentlich gegen den Landgrafen aufreizte, wie wir später nachweisen werden. Vier Jahr hintereinander (1192—95) wurde die verderbliche Fehde unterhalten und Brand, Verheerung nebst andern Leiden trafen besonders Hessen schwer durch die kriegführenden Parteien. Wol hätte schon im zweiten Jahre Hermann vollständig über Konrad gesiegt, wenn er nicht an dem Erzbischofe von Köln einen treu-

losen Bundesgenossen erhalten, der ihm mehr Abbruch that als der Gegner selbst. Mit größrer Redlichkeit vermittelten 1195 die Aebte von Fulda und Hersfeld den Frieden, doch der gemeinsame Unwille Konrad's und Hermann's gegen Heinrich VI., welcher eine Annäherung beider hervorrief, machte bald sehr wechselnden Verhältnissen zum Kaiser Platz und diese brachten wieder den Erzbischof zu Hermann in feindliche Stellung.

Von den bedeutenden Streitkräften des Letztern zeigt, daß er noch während der Fehde mit Mainz in einen Bruderkrieg im Nachbarlande zu Gunsten des bedrängten Theiles sich einzumischen und den hier erwählten Gegner bis zur Vernichtung einer nicht geringen Macht zu bekämpfen vermochte. In Meißen gab es seit längrer Zeit unglückliche Familienzwiste. Markgraf Otto hatte noch bei seinem Lebzeiten zu Gunsten seiner Söhne Albrecht und Dietrich abdanken wollen und behufs dessen eine Theilung seiner Lehn- und Erbgüter, die sein Vater Konrad der Große um mehr als das Doppelte vermehrt hatte, vorgenommen, später aber zum größern Vortheil des jüngern, Dietrich, dem seine Mutter Hedwig, eine Tochter Albrecht's des Bären, das Wort redete, eine Aenderung des Testaments gemacht. Darüber war der ältere, Albrecht, so erzürnt, daß er den Vater gefangen nahm, in einen Kerker auf Schloß Dewin einsperrte und erst nach wiederholten Mahnungen König Heinrich's, als zugleich die Böhmen verheerend in Meißen eingefallen, für die unnatürliche Pflichtverletzung Genugthuung gab. Aber nach Otto's Tode (1190) begann unter den Brüdern Zwietracht und Fehde, in Folge dessen Dietrich, von Albrecht hart bedrängt, bei Hermann von Thüringen Beistand

suchte. Die Chronisten erzählen, der Landgraf hätte sich nur hierzu verstanden, wenn Dietrich seine Tochter Jutta, die als sehr häßlich geschildert wird, zu heirathen bereit wäre und die Feste Weißensee, auf der Grenze von Meißen und Thüringen, worüber einst schon Landgraf Ludwig III. und Otto in heftigen Kampf gerathen waren *), ihm und seiner Tochter bis zu deren heirathsfähigem Alter in Besitz gebe. Dietrich mußte die Bedingungen eingehen. Ob er in Jutta wirklich eine so häßliche Braut erhielt, als erzählt wird, ist zu bezweifeln, da diese nach Dietrich's Tode vom Grafen Poppo von Henneberg mit einer Leidenschaft zur Gemahlin begehrt wurde, die sich bei so abschreckender Häßlichkeit schwer begreifen läßt. Wie dem aber auch sei, Hermann nahm sich des künftigen Schwiegersohnes auf's kräftigste an. Anfangs schien Albrecht dem Landgrafen, der nur als Friedensvermittler auftrat, geneigtes Gehör zu schenken, versprach nicht nur die Vorschläge desselben anzunehmen, sondern gab auch seine feste Stellung vor Weißensee, das er enge eingeschlossen hatte, auf, als Hermann ihm solches unter Androhung gewaltsamer Entsetzung gebot. Doch bei der Zusammenkunft, die darauf zwischen beiden stattfand, nahm jener alle gethanen Versprechungen unter nichtigen Vorwänden zurück. Nur das Schwert konnte jetzt die Entscheidung herbeiführen. Unfehlbar hatten Hermann's

*) Ludwig III. bekriegte Otto 1184, weil dieser durch Ankauf von thüringischen Gütern ihn beeinträchtigt hatte. Auch er machte ihn zum Gefangenen auf Wartburg und ließ ihn nicht eher frei, als bis Kaiser Friedrich auf die Klagen der sächsischen Fürsten einschritt und auf dem Reichstag zu Fulda Ludwig und Otto versöhnte.

Gegner, die unruhigen Grafen im Lande, die beiden rheinischen Erzbischöfe und auch wol der Kaiser auf Albrecht's geänderte Gesinnung Einfluß geübt. Er zog neue und große Streitkräfte zusammen. Doch Hermann kam ihm zuvor, umlagerte mit 1800 wohlgerüsteten Kriegern, zahlreichen Reisigen und Knechten die Stadt Camburg; der Wall ward mittels Leitern erstiegen, eine Besatzung hineingelegt und darauf das offne Land bis Leipzig verheert und unterworfen. Dies kräftige Verfahren eines Fürsten, der bis dahin nur durch seine Prachtliebe bekannt gewesen, flößte den Landbewohnern und selbst den Städten in ganz Meißen Schrecken ein. Albrecht sah sich nun zu einer billigen Theilung mit seinem Bruder genöthigt. Wider Hermann aber war in ihm ein unversöhnlicher Haß entbrannt, den er jetzt, da offne Gewalt ihm versagt blieb, durch arglistige Ränke zu befriedigen suchte. Er verleumdete ihn beim Kaiser, als trachte diesem Hermann nach dem Leben, und erbot sich durch Zweikampf die Anschuldigung zu erhärten. Sie fand bei einem Manne von Heinrich's Charakter leicht Eingang, da seine Grausamkeiten, die seinen Namen besonders in Italien gebrandmarkt haben, ihn mistrauisch machten und der Vorwand ihm erwünscht kam, einen der beiden Fürsten, den, der im Zweikampfe unterliege, der Reichslehen zu berauben. Sie wurden vom Kaiser zu einem Hoftage nach Nordhausen (im October 1193) beschieden, wo Albrecht öffentlich in Gegenwart der Fürsten die Anschuldigung wiederholte und zum Gottesurtheil den Landgrafen herausfoderte. Ob durch Hermann's Betheurungen und Beweise von seiner Unschuld oder durch der Fürsten, zumal der Sächsischen, Vorstellungen Heinrich andres Sinnes wurde,

genug, er erklärte „seinen lieben Vetter," den Landgrafen für unschuldig, schalt Albrecht einen Verleumder und wollte auf einem zweiten Hoftage zu Altenburg den Streit entscheiden. Nicht der Markgraf allein wurde stutzig, auch andre Große des Reichs argwöhnten eine versteckte Absicht des Kaisers und auf Herzog Bernhard's Rath söhnten sich, ohne Wissen und gewiß gegen den Wunsch Heinrich's, Albrecht und Hermann aus, die nun auch auf dem Altenburger Hoftage ausblieben. Hierüber wurde nun wieder der Kaiser mistrauisch und besorgt, hielt sich in jenen Gegenden nicht länger sicher vor den Sächsischen Fürsten, die seiner Willkür, seinen Eingriffen längst sich abgeneigt gezeigt hatten, und verlegte sein Lager in die Rheingegenden. Der Unmuth der Sachsen ward dadurch nicht versöhnt und suchte neuen Anlaß, ihm Luft zu machen. Die Ermordung des Bischofs von Lüttich auf der Jagd an der Seite des Kaisers wurde Letzterm zur Last gelegt und die Frevelthat von Hofleuten verübt genannt. Der allgemeine Unwille der Völker und der Fürsten konnte von Heinrich nur mit Aufbietnng aller Klugheit und — wozu er sich am schwersten entschloß — bedeutender Geldsummen beschwichtigt werden. Sogar der Erzbischof Konrad von Mainz und Landgraf Hermann versöhnten sich auf kurze Zeit und schlossen mit Ottokar von Böhmen eine feindliche Verbindung wider das Reichsoberhaupt. Niemand war jedoch geschickter, Verbündete zu entzweien, als Heinrich VI. Während er den Böhmenherzog mit Absetzung drohte, gewann er durch Gunstbezeigungen den Landgrafen, der sich von dem Mainzer leicht abziehen ließ. Da schüttete dieser seine Galle gegen Hermann aus, suchte denselben wegen der neuen Gunst bei Hofe in den Augen

der Fürsten herabzusetzen. Das ließ der Landgraf nicht ungeahndet, bewog selbst Albrecht, mit dem er noch versöhnt war, zu einem Einfall in des Erzbischofs hessische Besitzungen, wo er Vesten brach, offne Ortschaften plünderte und das Land verwüstete. Konrad dachte gelegentlich Wiedervergeltung zu nehmen.

Inzwischen konnte Albrecht die ihm abgenöthigte Theilung mit seinem Bruder nicht verschmerzen. Mit der Mannschaft, die er noch um sich hatte, bedrängte er Dietrich aufs Neue und kehrte sich weder an Hermann's Mahnungen, noch an die Drohungen kaiserlicher Dienstmannen, die für die Aufrechterhaltung des Friedens, während Heinrich wieder in der Mitte des Jahres 1194 nach Italien aufgebrochen war, Sorge zu tragen hatten. Ja, Albrecht's Unbesonnenheit ging so weit, daß er einen jener Reichsbeamten, Bernhard, blenden ließ, was zunächst zur Folge hatte, daß jenes Bruder Schloß Weißensee, welches Albrecht im Vertrage mit Hermann zurückerhalten, an Dietrich verrieth. Der Landgraf, welcher zwar dem Kaiser gelobt hatte, nichts Feindseliges wider Albrecht zu unternehmen, brach gleichwol in dessen Land, erklärend, daß er nur den an Bernhard begangenen Frevel strafen wolle, und eroberte mehre Vesten, überlieferte andre dem Grafen Dietrich und war in kurzer Zeit Herr fast der ganzen Meißner Mark. Dies Glück aber erregte ihm den Neid der Fürsten. Der Erzbischof Bruno von Köln, ein geborner Graf von Altenau, fodert, unter dem Scheine eines Friedensvermittlers zwischen Hermann und dem Erzbischof von Mainz, Erstern auf seine Truppen aus Hessen zu ziehen, indem Konrad das Gleiche versprochen habe; unterdessen fällt er, mit Letzterm vereinigt, in des Landgra-

sen Besitzungen. Sie zerstören und verbrennen die Veste Grüneberg, umlagern Milsungen, das im vorigen Jahr dem Mainzer entrissen und noch von Thüringischen Mannen besetzt war; gleichzeitig greift Albrecht im Osten wieder zu den Waffen und geht, während er den Landgrafen gegen die beiden Prälaten im Felde glaubt, mit seinem Heere durch eine Furth der Saale. Da aber fällt Hermann nächtlich über ihn her und vernichtet seine ganze Armee. Albrecht, dessen Pferd im Kampfe verwundet worden, rettet sich durch die Flucht in das Kloster Lauterberg und gelangt von hier in einer Mönchskutte nach seiner Hauptveste Leipzig.

Als der letzte Versuch gegen Hermann so übel ausgeschlagen war, dachte Albrecht darauf, die Gnade des Kaisers und der Reichsfürsten wiederzuerwerben und zu Ersterm in eigner Person nach Italien sich zu begeben. Unterdessen sollten der Herzog Bernhard und der Markgraf Konrad von Landsberg sein Land in Schutz nehmen. Ihnen übergab er die Städte Meißen und Camburg unter der Bedingung, bis zu seiner Aussöhnung mit dem Reiche sie inne zu behalten; falls ihm die kaiserliche Gnade vorenthalten werde, sie zurückzugeben, damit er sich selber gegen den Kaiser und jeden andern Feind, so lange er's vermöchte, vertheidige. Nachdem er seine übrigen Vesten in Stand gesetzt und mit Mannschaft versehen hatte, brach er nach Italien auf, ward aber von Heinrich weder gehört noch vorgelassen, sodaß er, das Schlimmste fürchtend, von einem Diener begleitet, wieder heimkehrte, wo ihn neues Leiden, der Tod seiner Gemahlin, erwartete. Da er alle Elemente wider sich sieht, verfällt der Rasende auf den schändlichen Gedanken, sein eignes Land zu ver-

wüsten. In Leipzig läßt er die Einwohner mit ihrer ganzen Bewaffnung erscheinen, um ihren Muth und ihre Treue zu prüfen. Als er aber stolz unter sie tritt, übermüthige, wilde Drohungen gegen die Abgeneigten und Murrenden ausstößt, überfällt ihn plötzlich ein Zittern am ganzen Körper, die Anzeichen einer tödtlichen Krankheit zeigen sich auf seinem Antlitz. Kaum bringen ihn seine Krieger bis zur nächsten Stadt, als er nach einigen tiefen und schweren Athemzügen den Geist aufgibt (am 25. Juni 1195). Mehre Chronisten sprechen von einer Vergiftung und das Plötzliche seines Todes konnte dazu wol Anlaß geben, wiewol die Verzweiflung und der wilde Sinn, die ihn zu den letzten Handlungen getrieben, nach excentrischer Anstrengung aller Körper- und Seelenkräfte eine schnell eintretende Abspannung und Vernichtung der Lebenskraft denkbar machen.

Landgraf Hermann, der durch seinen Sieg an der Saale auf der einen Seite seinen Arm freigemacht hatte, wandte ihn nach der andern gegen die beiden arglistigen Prälaten. Da traten, wie wir oben erwähnt, die Aebte von Hersfeld und Fulda als Friedensvermittler dazwischen. Zweierlei wirkte wol zu der baldigen Aussöhnung der erbitterten Gegner mit. Der Tod der Landgräfin Sophia und die erwartete Rückkehr des Kaisers. Für sein Haus wie für sein Land mußte Hermann Sorge tragen. Kein Sohn war ihm noch geboren und außer ihm war sein Bruder Friedrich der einzige männliche Sprößling seines Hauses, und Letztrer hatte als Graf von Zigenhayn allen Erbansprüchen in Thüringen entsagt. Wenn nun gar der Kaiser wegen der Fehden gegen Albrecht und gegen die Erzbischöfe den Landgrafen zur Rechenschaft foderte? Zwar

den Ersteren hatte er bekriegt, weil der Markgraf den Kaiser durch Frevel an einem Dienstmanne des Reichs beleidigt, und gegen die beiden Prälaten war er durch deren Arglist gereizt worden. Doch Heinrich, wenn er die Verletzung seines Gebots, die Störung des beschwornen Reichsfriedens strafen wollte, hätte Einwände und Rechtfertigungen der Art gering geachtet. Glücklicher Weise aber kam er mit Planen und Absichten nach Deutschland, die ihn zur Milde, zu gewinnender Freundlichkeit und Nachsicht gegen die deutschen Fürsten nöthigten. Durch Verbindung des Königreichs Sicilien und Apulien mit dem deutschen Kaiserreiche hatte wol der Glanz seiner Herrschaft gewonnen, aber sie beruhte nur auf seiner persönlichen Herrscherkraft, die gleichwol schon öfters erfahren, daß ihr nicht Alles nach Wunsch und Willen gelinge. Seine Macht unerschütterlich fest zu gründen und seinem Hause die Erblichkeit der von ihm erlangten Kronen zuzusichern, war der Zweck, der ihn unerwartet nach Deutschland führte. Der Zeitpunkt schien gut gewählt; denn eben war der Einzige, der dem Hause der Hohenstaufen den höhern Ruhm streitig machen konnte, Heinrich der Löwe (im August 1195), gestorben und sein sehr geschmälertes Besitzthum unter drei Söhne getheilt.

Zu schlau, seine Absicht sogleich zu verrathen, suchte er zunächst die angesehensten, einflußreichsten Fürsten sich geneigt zu machen. An Hermann's Zustimmung lag ihm vornehmlich viel; aber sie war unter den obwaltenden Umständen, die diesen vor dem Kaiser scheu machten, nicht leicht zu gewinnen, und Vieles mußte er für den ehrgeizigen, hochstrebenden Vetter thun, sollte er darnach auf ihn zählen dürfen. Dem Landgrafen aus einem den Ho-

henstaufen ergebenen Hause die neue Gemahlin zu wählen, war sein erstes Bemühen. Sophia, die Tochter des Herzogs Otto von Baiern aus dem vom Kaiser Friedrich Barbarossa erhöhten Wittelsbacher Hause und eine Nichte des Erzbischofs Konrad von Mainz, schien aus vielfacher Rücksicht eine geeignete Partie für Hermann, eine Frau, die später mit ihrem Gemahl den Ruhm theilte, eine Beschützerin der Künste und des edeln Minnegesanges am Thüringer Hofe gewesen zu sein.

Sodann erließ Heinrich VI. ein Gesetz, das zwar allgemein gegeben, doch insbesondre für Hermann willkommen sein mußte. Auf dem Reichstage zu Mainz (im Mai 1196) erklärte der Kaiser unter Beistimmung der Prälaten und weltlichen Großen, daß in Ermangelung rechtmäßiger Söhne auch die Töchter und Seitenverwandten erbfähig sein sollten und die Reichslehne der söhnelos verstorbenen Fürsten erhalten könnten. Nun durfte Hermann, falls die zweite Gemahlin ihm keine Söhne gebar, auf Jutta und deren Gemahl Dietrich seine Würden und Länder übertragen, und welch ein Zuwachs von Macht war's, wenn Letztrer damit seine Meißnische Markgrafschaft vereinte. Doch dieser nächste, rechtmäßigste Besitz wurde ihm auch nach Albrechts Tode vorenthalten und zwar — von dem Kaiser. Heinrich hatte sofort das Erbe Albrecht's eingezogen und in die Hauptvesten des Landes kaiserliche Besatzungen gelegt, unbekümmert um Dietrich's Ansprüche und die Zusicherungen, die er selbst diesem früher gegeben. Wer sollte für den Beraubten schützend auftreten, wenn Hermann es nicht that? und diesem waren durch Heinrich's Gunstbezeigungen vorläufig die Hände gebunden. Ja, der Kaiser hatte sehr schlau jedem Kampfe

für gekränkte Rechte, jedem Friedensbruche im Reiche vorgebeugt und dem Thatendrang der kriegsliebenden Fürsten eine Richtung gegeben, welche diese befriedigen und ihn von den lästigen, schwer zu bändigenden auf längere Zeit, wenn nicht auf immer befreien sollte. Der Papst, die Geistlichkeit und viele Fürsten verlangten dringend einen neuen Kreuzzug, um die unerfüllt gebliebenen Hoffnungen des so viel versprechenden unter Kaiser Friedrich zu verwirklichen. Der Tod Saladin's (1195), der Zwist unter seinen Nachfolgern schien dazu große Berechtigung zu geben. Heinrich zeigte lebhaftes Interesse dafür, versprach schon auf einem Reichstage zu Bari (im April 1195) 1500 Ritter auf seine Kosten im nächsten Jahre nach Palästina zu senden; nur hielt er für gerathener, ebenso um des Reiches Wohl, als um das Unternehmen selbst zu fördern, nicht in Person an der Spitze des Kreuzheeres nach dem fernen Oriente zu ziehen, sondern in Deutschland und Italien für die Ausrüstung neuer Kriegsscharen und die nöthige Unterstützung der bereits im heiligen Lande angelangten Sorge zu tragen.

Zu den eifrigsten Fürsten, die den Kreuzzug betrieben, gehörte Landgraf Hermann. Ihm, der schon eine Heerfahrt nach Palästina mitgemacht, an der Belagerung von Ptolemais Theil genommen hatte, dessen ritterlicher Sinn an Abenteuern und den Kämpfen für den Glauben Wohlgefallen fand und dessen wißbegieriger Geist an den Erscheinungen und Kenntnissen des Orients, an dem Verkehr mit allen Völkern des Abendlandes, die dort sich begegneten, neue Bereicherung seines Ideenkreises erwarten durfte, ihm war der neue Aufruf zur Befreiung des heiligen Grabes willkommen und einladend. Unbesorgt um

Haus und Land durfte er die Heimat verlassen. Seine frühern Gegner waren entweder todt oder durch sein neues Eheband ihm befreundet geworden. Der Kaiser hatte mit ganz besondrer Huld sich ihm zugewendet und unter Zustimmung der Fürsten ihm eine Urkunde ausgestellt, worin alle Anrechte an seine Fürstenthümer auf die weibliche Descendenz übertragen waren, sodaß von dieser Seite Nichts zu befürchten stand. Einige Chronisten erwähnen noch einer Verlobung von Hermann's Tochter und einem Sohne Herzog Bernhard's von Sachsen, denen der Kaiser jene Bestimmung durch Eid und Wort unwiderruflich bekräftigt habe. Man möchte glauben, Heinrich VI. hätte, um im Besitze Meißens zu bleiben, das frühere Verlöbniß Jutta's mit dem Markgrafen Dietrich aufgelöst und den Landgrafen durch einen angesehenern Schwiegersohn, welcher dereinst das Herzogthum Sachsen mit Thüringen und der Pfalzgrafschaft vereinen würde, gewonnen. Doch findet jene Nachricht keine weitere Bestätigung und die Ehe Jutta's mit Dietrich wurde wirklich geschlossen. Dieser nahm, obschon ohne seine Markgrafschaft vom Kaiser erhalten zu haben, das Kreuz, vielleicht mit der Aussicht gelockt, nach beendeter Pilgerfahrt und ruhmvollem Kampf in Palästina das Seine zu erhalten *). Unter den übrigen Theilnehmern am Kreuzzuge finden wir die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Bremen, die Bischöfe von Halberstadt, Verden, Naumburg, Regensburg, Würzburg und Prag, die Herzöge von Meran, Brabant, Kärnthen und Oestreich, den Pfalzgrafen Heinrich vom Rhein, den

*) Die Chronisten führen ihn als Comes Misnensis Marchio *futurus* unter den Kreuzfahrern auf.

Markgrafen Otto von Brandenburg, Graf Adolf von Holstein, Gebhard von Querfurt, Konrad von Landsberg, Günther von Kefernberg, Meinhard von Mühlberg, Poppo von Wassenburg und andere Grafen, Edle und Zahllose geringern Standes.

Der Kaiser betrieb die Ausführung des Unternehmens mit der größten Sorge und Eile, gleichwol traten Zögerungen ein, gerade die eifrigsten suchten Aufschub, fanden Bedenken, widerstrebten den Mahnungen, weil man Heinrich's wahre Absichten erkannt und denen widersprochen hatte. Wie sehr seine scheinbare Milde und Gunst, seine Freigebigkeit und seine Bestechungen bei den meisten der Fürsten Eingang fand, wie einleuchtend vielen die Gründe für ein Erbreich erschienen, wie sehr die Geistlichkeit durch die kaiserliche Verzichtleistung auf den Nachlaß verstorbner Prälaten und die Fürsten durch das Recht unbeschränkter Vererbung ihrer Lehne für Heinrich's Plan gewonnen wurden, sodaß bereits 52 Reichsglieder in die Erblichkeit des Hohenstaufischen Hauses eingewilligt hatten; ein heftiger Widerspruch erhob sich dennoch von mehren Seiten. Nicht nur der Papst Cölestin III., der anfangs den Plan zu billigen schien, widersprach der ihm gefährlichen Neuerung, nicht nur Konrad von Mainz widersetzte sich dem Erbreich, weil seine und aller Erzbischöfe Königswahlrechte dadurch aufgehoben würden, auch die sächsischen Fürsten thaten insgesammt Einspruch, weil sie die Freiheit im Innern des Reichs höher als jede Machtvergrößerung nach Außen anschlugen. Nur einem Wahlkönige könne man vor der Erhebung Bedingungen stellen und nach derselben seiner Herrschsucht und Willkür Schranken setzen. Wenn die Aussicht auf den Thron jetzt auch nur wenige

Fürstenhäuser besäßen, so stelle doch die Möglichkeit, dazu zu gelangen, schon Königen gleich und keines Würde ertrage es, sich feige solches Anrechtes zu begeben. Ganz erklären läßt sich indeß der Widerspruch der Sachsen nur aus der nationalen Abneigung gegen jedes fremde, außerheimische Regentengeschlecht, die seit Jahrhunderten schon gegen die fränkischen wie gegen die schwäbischen Kaiser sich kund gegeben und nur in Lothar's Erhebung eine Unterbrechung freudiger Begeisterung und nationalen Stolzes gefunden hatte. Noch lebte das Andenken an den Glanz und den Ruhm ihres Volksstammes, als die Ottonen das Scepter Deutschlands mit der sächsischen Herzogswürde vereinigt besaßen. Denn unter ihnen waren die Billungen nur Vertreter der letztern; doch, wenn auch nur ein Sachse die Kaiserkrone allein besessen, wäre die Ehrsucht der Nation befriedigt gewesen; jedem Fremden neidete sie jene und vollends Erblichkeit des fremden Herrscherhauses hätte ihr ewige Schmach gedünkt.

Bei solcher Stimmung mußte Heinrich sein Vorhaben aufgeben; er entband diejenigen, welche bereits eingewilligt hatten, ihres Eides und suchte mit den Mitteln, die ihm zu Gebote standen, es nur dahin zu bringen, daß man seinen einjährigen Sohn Friedrich zum Könige erwählte, was nach einigem Widerspruche, besonders von Seiten des Erzbischofs Adolf von Köln 1196 erfolgte. Man begreift wol, daß über diese Plane des Kaisers die Begeisterung für den neuen Kreuzzug in ängstliche Sorge für den Zustand der Dinge, wie er während der längern Abwesenheit der Fürsten wenigstens eintreten könne, sich verwandelte. Heinrich glaubte, weil die Großen des Reichs so wenig willfährig sich bewiesen, auch ihnen die

zugestandenen Rechte nicht bewilligen zu dürfen. Darüber erhoben aber geistliche und weltliche, unter letztern am lautesten die sächsischen Fürsten ihre Stimme. Jene behaupteten: die Einziehung des geistlichen Nachlasses sei nur widergesetzlich von frühern Kaisern ausgeübt worden, und die letztern bewiesen, daß eröffnete Reichslehen den männlichen Descendenten stets übertragen, den weiblichen gewöhnlich zuerkannt, die Ansprüche der nächsten Verwandten niemals bestritten worden seien. Heinrich durfte die aufgeregten Gemüther nicht beleidigen und feindlich von sich abwenden, so lange die Königswahl seines Sohnes noch nicht allgemein genehmigt, beschworen und urkundlich anerkannt war. Als er dies erst erlangt, trat er wieder schonend gegen Viele auf.

Auch mit Hermann scheint das vor kurzem so freundschaftliche Verhältniß sich geändert zu haben. Durch den Burggrafen von Querfurt, seinen treuen Anhänger, ließ der Kaiser die sächsischen Fürsten, die in Erfurt zu einer Berathung zusammengekommen, auffodern, ihre Rüstungen zur Kreuzfahrt zu beschleunigen und namentlich gegen Hermann den Tadel aussprechen: daß er, der früher der eifrigste Mahner zur Wiedereroberung des heiligen Grabes gewesen, nun lässig säume und seinem Gelübde schlecht nachkomme. Der Landgraf antwortete dem kaiserlichen Bevollmächtigten: „Weder aus Ruhmbegierde, noch aus Furcht vor einem weltlichen Machthaber, sondern zum Heil seiner Seele habe er das Kreuz genommen; so werde, wenn es ihm die rechte Zeit zum Aufbruch scheine, weder Liebe noch Furcht vor Jemanden ihn zurückhalten.“ — Die Fürstenversammlung zu Erfurt war vornehmlich zu einer weitern Besprechung über die Erblichkeit der Krone

bestimmt gewesen. Doch da der kaiserliche Bevollmächtigte derselben mit keinem Worte mehr gedachte, so hatte dieser Tag nichts bewirkt als die Fürsten wegen der gehabten Ausgaben und wegen der Vorwürfe, die sie erhalten, dem Kaiser noch abgeneigter als zuvor zu machen.

Der unerfreuliche, ja sehr nachtheilige Ausgang des Kreuzzuges ist zu bekannt, als daß hier weiter davon geredet zu werden braucht. Gewiß gab es unter den Theilnehmern wenige, die gleich Hermann eine Bereicherung an Kenntnissen und Ideen daraus zu ziehen verstanden. In ihm und Männern von ähnlicher Bildung weckten die Pilgerfahrten nach Jerusalem, die damit verknüpften Abenteuer und Erlebnisse vornehmlich den empfänglichen Sinn, womit sie später die von einem Wolfram von Eschenbach, Meister Gottfried von Strasburg und andern epischen und Minnedichtern hervorgerufene Poesie aufnahmen und in Deutschland Anerkennung, Pflege und Aufschwung verschafften. — Wie tapfere Thaten und kühne Abenteuer auch von Fürsten, die für einen Spiegel der Ritterlichkeit galten, ausgeführt sein mögen, so ist doch diese Heerfahrt durch kein denkwürdiges Ereigniß ausgezeichnet. Zu jeder großen entscheidenden Unternehmung war die Zahl der Kreuzfahrer zu unbedeutend, die schon durch Unglücksfälle auf dem Meere oder auf der höchst beschwerlichen Landreise, durch viele muthlos auf halbem Wege umkehrende Pilger, durch Seuche und Hungersnoth und durch das Schwert der Feinde verringert wurden. Der Kaiser, der für Nachsendung neuer Streitmassen, Lebensmittel und Kriegswaffen sorgen wollte, dachte in Apulien und Sicilien nicht mehr daran, war mit neuen großen Eroberungsplanen, die er besonders gegen das griechische Kaiserthum

richtete, beschäftigt und traf dazu bereits Vorkehrungen. Aber auch er sollte keines seiner hochfliegenden Projekte ausführen. Ein plötzlicher Tod rief ihn am 28. September aus der Welt. Die Nachricht von diesem Ereigniß und dem in Deutschland entstandenen Reichsschisma drang auch zu den Kreuzfahrern und bot vielen, die sonst Ehren halber wol noch länger im Oriente verweilt hätten, einen Vorwand zu schneller Rückkehr. Aber auch diese war nicht ohne Mühen und Verluste, und als viele endlich an der apulischen Küste gelandet, suchte die Kaiserin Konstanze durch listige Ränke sie aufzuhalten, um sie zur Wahl und Anerkennung ihres Sohnes Friedrich wider die Kronprätendenten in Deutschland zu bewegen. Die sich ihrer Absicht abgeneigt zeigten, ließ sie einkerkern oder noch grausamer behandeln.

Landgraf Hermann, von diesen Gefahren in Apulien benachrichtigt, suchte sowol Konstanzens Arglist, als Philipp's von Schwaben Anhängern, die auf seine Ankunft warteten, um ihn sogleich für ihren Erwählten durch Ueberredung oder Gewalt zu gewinnen, zu entgehen und nahm deshalb durch Böhmen den Weg in sein Land. Hier erfuhr er, daß von den rheinischen Fürsten Otto, der zweite Sohn Heinrich des Löwen — der ältere Heinrich verweilte noch im gelobten Lande — zum König erhoben worden, und er stellte sich, als ob ihm nur diese Wahl allein bekannt sei. Aber auch Philipp's Erhebung durch die östlichen Fürsten zu Ichterhausen konnte ihm kein Geheimniß bleiben. Indessen begann er nun die Rolle offen zu spielen, die er unter Heinrich VI. im Geheimen vorbereitet, nämlich: auf Kosten des Reichsoberhauptes seine Macht und sein Ansehen als Landesgebieter zu erhöhen

und seinen Beitritt zu den zwiespältig Gewählten um hohen Preis sich bezahlen zu lassen.

Als Philipp erfahren, daß der Landgraf seinen Spähern entgangen sei, versuchte er's durch Versprechungen ihn zu gewinnen, und dies hielt nun bei Hermann's politischen Grundsätzen nicht schwer. Wir erwähnten bereits, daß diesem, als er seinem Bruder Ludwig in der landgräflichen Würde folgte, von Heinrich VI. mehre Städte und Burgen, die unter ihm als Pfalzgrafen von Sachsen gestanden hatten, abgenommen und in Thüringen Erfurt wieder dem Einfluß des Landesherrn gänzlich entzogen worden. Durch die Verwaltung oder Benutzung der Reichsstädte wäre die Unabhängigkeit vom Reichsoberhaupte, wie sie Hermann erstrebte, allein möglich gewesen. An deren Unterordnung unter seine pfalzgräfliche Autorität war ihm daher besonders gelegen. Sie ihm geradezu abzutreten, würde für einen Misbrauch der königlichen Gewalt gegolten und den Unwillen aller Städte, die sich reichsunmittelbare oder reichsfreie nannten, erregt haben. Es mußte Philipp also, um dem Landgrafen seinen Willen und die Bedingung seines Beitrittes zu gewähren, eine schickliche Form der Abtretung finden, damit er dem Tadel der Reichsstände entgehe. So bot er ihm denn pfandweise mehre Städte, Flecken, Vesten und Burgen an. Aber! auch Otto erkannte Hermann's Wichtigkeit und suchte ihn um jeden Preis zu gewinnen. Er ließ den Landgrafen an Heinrich's Versuche, ihm zu schaden, erinnern, hielt ihm als warnendes Beispiel, wohin das Streben der Hohenstaufen gehe, die Gewaltthätigkeiten vor, die Philipp's Vater und Bruder gegen seinen Vater, Heinrich den Löwen, verübt hätten, und versprach — was am

meisten wirkte — doppelt soviel als Philipp. Da blieb Hermann nicht lange schwankend. Laut beklagte er die Beeinträchtigungen und Verunglimpfungen des Welfischen Hauses, schalt die Hohenstaufen Unterdrücker der Fürsten und der deutschen Freiheit, erklärte den Wahlakt der rheinischen Fürsten, die Krönung Otto's an geweihter Stätte zu Aachen für alleingültig, ließ im ganzen Lande mit großem Gepränge Otto als König ausrufen, Philipp und dessen Wähler verwerfen, und nahm vom Ersteren nach Ablegung des Eidschwures der Treue seine Fürstenthümer und Würden mit Einschluß der neuen Abtretungen zu Lehn.

Hermann hatte keineswegs die stärkere Partei ergriffen. Denn Philipp, im Besitz der ausgedehnten Hohenstaufischen Allodien und Erblehen, der Herzogthümer Schwaben und Elsaß, aller von Friedrich I. durch Anheimfall oder Erledigungserklärung an sich gebrachten Ländereien, von denen der jüngste Sohn Otto nur Burgund besaß und dieses sowie sich selbst dem Bruder zum Beistande bot, war von Hause aus seinem Gegner Otto weit überlegen und gewann nun durch Geld, Lehen, Ehren und Versprechungen, die er, ohne sich so leicht zu erschöpfen, geben konnte, viele Anhänger; darunter Ottokar von Böhmen, dem er jetzt im eignen Namen, wie früher schon in Heinrich's, den Königstitel zuertheilte. Verheerend drangen die böhmischen Scharen durch die östlichen Marken, an Gütern, Kirchen, Frauen und Jungfrauen die ärgsten Frevel verübend. Bald sollte aber Thüringen der Schauplatz des Krieges werden, der bisher am Rheine, wo sich die Parteien wie im übrigen Reiche schieden, ohne der einen oder der andern entschiedenen Vortheil zu gewähren, gewüthet hatte. Otto suchte besonders die reiche Stadt Goslar zu

gewinnen, ein Preis, um den schon sein Vater gerungen, der vielleicht durch seine allzu hartnäckige Foderung desselben bei der Zusammenkunft mit Friedrich Barbarossa zu Partenkirch den Zorn des Kaisers und somit seine Vernichtung herbeigeführt hatte. Auch Otto gelang es weder im ersten Jahre (1199) noch in den nächstfolgenden die starkbefestigte und wohlvertheidigte Hauptstadt Ober-Sachsens einzunehmen, aber in der Nähe ein Kastell, Herlingsburg, anzulegen, wodurch Goslars Flor und Handel sehr herabkam, war schon dem Gegner zum großen Nachtheil.

Der Vertrag mit Hermann zwang Otto für jetzt den Zweck seines Sächsischen Feldzuges bei Seite zu setzen und seiner übernommenen Verbindlichkeit sich zu unterziehen. Er hatte jenem die Reichsstädte Nordhausen, Mühlhausen, Saalfeld, mehre Vesten und Ortschaften zugestanden, die meist erst mit Gewalt erobert werden mußten. Mit leeren Versprechungen ließ der Landgraf sich nicht abfinden, also mußte der König bei der Eroberung ihm Beistand leisten. Doch schon bei der ersten, Nordhausen, fanden sie starken Widerstand, obwol Hermann's Heer allein 1800 Mann zählte. Durch Ableitung des Flusses, Aushungern, Belagerungsmaschinen und wiederholte Angriffe ward nach zwei Monaten die Stadt genommen. Danach kehrte Otto gen Goslar zurück; Hermann verstärkte sein Heer und kam Philipp, der Saalfeld zum Stützpunkte seiner Macht in Thüringen machen wollte, zuvor. Noch ehe er selbst im Lager eintraf, hatten die Seinen einen Ausfall der Bürger zurückgeschlagen, einen Theil in die Flucht getrieben, die andern gefangen genommen, worauf die Veste in ihre Gewalt kam und reiche Beute darbot. Nach Zerstörung der Stadt wandten die Sieger sich ge-

gen das reiche Kloster, mishandelten die Mönche, verübten rohe Frevel an den Heiligthümern, führten Schätze und Kirchengeräth von dannen. Als Hermann dies hörte, zürnte er heftig, aber die große Zahl der Frevler entzog sie der Strafe. Der Abt, von seinen Mönchen im kläglichsten Zustande nach Erfurt begleitet, klagte bei den Richtern der Erfurter Jurisdiction, allein er bekam den Bescheid, daß die Drangsale des Krieges dergleichen Vergehen, die jeder geduldig tragen müsse, mit sich brächten. Ebenso erfolglos waren seine Klagen bei Hermann. Der allein ihn erhört haben würde, der Metropolitan, Erzbischof Konrad von Mainz, war noch nicht vom Kreuzzuge heimgekehrt, und obwol sein Stellvertreter über den Landgrafen den Bann verhängte, mußte doch auch dieser schon im folgenden Jahre aufgehoben werden, da die Schuld nicht dem Fürsten, sondern lediglich seinem Heere beizumessen war und Erstrer sogar einen Schadenersatz dem Kloster versprach. Als später Konrad zurückkehrte, von dem Kirchenfrevel und Hermann's Lösung vom Banne erfuhr, erhob sich gegen diesen freilich ein neues Ungewitter, zumal da derselbe bereits die Partei gewechselt und statt Otto, dem vom Papste Innocenz III. begünstigten Könige, dem von der Kirche gehaßten und mit dem Banne belegten Philipp sich zugewendet hatte. Dieser nämlich, nachdem er ohne etwas Erhebliches gegen Otto und Hermann auszurichten, bis zum Frühjahre 1199 in Thüringen verweilt, war danach in die südlichen Provinzen und dann nach dem Rheine aufgebrochen, wo es ihm gelang den hartnäckigen Bischof Heinrich von Strasburg durch Einnahme dieser Stadt zum Nachgeben und Gehorsam zu zwingen. Auch Otto zog von Sachsen nach dem Rhein

und hier von dem ihm treu gebliebenen Köln, stets der Hauptstütze seines Throns, stromaufwärts gegen Philipp, dann, vor diesem weichend und von ihm bis in das Erzbisthum Köln verfolgt, zurück, sodaß von keinem von beiden durch die Verheerungen des herrlichen Landes Etwas gewonnen oder ihre Sache weiter gefördert war, als sie zu Anfang des Reichsschisma gestanden hatte.

Auch des allgewaltigen Papstes Innocenz III. Bemühungen zu Gunsten Otto's, seine Mahnungen, Legaten, Bannsprüche vermochten keine Entscheidung herbeizuführen und Philipp kaum mehr als den königlichen Titel vorzuenthalten, während dieser den von der Kirche gehaltenen Gegner immer mehr bedrängte, der wiederum auch in der höchsten Bedrängniß nicht zum Aufgeben der Krone sich bewegen ließ. Vergeblich war es demnach, daß der Papst dem Erzbischof Konrad von Mainz eine Vermittlung übertrug, weil in der Nähe diesem die Schwierigkeiten sich größer zeigten, als sie in Rom, wo er auf seiner Rückfahrt vom Kreuzzuge angesprochen, ihm erschienen waren. Der kurze Waffenstillstand von wenig Monaten statt des von Konrad gefoderten fünfjährigen, die Fürstenversammlung zu Boppard, wo eine Abdankung Philipp's oder Otto's und eine neue Wahl stattfinden sollte, gewährten zwar eine Unterbrechung der Kriegsleiden für die verwüsteten Länder, endlich aber blieb doch nur die Entscheidung durch das Schwert allein übrig, und auch diese wäre wol noch länger als bis 1208 hinausgeschoben, wenn nicht ein unerwartetes Ereigniß den verwirrten Knoten gelöst hätte. Verfolgen wir bis dahin die Schicksale Hermann's und derer, die darin unmittelbar verwickelt waren.

Schon 1199, bald nach der Einnahme Strasburgs fällt der erwähnte Parteiwechsel des Landgrafen. Ohne Waffengewalt gelang es Philipp ihn auf seine Seite zu bringen, weil die Bedingung, unter der Hermann die Sache Otto's verfechten wollte, von diesem nicht gehalten war oder nicht gehalten werden konnte, und die Richtigkeit seiner Versprechungen jenen der Verbindlichkeit, die er eingegangen, überhob. Durch Ottokar von Böhmen, den Neffen Hermann's, kam leicht ein Vergleich mit Philipp zu Stande, der es nicht versäumte dem Landgrafen beim Eidschwure der Treue große Reichsgüter und Immunitäten zu verleihen. Nordhausen, Mühlhausen, Saalfeld, dazu Rainys und Orla sollte Hermann gegen eine Summe Geldes als Pfand behalten, ein Vertrag, der wol von beiden Seiten nicht in ganzem Umfange erfüllt wurde, da nur das Schwert die Städte öffnete und ohne Gewinn der kluge Landgraf sein Geld nicht verschwendete. Obwol bis zum Jahre 1203 die Verbindung Beider fortbestand, sah sich doch Keiner durch den Andern befriedigt. Hermann erschien auf Hoftagen, die Philipp einberief, er unterschrieb die Bitt- und Beschwerdebriefe, welche dessen Anhänger an Papst Innocenz III., der rastlos für Otto thätig blieb, sandten, aber in der Hauptsache, mit dem Schwerte den anerkannten König wider den Gegner rastlos und mit Anstrengung zu verfechten, Otto in seinen braunschweigischen Erblanden zu bedrängen, blieb Hermann weit hinter Philipp's gehegten Erwartungen zurück. Von dem einen Könige nicht angefeindet, von dem andern mit großen Reichsgütern belehnt zu werden, darauf allein ging Hermann's Bestreben, und unterdeß verfolgte er mit Eifer nur das sich selbst gesteckte Ziel,

das von Otto's und Philipp's und des Reiches Interesse gleichweit entfernt lag. Eine solche Verbindung mußte bald lau und lose werden, bis sie endlich zu einem völligen Bruche führte. Zwei Ereignisse, die auch sonst Wichtigkeit für die Zeiten des Reichsschisma hatten, führten ein feindliches Verhältniß zwischen Philipp und Hermann, einen abermaligen Parteiwechsel dieses Letztern herbei.

Erzbischof Konrad von Mainz, von jeher mehr leidenschaftlich als energisch und in seinen hohen Lebenstagen, zumal bei der verwickelten Lage des Reiches der Aufgabe nicht gewachsen, die der erste Prälat Deutschlands vor jedem andern Fürsten zu übernehmen berufen schien, starb zu Ausgang des Jahres 1200, nicht im Beruf für Deutschlands so höchst nöthige Ruhe und Eintracht thätig, sondern heimkehrend von einer Reise aus Ungarn, wo er zwei streitende Prinzen versöhnt hatte. Die Wahl seines Nachfolgers, so dringend die Verhältnisse sie foderten, blieb über ein Jahr ausgesetzt und endlich fiel sie zwiespältig nach den Parteien im Reiche aus, indem Philipp's Anhänger den bisherigen Bischof von Worms Lupold von Schönfeld, der schon Heinrich VI. ein bereitwilliges Werkzeug seiner Plane und Grausamkeiten gewesen war, die Gegner der Hohenstaufen den Propst der Kirche St. Petri zu Mainz, Siegfried von Eppstein, erhoben. Der Papst entschied sich natürlich für Letztern, ließ durch seinen Legaten Guido von Präneste ihn weihen und sandte Ermahnungsschreiben an die Fürsten, für denselben nach Kräften zu wirken. Eine solche Mahnung erging auch an Hermann, dessen laue Freundschaft für Philipp in Rom, wo man alle Verhältnisse kannte, neue Hoffnungen für die Kirche und

deren Schützlinge erweckte. Wirklich suchte Hermann durch Ueberredung und Drohungen im Reiche für Siegfried zu werben, was schon den König Philipp und noch mehr Lupold aufreizen mußte. Auf Anrathen und gewiß auch mit geheimer Unterstützung des Ersteren brach Letzterer plötzlich gen Erfurt auf, langte Nachts mit seinen Scharen hier an, die absichtlich oder zufällig einen Theil der Stadt in Brand steckten, sodaß sie wie eine Unglücksfackel dem tyrannischen Lupold, dessen eigner Bruder ihm oft wegen seiner Frevel Vorwürfe machte, vorleuchtete. Laien und Geistliche mußten Waffen und Wagen in Bereitschaft halten, um in Hermann's Besitzungen verheerend, sengend und brennend einzufallen.

Den völligen Bruch zwischen König Philipp und dem Landgrafen veranlaßte die schnöde Ermordung des Bischofs Konrad von Würzburg, durch zwei Verwandte desselben, Heinrich und Boto von Ravensberg, verübt (1202). Konrad war Heinrich's VI. Kanzler gewesen und auch von Philipp in der Würde gelassen, wodurch er Otto's und Innocenzens Haß sich zuzog, die ihm um so leichter beizukommen wußten, als er ungesetzlich zwei Bisthümer, das von Hildesheim und Würzburg, unter seinem Hirtenstabe vereinte. In Gefahr, beide zu verlieren, begab sich Konrad nach Rom, erlangte des Papstes Verzeihung, doch unter der Bedingung, fortan Otto's Sache zu verfechten, der er indeß nur soweit nachkam, als er sich, um beide Könige wenig bekümmernd, in seinem ausgedehnten würzburger Kirchsprengel, der noch immer das Herzogthum Franken in sich begriff, wie ein unabhängiger Fürst benahm und während der wilden Kriegsstürme ringsumher in seinem Lande für die Aufrechthaltung der

Ordnung und Bestrafung von Willkür, Straßenraub und jeder Gesetzesverletzung mit aller Strenge sorgte. An Niemand konnte er für das gleiche Bestreben einen willkommeneren Verbündeten finden als an Landgraf Hermann, und Beide mit vereinter Macht hätten in Mittel-Deutschland eine jeder Königsgewalt gebieterische Stellung behauptet; da fiel Konrad als ein Opfer seines heilsamen Waltens. Wenn der Verdacht, daß Philipp an dem Morde Theil gehabt, auch unerwiesen ist, so mußte doch seine Weigerung, die Frevler zu bestrafen, trotz aller vergossenen Thränen an des Bischofs Leiche den Unwillen der Geistlichkeit und vieler Fürsten erregen. Am lautesten tadelte ihn Hermann, der an Konrad den Genossen seiner Plane verloren. Auch Philipp wußte, daß der Landgraf mit dem Bischof geheime Unterhandlungen und Zusammenkünfte gehabt hatte. Seit dem Bamberger Reichstage (im September 1201), wo Hermann noch mit zahlreichen Fürsten ein sehr nachdrückliches Schreiben an Innocenz für Philipp's rechtmäßige Erhebung unterzeichnet hatte, waren schon Mishelligkeiten zwischen beiden Männern eingetreten, die, um zum völligen Bruch zu führen, nur eines Anlasses bedurften, wie sie die Ermordung des Würzburger Bischofes darbot. Bewog den Landgrafen der ausgesprengte Mordverdacht oder die Säumigkeit bei Bestrafung der Mörder die Partei Philipp's zu verlassen, so wollte der König seinerseits lieber einen offnen Feind als einen Freund, dem er kein Zutrauen schenken konnte. Er reizte die Fürsten seines Anhanges gegen Hermann auf und setzte eine Heerfahrt nach Thüringen an, die im Frühjahr 1203 mit Verheerungen, Brand, Entweihungen in Häusern und Kirchen bezeichnet wurde; Lu-

pold von Mainz überbot alle Andern an Frevel und Greuelthaten.

Aber Hermann war nicht unvorbereitet. Auf die Nachricht von der drohenden Gefahr hatte er seinen Neffen Ottokar um Beistand gebeten, und der päpstliche Legat, der zu dem Bruche mit Philipp von Schwaben längst mitgewirkt, eilte selber nach Böhmen, um die Rüstungen hier zu beschleunigen. Mit 40,000 Mann erschien Ottokar in Thüringen und belagerte den zurückweichenden Feind in Gemeinschaft mit Hermann's Heer in Erfurt. Die Noth in der Stadt und ringsumher erstieg bald den höchsten Grad. Da entwich am zehnten Tage Philipp durch heimliche Flucht nach den östlichen Marken, deren Fürsten diesmal, selbst Dietrich von Meißen, des Landgrafen Schwiegersohn, — dankbar, daß Philipp ihm das Land zuertheilt, welches Heinrich VI. ihm willkürlich vorenthalten hatte, — für den Hohenstaufen gegen den ihnen übermächtigen und gefährlichen Landgrafen und die wilden Böhmen die Waffen ergriffen. Anstatt den König zu verfolgen, oder nur Erfurt zur Uebergabe zu zwingen, blieben die beiden Verbündeten neun Wochen unthätig und die böhmischen Horden verwilderten und vergaßen aller Mannszucht, sodaß es dem Grafen Otto von Brene mit wenig Bewaffneten gelang 400 Böhmen zu vernichten. Die Schuld des in jeder Hinsicht nachtheiligen Versäumnisses trugen nicht sowol Hermann und Ottokar als der päpstliche Legat Guido, der den hartnäckigsten Anhänger Philipp's, den Erzbischof Ludolf von Magdeburg, den Zögling und Nachfolger des den Hohenstaufischen Kaisern einst so treu und verdient bewährten Erzbischofs Wichmann, durch die thüringischen und

böhmischen Kriegsscharen, die eine drohende Stellung zwischen Halle und Merseburg einnahmen, zu schrecken und zum Abfall zu bewegen hoffte; allein Ludolf wurde ebensowenig durch Waffengewalt als durch päpstlichen Bannstrahl geschreckt. Das verwüstete, ausgesogene Land nöthigte die Fürsten endlich ihre Heerhaufen zu trennen und aufzulösen, nachdem Ottokar im Dome zu Merseburg von König Otto aufs Neue die Königskrone empfangen hatte. Der flüchtig gewordene Philipp hatte bald mehr Gewinn von dem Siege seiner Gegner als diese und entwickelte eine ungewöhnliche Thätigkeit.

Mit Hülfe der östlichen Fürsten brachte Philipp für das nächste Jahr eine große Heeresmacht auf, und während er scheinbar eine Aussöhnung mit Hermann suchte, drang er mit seinen eignen Mannen aus den süddeutschen Hausgütern und Schwaben gen Goslar vor, um durch Wegnahme oder Zerstörung von Herlingsburg die Hauptstadt Sachsens zu befreien. Zwar dieser Versuch mislang, da Otto mit seinen Brüdern heranzog und Philipp nicht voreilig ein Treffen wagen wollte, ehe der Zuzug seiner Verbündeten zu ihm gestoßen sei. Im Anfange des Juli rückte er aber mit einem ansehnlichen Heere von Baiern, Schwaben, Oestreichern, Rheinländern, Franken und Sachsen in des Landgrafen Gebiet. Erzbischof Ludolf von Magdeburg hatte allein 30,000 Mann zu Fuß-, Dietrich von Meißen 1500 Reiter und viele Tausende Fußvolk gestellt. Diese Uebermacht, die von Außen drohte, war noch nicht die Hauptgefahr für Hermann. Daß die Grafen und Barone seines eignen Landes die Gelegenheit benutzten, ihn zu vernichten, um ihre eigne Unabhängigkeit wiederzugewinnen, brachte besonders den Landgrafen in

Noth. An der Spitze der Empörer werden wiederum zwei Grafen von Schwarzburg, Günther und Heinrich, genannt, außerdem Lambert von Gleichen, welcher schon als Advokat von Erfurt, das Hermann durch List und Gewalt an sich gebracht zu haben scheint, des Landgrafen Gegner sein mußte, und ein Graf Friedrich von Beichlingen, aus einem Hause, das eine alte Unbilde Ludwig's des Eisernen an dessen Sohne zu rächen gedachte. Jener strenge, oft allzuharte Bändiger der Thüringischen Reichsvasallen hatte, auf die Gunst seines Schwagers Friedrich Barbarossa bauend, während er selbst bei diesem in Italien verweilte, durch seine Gemahlin Jutta in des Grafen Gebiet am sogenannten weißen See eine Veste aufrichten lassen, angeblich zur Herberge zwischen Naumburg und Wartburg, den Hauptschlössern des Landgrafen. Friedrich, davon benachrichtigt, klagte beim Kaiser und dieser gebot Ludwig seiner Gemahlin den Bau zu untersagen. Während aber die Boten des Grafen von Beichlingen den kaiserlichen Befehl an Jutta überbrachten, langte bei dieser ein geheimes Schreiben von ihrem Gemahle an, das ihr den Fortbau dringend anbefahl. Ludwig behielt auch ferner die Maske bei. Als er nach Deutschland zurückgekehrt, stellte er sich zornig über seine Gemahlin, versprach dem Grafen eine Genugthuung und erbot sich, da wegen des großen Kostenaufwands die Niederreißung des Gebäudes ohne beträchtlichen Verlust nicht wohl thunlich sei, den Platz und den See um jeden Preis ihm abzukaufen. Der Graf Friedrich, von des Landgrafen Worten geblendet oder den augenblicklichen Geldgewinn höher anschlagend als die Gefahr, welche ihm in Zukunft erwachsen mußte, willigte ein und seitdem war Weißensee eine der

Hauptvesten des Landes, die indeß, wie wir gesehen haben, lange ein Zankapfel zwischen den Thüringer Landgrafen und den Markgrafen von Meißen blieb, bis Dietrich sie für den Beistand gegen Albrecht seinem künftigen Schwiegervater abtrat. In allen Kämpfen, die Thüringen zum Schauplatze hatten, wurde Weißensee ein Hauptstützpunkt für die eine oder die andre Partei, wofür unsre Darstellung mehrfache Beweise geben wird. Auf Weißensee rückte um die Zeit der Ernte 1204 Philipp's zahlreiches Heer los, um die Grenzwarte, das Eingangsthor des Thüringer Landes von Meißen her in seine Gewalt zu bekommen.

Während dieses Gewitter von Osten her dem Landgrafen um so unerwarteter heranzog, als er Philipp's Macht im vorigen Jahre vernichtet und auch in diesem vor Goslar zurückweichen gesehen, war er selber mit 400 Mann zu König Otto aufgebrochen, um diesem einen Beweis seiner Anhänglichkeit und seines thätigen Beistandes zu geben. Da melden ihm Boten den Abfall und die Rüstung der Grafen und Barone. Zu spät kehrt er heimwärts, zu schwach ist seine Kriegsmacht, die Empörung zu unterdrücken. Schon brennen und sengen jene im Lande und zwingen die Städte mit List und Gewalt ihrem Beispiele zu folgen, das Joch abzuwerfen, das die Landgrafen, jene einst unbedeutenden, nicht einmal ihrer Nation angehörenden Ansiedler, ihnen aufgezwungen. Das wohlbefestigte, reiche Sangerhausen, der bedeutendste Erwerb Ludwig's des Bärtigen von seiner Gemahlin Cäcilie von Sangerhausen, widersteht anfangs dem Ungestüm der Empörer, wankt dann aber, muthlos gemacht durch die Annäherung eines Heeres, welches der Sohn Herzogs

Bernhard von Sachsen dem König Philipp zuführt. Ueberredet oder bestochen, öffnet ein Theil der Bürger die Thore. Die Verräther werden nun selbst verrathen. Man hatte ihnen versprochen, daß Lebensmittel in die Stadt gebracht und nichts geplündert werden sollte. Verkappt ziehen die Belagerer ein, die aber kaum sich Meister der Stadt sehen, als sie Habe und Gut der Bürger an sich reißen, weder Profanes noch Heiliges verschonen und jede Gewaltthat mit frechem Spott wider die Leichtgläubigen verüben. Von Sangerhausen gehts auf Weißensee, wo sie mit dem heranziehenden Heere Philipp's sich vereinen. Mit Wenigen voraus eilt Friedrich von Beichlingen, um den Zustand der Veste, die er für sein Eigenthum erklärt, und einen geeigneten Punkt zum Ueberfall zu erspähen, „dem Falken gleich, der mit Ungestüm auf seine Beute stößt." Aber allzu kühn ist sein Muth, zu weit hat er sich vorgewagt. Die Besatzung macht einen Ausfall und führt ihn gefangen in die Veste, in die er als Herr und Gebieter einzuziehen gedacht. Zwar trifft nun zur Vergeltung ein gleiches Loos viele Anhänger Hermann's, doch ist bereits von dessen Getreuen und Dienstmannen Weißensee stark verschanzt worden und sie sind entschlossen, bis aufs Aeußerste sich darin zu vertheidigen. Wider so kriegserfahrene, tapfre Kämpfer vermögen auch die Angriffe Philipp's nichts; sie stecken sogar seine Belagerungsmaschinen in Brand und hätten durch ihren Heldenmuth kein fruchtloses Opfer gebracht, wenn Hermann's Verbündete von mehr Eifer, Muth und Treue beseelt gewesen wären.

Der Landgraf hatte sogleich König Otto, seinen Neffen Ottokar von Böhmen und selbst den Polenherzog um

schleunige Hülfe entbieten lassen. Der Erste, die Gefahr nicht erkennend oder wie immer saumselig oder schon im Zwist mit seinem Bruder Heinrich, der als der ältere und fähigere ihm die Krone beneidete, ließ Hermann völlig im Stich, wenigstens zog er erst mit einem Heere von Braunschweig heran, als es jenem ebensowenig als ihm selber nützen konnte. Eine polnische Schar versuchte durch die Marken den Belagerern von Weißensee in den Rücken zu fallen, wurde aber von Konrad von Landsberg geschlagen und mußte eiligst den Rückzug nehmen. Den kräftigsten Beistand mußte auch in diesem Jahre der Landgraf von den Böhmen erwarten, so schwer es ihm auch fallen mochte, die wilden Raubhorden noch einmal in sein Land zu rufen. Ottokar kam mit einem großen Heere herbei und zog von der nordwestlichen Spitze Böhmens über Orla gen Saalfeld herab. Philipp gab nun die Belagerung von Weißensee, die bereits sechs Wochen gedauert, auf und wollte Ottokar ein Treffen liefern. Als dieser aber die Uebermacht des Feindes, den Abfall so vieler Thüringischen Großen, die Bedrängniß seines Oheims, der mit keinen Kriegern zu ihm stoßen konnte, erfahren, hielt er eine Schlacht für allzu gewagt und dachte nur sich selbst zu retten. Durch eine List gelang ihm dies. Zur Täuschung der Feinde ließ er Nachts viele Feuer anzünden, als ob sie sein Lager bezeichneten; während des brach er so schleunig auf, daß er vielen Kriegsbedarf und eine Menge Heergeräthe zurücklassen mußte. Nur diese Beute fand am folgenden Tage eine abgesandte Heeresabtheilung Philipp's unter Anführung des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, der bis zum Böhmerwalde hin den Feind vergeblich suchte.

Was blieb nun aber dem Landgrafen für Aussicht, als Philipp, Weißensee umgehend, tief in das Land eindrang und Alles verwüstete? Nichts als des Königs Zorn durch Unterhandlung zu besänftigen. Ohne Vermittlung einiger ostländischen Fürsten wäre dies schwer geworden, denn in der That hätte Philipp mit seinen überlegenen Streitkräften den Landgrafen vernichten können. Jene brachten eine Zusammenkunft zu Ichterhausen zu Stande. Der siegreiche, stolze Hohenstaufe ließ den Gedemüthigten lange zu seinen Füßen knien und überschüttete ihn mit vielen Vorwürfen wegen seines Abfalles und seiner Untreue. Doch Konrad von Landsberg, Dietrich von Meißen und Andere mahnten den König, das Wort der zugesagten Gnade und den Versöhnungskuß nicht länger dem Landgrafen vorzuenthalten. Dieser stellte seinen Sohn und mehre Vasallen als Geißel und blieb im Besitz seiner Länder und Würden. König Otto hatte es sich selbst zuzuschreiben, daß ihm der wichtigste Bundesgenosse entzogen wurde. Bald sollten ihn noch härtere Schläge treffen. Sein eigner Bruder Heinrich trat bald danach zu Philipp über und Ausgangs 1204 söhnten sich sogar die heftigsten Gegner dieses und die Hauptbeförderer Otto's zum Throne, der Erzbischof Adolf von Köln und der Herzog von Brabant, der seit Jahren dem Welfen seine Tochter verlobt hatte, mit dem Hohenstaufen aus. Adolf erhielt unter Andern als Lohn seines Uebertrittes die Stadt Saalfeld in Thüringen, die sammt den übrigen genannten Reichsgütern Hermann wieder verlustig gegangen war. Philipp legte nun scheinbar die Krone nieder, um von den Fürsten eine neue Königswahl halten zu lassen. Natürlich fiel sie auf keinen Andern als ihn,

und zu Aachen, wo vordem Otto vom Erzbischofe Adolf von Köln geweiht worden, erhielt aus den Händen desselben Prälaten jener die Krone (am 6. Januar 1205). Nur die Stadt Köln, freilich die mächtigste und für mehre Kaiser schon unbezwinglich, bewahrte Otton die alte Treue, schloß den Erzbischof Adolf von ihren Mauern aus und erhob in Gemeinschaft mit dem Kapitel, des Papstes Auffoderung befolgend, Bruno, einen geborenen Grafen von Saym, auf den Erzstuhl. Aber nach dem unglücklichen Treffen bei Wassenberg, in welchem Philipp weniger seiner überlegenen Heeresmacht als dem Verrathe des Herzogs Heinrich von Limburg den Sieg verdankte, konnte Otto es nicht mehr verhindern, daß Köln unter milden Bedingungen sich mit dem Gegner aussöhnte. Er selbst mußte zu seinem Oheim Könige Johann von England seine Zuflucht nehmen. Wenn nicht der unbeugsame Innocenz III. ihn gehalten und sich trotz Philipp's Bitten und der Foderung fast aller deutschen Reichsfürsten für König Otto und gegen „Philipp von Schwaben," wie er diesen stets nur nannte, entschieden hätte; Johann's geringe Geldunterstützung, Waldemar's von Dänemark Beistand, die eigne Hausmacht und die geheime Begünstigung mehrer norddeutschen Fürsten wären dem Welfen, der durch des Papstes Vermittlung einen Waffenstillstand von Philipp erlangt, wider dieses unleugbare Uebermacht in Deutschland von wenig Nutzen gewesen. Was Otto's stolzem Sinn, der nur mit dem Leben die Krone fahren lassen, was Innocenzens festem Willen vielleicht bis zu ihrem Lebensende nicht geglückt wäre, nämlich Philipp die Krone zu entreißen, sollte unerwartet durch die Hand des Schicksals bewirkt werden.

Welchen Antheil Hermann an den letzten Kämpfen der Gegenkönige genommen, wie weit er der Mahnung des Papstes: „nicht länger, als es nöthig sei, dem Zwange der Umstände zu weichen," Gehör gegeben, was er während der Verhandlungen, die von Rom aus und in Deutschland selbst zur Beilegung des verderblichen Reichsschisma gepflogen wurden, unternommen habe, erfahren wir nicht. Mit seinem Streben nach möglicher Unabhängigkeit von jeder höher stehenden Macht standen die Ereignisse außerhalb seiner Landesgrenzen, die Bemühungen Otto's, Philipp's, Innocenzens um die letzte Entscheidung im Reiche nur soweit in Berührung als sie ihm Gelegenheit boten, seine Plane zu fördern. Als bei der Aussöhnung zu Ichterhausen Philipp, mehr durch die Sächsischen Fürsten seiner Partei gezwungen als nach freier Wahl, dem Landgrafen Gnade ertheilte und im Besitz alles Dessen ließ, was Hermann vordem sein nannte, waren die Grafen und Vasallen Thüringens, welche von ihrem Landesherrn abgefallen, nicht im Stande, ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Sie mußten des Landgrafen höhere Stellung, seine Leitung der Landesangelegenheiten und ihre eigne Unterordnung unter seinen Willen anerkennen und in die frühere Abhängigkeit von ihm sich fügen. Hermann nahm aber an den Abtrünnigen keine Rache, entweder weil dies als Bedingung von Philipp ihm auferlegt war, oder weil er richtig erkannte, daß ohne die Ergebenheit und den Anschluß der Landesgrafen ihm die erwünschte unabhängige Stellung und jedes Uebergewicht nach Außen unmöglich werde. Darum hielt er für besser, durch Milde und Gunstbezeigungen die abgeneigten Gemüther zu versöhnen, und sparte weder Worte

noch Geld, um die zahlreichen kleinen Dynasten sich zu verbinden.

Das wirksamste Mittel, sich im Lande zum unbeschränkten Fürsten und nach Außen mit Macht und Ansehen zu erheben, glaubte Hermann in einer glänzenden Hofhaltung zu finden. Zugleich entsprach dies seinem Hange nach äußerer Pracht und ritterlicher Hofsitte, wie er beides in Frankreich, damals wie heute die Schule feiner Lebensweise, kennen gelernt hatte. Seiner Liebe zu den Künsten, seiner höhern Geistesbildung genügten nicht die rohen Turniere und Festgelage. Wie er seine Residenz Eisenach und Schloß Wartburg durch neue Bauten verschönte, gedachte er seinen Gästen den Aufenthalt daselbst in jeder Weise angenehm zu machen. Reichthum, Ueberfluß, Zierlichkeit und eine Unterhaltung für Herz und Geist sollten von nah und fern Fürsten, Ritter und Dichter an seinen Hof ziehen. Wer kennte nicht die Lobsprüche Walther's von der Vogelweide, Wolfram's von Eschenbach und Andrer, welche den Landgrafen wegen seiner Freigebigkeit, seiner Pflege und Beschützung der edeln Dichtkunst preisen und die Schilderungen jenes Thüringer Hofes, „wo eine Schar der Gäste die andre drängt, so Tag als Nacht, mit denen der Landgraf seine Habe verthut und keine Kosten scheut, wie schwer auch immer bei der allgemeinen Zerrüttung und Verheerung Deutschlands der Aufwand zu bestreiten wäre."

Ueber Hermann's Verhältniß zu den damals lebenden Dichtern, über sein Verdienst um die hohe Kunst ist vielfach von Literaturhistorikern und Freunden der mitteldeutschen Poesie gesprochen worden, wie wenig Zuverlässiges und Bestimmtes auch aus Chroniken und den Dichtun-

gen jener ersten Blütenperiode des deutschen Gesanges sich als unumstößlich wahr herausgestellt hat. Am berühmtesten ist sein Name geworden durch den Wettstreit der Sänger auf der Wartburg, den ein späteres, keineswegs dem Wolfram von Eschenbach beizulegendes Gedicht unter dem Namen des Wartburgkrieges und noch jüngere Chroniken uns aufbewahrt haben. Wer aber vermag aus jener verworrenen, ins Mystische und oft Abgeschmackte sich verlierenden Dichtung und aus den danach oder nach traditioneller Volkssage aufgezeichneten Berichten eines Johann Rothe, Adam Ursinus u. d. g. Chronisten eine historische Wahrheit zu begründen? Neben andern bessern Zeugnissen bestätigen sie nur, daß an Hermann's Hofe viele Dichter und zwar die ausgezeichnetsten sich aufgehalten, und daß der Landgraf und die Landgräfin Sophie lebhaften Antheil an dem Aufschwunge, den die Poesie damals in Deutschland bekam, genommen haben. Unbezweifelt steht es fest, daß Hermann schon in frühern Jahren den Meister Heinrich von Veldeck in Schutz nahm, demselben seine Eneidt, die ihm neun Jahre lang entwandt war, wiederverschaffte und die Beendigung des Epos anempfahl. Auf seinen Anlaß ferner dichtete Wolfram den Wilhelm von Oranse und übersetzte Albrecht von Halberstadt die Verwandlungen des Ovid. Hermann's Verbindungen mit dem französischen Hofe und der pariser Universität setzten ihn wol in den Stand, seinen Dichtern manche ausländische poetische Quellen und Stoffe zur Bearbeitung oder zur Anlehnung für deutsche Dichtungen zu verschaffen, und sein guter Geschmack, seine Vorliebe für solche Schöpfungen that gewiß dem deutschen Epos und Minnegesange keinen geringen Vorschub, sowie seine frei-

gebige Milde den Unterhalt der Dichter selbst, ihre Anerkennung und ihr Ansehen auf das Rühmlichste förderte. Indeß misfiel es doch auch einem Walther und noch mehr einem Wolfram, daß der Landgraf oft die Schlechtern den Bessern vorzöge, daß er ohne Wahl seine Gunst verschenke, ja diese Unwürdigen leichter zuwende, während Verdienstvolle lange darum sich vergebens bemühten. Dieser Vorwurf mag das Verdienst Hermann's in Betreff seines Dichterprotektorats mit Recht herabsetzen; für seine politische Stellung auf dem Gebiete deutscher Geschichte, wie wir sie hier zu entwickeln versuchen, müssen wir sein Verfahren gegen die oft sehr begehrlichen und nicht selten neidischen Dichter, seine prunkende Hofhaltung ganz anders auffassen.

Nicht Zweck, wenigstens nicht der letzte war es Hermann, der Poesie in Deutschland einen höhern Aufschwung zu geben, sondern ein Mittel zu politischer Größe und Bedeutsamkeit sollte die Beschützung und Beförderung jener ihm werden, wie jede seiner Handlungen auf das gleiche Ziel hinweist. Wenn die Dichter und fahrenden Leute seinen Ruhm weit und breit verkündeten, wenn seine Hoffeste aus nah und fern große Scharen der Gäste aus allen Ständen herbeizogen, wenn sein Reichthum und seine Freigebigkeit bei ärmern Rittern und Sängern den Wunsch sein „Ingesinde" zu werden, erweckte, wenn seine Großmuth und Gastlichkeit den Grafen und Dynasten des Landes, auch denen, die vor kurzem noch Empörung und Verwüstung verbreitet, so wohl gefiel, daß sie gerne bei ihm in untergebner Stellung verweilten, wenn sein ritterlicher Sinn, in Thaten und Worten kundgegeben, verbunden mit Geistesschärfe, Schlauheit und Ueberredungs-

kunst, ihn zum ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit machten, so mußten wol bei dem Elende und der Schmach des Bürgerkrieges, der am Rhein, dem Sitze der Reichsmacht, fortwüthete, die Blicke Aller sich auf Thüringen und Hermann wenden, der es verstand, selbst nach einem Kampfe von ungünstigem Ausgange, Ruhe, Ordnung und Eintracht im Lande, weit strahlenden Glanz, heitere Lust und geistigen Aufschwung an seinem Hofe zu verbreiten. Gleich ihm wollten auch andre Fürsten nicht mehr ihre Kräfte für Philipp oder für Otto nutzlos vergeuden, sondern lieber daheim in behaglicher Ruhe und Unabhängigkeit leben, als entfernt im Kampf für ein sie bedrückendes Oberhaupt Mühen und Gefahren bestehen. Auch Denen, die an Kampf und Abenteuer Gefallen hatten, bot ein Krieg, der nur Raub und Mord im eignen, bejammernswerthen Vaterlande nährte, keinen Reiz. Denn längst schon war die wilde, rohe Tapferkeit durch die Pilgerfahrten und Kreuzzüge nach dem Orient, durch geistigere Regsamkeit, vor Allem durch den Aufschwung der Poesie bei den Deutschen, wie zuvor bei ihren westlichen Nachbarn, in eine edlere Gestalt umgewandelt und hatte das Ritterwesen Formen angenommen, die an sich Bedeutung erhielten und feinere Sitte, geistige Bildung, einen höhern Aufschwung der Phantasie in Anspruch nahmen. Auf den Burgen der Fürsten und Ritter erdröhnte nicht blos Waffenklang, es ertönte auch lieblicher Minnegesang von herumziehenden Dichtern oder von jenen Fürsten und Rittern selbst. „Die holdselige Kunst" dünkte Königen und Kaisern der Pflege und Ausübung würdig. Die Thaten der Vorfahren, die Abenteuer der Tafelrunde, die Wunder des Grals, Liebesfreuden und Liebesklagen erfüllten

Deutschlands Gauen von der Elbe bis zum Rhein, von der Meeresküste im Norden bis zu den Alpen im Süden. Hinter dem ritterlichen Adel blieb der reiche, betriebsame, erfahrene Bürgerstand nicht zurück; der Volksgesang verband alle Classen der Gesellschaft, die Legende verbreitete über die Poesie den heiligen Schimmer, ohne den sie vor der Kirche nicht hätte bestehen können. Nichts fehlte zum Aufschwung einer höhern Cultur, für die der germanische Geist ein so empfänglicher Boden war, als Friede und Ordnung im Reiche, die, so lange zwei Könige sich gegenüberstanden, nicht zurückkehren konnten.

Nach der Einnahme Kölns durch Philipp, der daselbst glänzend empfangen wurde, nach Otto's Entweichung jenseits des deutschen Meeres hätte man eine baldige Beendigung des Reichsschismas erwarten sollen. Doch dem war keineswegs so. Blieb auch Otto's Macht fast nur auf seine Erblande beschränkt, konnte sein Oheim, Johann von England, ihm nichts als unbedeutende Geldsummen zur Fortsetzung des Krieges bieten, so verlor er doch den Muth nicht, weil auch die Macht seines Gegners auf schwachen Füßen ruhte und diesem weder die Krone noch die Herrschaft verbürgt war. Erstere versagte Philipp noch immer hartnäckig der Papst Innocenz III. Wol hatte dieser den Bann aufgehoben, doch nur um ihn zu einem Waffenstillstande mit Otto zu vermögen. Wol begaben sich die päpstlichen Legaten nach Sachsen, unter dem Scheine, Otto zur Entsagung auf Krone und Königstitel zu bewegen. Unverrichteter Sache, aber mit Schätzen von Geistlichen und Laien, wie die Chronisten hinzufügen, zogen sie ab. Wofür anders hätten sie diese Summen in Norddeutschland empfangen, als um das Reichsschisma

zu unterhalten und den Papst in seinem consequenten Verfahren zu Gunsten Otto's zu bestärken? Sachsen und Thüringen waren keineswegs von Philipp gewonnen, sondern höchstens von ihm geschreckt, so lange er mit überlegener Heeresmacht innerhalb ihrer Grenzen gestanden. Wie wenig Herzog Bernhard, Landgraf Hermann und andre Fürsten für ihn thaten, geht schon daraus hervor, daß, während Otto 1206 Köln vor dem Gegner räumend mit geringer Mannschaft in seine Erblande zog, sein Truchses Gunzelin das langvertheidigte Goslar mit all seinen Schätzen wegnahm, ohne daß nur einer von jenen Fürsten dies zu verhindern gesucht. Wol kam Philipp im Herbste 1207 wieder nach Thüringen und Sachsen, hielt Hoftage zu Nordhausen und Quedlinburg, doch nur um mit Otto, der trotzig auf Herlingsburg bei Goslar saß, zu unterhandeln. Daß diese Unterhandlungen erfolglos blieben wie frühere, beweist abermals, welchen Anhalt Otto an den sächsischen Fürsten, die ihn erdrücken konnten, haben mußte, wenn diese auch nicht offen für ihn sich erklärten. Es gestattete ihnen der Waffenstillstand, der bis Mitte 1208 abgeschlossen, zu beiden Königen in einem friedlichen Verhältniß zu verharren. Wol aber mochte Philipp, der im November 1207 nach Augsburg ging, die zweideutige Stimmung mehrer norddeutschen Fürsten erkannt haben. Von Hermann und dessen Schwiegersohn Dietrich von Meißen kam ihm sichere Kunde, daß Beide ein Bündniß gegen ihn geschlossen, und im Jahre 1208, daß die Sächsischen, Thüringischen und Meißnischen Fürsten zu Halberstadt sich für Otto entschieden. Die Aufhebung des Bannes, der Waffenstillstand und Alles, was der Papst und seine Legaten in Deutsch-

land bewirkt, zeigten Philipp nur zu klar, daß er nichts gewonnen, ja daß er die Vortheile seiner Siege, die ihn 1206 bereits zum Herrn von ganz Deutschland gemacht, aus den Händen gegeben und seinem Gegner allein Vorschub gethan, der unterdeß abermals zu Kräften und zu wichtigen Verbündeten gekommen war. Zwar noch stand Philipp als der Mächtigere da und er durfte hoffen es zu bleiben, wenn er nach Beendigung des Waffenstillstandes „gegen die offnen Feinde und verstellten Freunde" im Osten mit Nachdruck sich wandte. Zu Erstern gehörte Ottokar von Böhmen, der wol 1204 vor ihm aus Thüringen entwichen und seitdem keinen neuen Einfall gewagt, nun aber gewiß im Einverständniß mit König Otto, Landgraf Hermann, Markgraf Dietrich, vielen Laienfürsten und fast der ganzen hohen Geistlichkeit Sachsens zu einem neuen Angriff sich rüstete. Ihm und den geheimen Verbündeten zuvorzukommen, sammelte Philipp im Bamberg seine Macht. Schon waren einige Heerhaufen an die Grenze Thüringens vorausgeschickt, wenige Tage fehlten noch, bis der Waffenstillstand abgelaufen war, als die Ermordung Philipp's durch Otto von Wittelsbach plötzlich die Lage der Dinge im Reiche so umgestaltete, daß der für vernichtet gehaltene Otto im alleinigen Besitze des Thrones und von allen Fürsten des Reiches, vom Papste und auch der Hohenstaufischen Partei als alleiniger König anerkannt wurde. Sein Verlöbniß mit Philipp's Tochter Beatrix schien dauernd die Ruhe und Einheit Deutschlands zu verbürgen. Schon 1109 konnte er mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge von Prälaten und Fürsten, unter letztern auch Landgraf Hermann, den Römerzug antreten, um sich die Kaiserkrone von Innocenz aufs Haupt

setzen zu lassen. Mit kluger Mäßigung und schonender Milde wäre Otto IV. ein Herrscher geworden, wie ihn Deutschland seit Lothar III. vermißt hatte, weil ihm kein Nebenbuhler die Krone im Reiche mehr streitig machte, alte Ansprüche seines Hauses, deren Versagung Deutschland fast ein Jahrhundert erschüttert hatten, in Erfüllung gegangen und weder Uebermacht noch Schwäche von ihm zu befürchten waren. Aber voreiliger Trotz gegen Innocenz brachte ihn um seinen bisherigen Wohlthäter und verwandelte dessen Gunst in den Fluch der Kirche; Uebermuth und gänzliches Verkennen der Verhältnisse verleiteten ihn den jungen König Friedrich von Neapel und Sicilien, der damals in Deutschland weder Besitzungen noch Anhang hatte, zu bedrängen und dessen unversöhnlichen Haß aufzureizen; Stolz und unkluges Verfahren wandte die deutschen Fürsten, weltliche wie geistliche, von ihm ab, sodaß viele der angesehensten, die ihn nach Italien begleitet hatten, einer nach dem andern meist heimlich ihn verließen und nach Deutschland zurückkehrten, wie die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Magdeburg, der König Ottokar von Böhmen, der Herzog von Baiern, der Landgraf Hermann und andere.

Kein Wunder also, daß Otto IV. nach wenig Jahren den Thron verlor, zu dem er so unerwartet nach Philipp's Ermordung gelangt war. Hermann, wenn nicht dem Namen nach, so doch in der That das Haupt der sächsischen Fürsten, hatte durch seinen Anschluß an Otto zu einer Zeit, wo dieser fast gänzlich verlassen und verloren schien, zu viel für den neuen Alleinherrscher gethan, als daß er nicht auf dessen Dankbarkeit und dauernde Gunst hätte rechnen sollen. In dieser Voraussetzung ver-

folgte der Landgraf aufs eifrigste sein Streben nach Machtvergrößerung und Unabhängigkeit. Zu diesem Zweck suchte er auch vortheilhafte Heirathsverbindungen seiner Kinder, deren Zahl in der zweiten Ehe durch vier Söhne und zwei Töchter, Ludwig, Hermann, Heinrich, Konrad, Irmengard und Agnes vermehrt worden, mit angesehenen Fürsten und Fürstinnen des Auslandes zu bewerkstelligen. König Philipp von Frankreich, mit dem er zu Paris, im Oriente und von Deutschland aus ein näheres Freundschaftsverhältniß unterhalten, als Schwiegersohn sich dauernd zu verbinden, wie derselbe im Jahre 1210 ihm Hoffnung gemacht, zerschlug sich freilich und die jenem bestimmte jüngere Tochter erster Ehe, Hedwig, heirathete bald danach den Grafen Albrecht aus dem Hause Weimar-Orlamünde *), in Folge dessen nach dem Aussterben dieses Zweiges um die Mitte des 14. Jahrhunderts Weimar an die Landgrafen von Thüringen fiel. — Besser glückte es Hermann eine angesehene Partie für seinen ältesten Sohn Ludwig (geboren 1200) frühzeitig und doch fest zu schließen. Auf die Tochter des Königs Andreas von Ungarn und Gertrudens von Meran war seine Wahl gefallen. Einige Chronisten wollen freilich mehr als eine Wahl, eine Vorausbestimmung jener Verbindung. Nach ihnen soll der berühmte Klingsor, welcher bei dem Sängerkrieg auf der Wartburg von Heinrich von Ofterdingen zur Entscheidung aus Ungarland herbeigeholt, dann aber durch Wolfram's von Eschenbach überlegene Dialektik und fromme Sinnesweise besiegt wurde, aus der Constel-

---

*) Dieser scheint mir von den vielen Fürsten, die als Hedwig's Gemahl genannt werden, der richtigste.

lation der Sterne Elisabeth's Geburt und künftige Vermählung mit Ludwig (dem Heiligen) dem Landgrafen vorausverkündet und dafür reichen Lohn von ihm empfangen haben *). Wie dem auch sei; daß Klingsor, der am Hofe des Königs von Ungarn in höchstem Ansehen stand, von Andreas einen Jahrgehalt von 3000 Gulden bezog, wie ein Bischof geehrt ward u. A. m., zu der Verbindung durch Rath und That mitgewirkt, ist nicht unwahrscheinlich; die förmliche Werbung um Elisabeth erfolgte 1211, als diese vier Jahr alt war.

Der Landgraf entbot dazu eine reiche und angesehene Gesandtschaft, an deren Spitze Graf Meinhard von Mühlberg, der Schenk Walther von Vargila und eine edle Dame, Bertha von Bendeleben, stand, gefolgt von vielen Rittern und Reisigen, die kostbare Geschenke mit sich führten. Wie gefeiert der Name ihres Gebieters war, bewies der glänzende Empfang auf der Hin- und Rückreise aller Orten, wo sie durchkamen, und vornehmlich in der ungarischen Hauptstadt Presburg. Die einsichtsvolle Königin Gertrud, die mit einem fast männlichen Geiste an allen Regierungsgeschäften ihres Gemahls Theil nahm, war

*) Auch Hermann mochte mit Astrologie, die damals schon bei vielen Fürsten in hohem Ansehen stand, sich befaßt und darum Klingsor in hohen Ehren gehalten haben. Auf einem Reichstage 1207 wurden die Anwesenden durch eine dreifach getheilte Sonne erschreckt, und Hermann, der zur Deutung des Zeichens aufgefodert ward, prophezeihte daraus den baldigen Tod eines der drei erwählten Könige (Philipp, Otto und Friedrich), was durch Philipp's Ermordung in Erfüllung ging. Daß man ihn auffoderte, läßt auf seine astronomischen Studien schließen.

nicht nur der Verbindung sehr geneigt, sondern gestattete auch, daß nach damaliger Sitte die kaum vierjährige Tochter nach Thüringen gebracht wurde, wo sie bis zur Vermählung eine angemessene Erziehung erhielt. Reich und glänzend war die Mitgift Elisabeth's, und die Eltern versprachen sie noch in Zukunft zu vermehren, um dem Landgrafen zu zeigen, wie hoch sie die Ehre schätzten, seinem Hause verwandt zu werden.

Bei der Rückkehr der Gesandten nach Eisenach empfingen Hermann und Sophia im reichsten Gefolge der Landesgroßen, Hofleute und Dienstmannen das königliche Kind und den Brautschatz mit großen Freuden. Der eilfjährige Ludwig gab seiner kleinen Braut den Verlobungskuß, danach ward für die würdigste Pflege und Ausbildung der körperlichen und geistigen Anlagen Elisabeth's Sorge getragen. Frühzeitig verrieth dieselbe große Schönheit, Tugend und Frömmigkeit, sowie alle die Eigenschaften, welche ihr nachmals hohen Ruhm, aber auch manches bittre Leid an einem der weltlichen Lust allzusehr hingegebenen Hofe bereiteten. In seltener Sinnesgleichheit wuchs auch ihr Verlobter auf und ward vor und nach ihrer Vermählung ihr treuster Freund und Beschützer wider alle Anfechtung, sowie ihre Tugend und Sittenreinheit ihn vor verführerischen Abwegen bewahrte. Auf die schwermüthige, verschlossene Gemüthsart des Mädchens schon in frühster Jugend soll die Ermordung ihrer Mutter Gertrud 1213 durch den Ban Benedict, der von der Mitregentin des schwachen Andreas Unheil für die Nation erkannte, eingewirkt haben. Doch brachte wol die Natur selbst einen so seltsamen Charakter wie Elisabeth's zur Reife.

Wie für den Ruhm seines Hauses, den Glanz des Hofes und seiner Umgebung, trug Hermann für das Wohl des Landes, besonders für die Städte Sorge. Wir fassen hier zusammen, was den Jahren nach zum Theil vor, zum Theil nach dem ebenerwähnten Zeitpunkt fällt. Der Vergrößerung und Verschönerung der Hauptstadt Eisenach gedachten wir schon früher. Um den Markt siedelten sich lauter reiche Bürger an, deren Einer oft 4 — 6 Häuser baute, die sie an Aermere gegen Erbzins wieder verkauften. Im Rathhaus ward dieser Zins niedergelegt, ein Theil desselben den Hauseigenthümern zugestellt, ein andrer zum Gemeinwohl der Stadt verwandt, auch an Klöster, Pfarren und Spitäler überlassen. Zur Erweiterung legte man Vorstädte an, auf dem Acker und Eigenthum der Altbürger, das diese gleichfalls gegen Erbzins Andern überließen. Der Werth dieser Grundstücke sammt Feld und Gärten richtete sich, je nachdem die Häuser Erbzinsen trugen. Um allen Volksklassen gerecht zu werden, ward den handeltreibenden Juden nahe dem Hauptmarkte eine Straße eingeräumt, wo sie die Häuser den Handwerkern abkauften, die wiederum ihnen gelegenere Gassen, nach Zünften gesondert, bezogen. Weil viele von diesen aber durch die Veränderung des Wohnsitzes von der Pfarre weit entfernt wurden, erbaute man in ihrem Stadttheile eine neue Kapelle zu St. Jakob. Zum Besten der Bürger wurden wöchentlich drei Märkte festgesetzt, Montag zu St. Georg, Mittwoch bei der Frauenkirche und Sonnabend am St. Nikolauskloster; desgleichen für die Umwohner auf dem Lande drei Jahrmärkte, am St. Georg-, St. Johannis- und St. Matthäustage ebenfalls bei den

drei Pfarren oder anfänglich vor den Thoren der Recht-stadt, bis der Anbau der Vorstädte dies verbot.

Wie Hermann es verstand, wo es der Vortheil erheischte, das Vorurtheil der Menge durch frommen Betrug aufzuheben, beweist die Art der Gründung vom St. Katharinenkloster. Der Ausdehnung der Stadt Eisenach nach einer Seite hin, die vornehmlich geeignet erschien, zwischen zwei Landstraßen nach Hessen und in die Buchen, stand die dort befindliche Richtstätte hindernd im Wege. Der unheilige Ort mußte erst in einen heiligen verwandelt werden, ehe der Aberglaube es gestattete, dort sich anzusiedeln; denn auf der großen Strecke von der alten Stadt und der Vehme lag nichts als ein Hospital der Aussätzigen, wodurch die Scheu vor einem Anbau in dieser Gegend noch vermehrt wurde. Nun aber wird erzählt: Hermann habe die heilige Katharina besonders verehrt und von ihrer Leiche ein kleines Bein, so groß wie ein Gerstenkorn besessen. Oft besprach er sich mit Leuten von verschiedenen Ständen, wo er wol das Beinchen am Besten bestatten möchte, Gott und der Heiligen zu Ehren, ob in einem Altar oder in einem Schrein, ob innerhalb der Stadt, ob außerhalb? denn eine Ruhestätte fodere die Reliquie, da sie zu öfterm Oel ausschwitze. Endlich erzählte er, daß ihm durch eine wunderbare Vision im Traume der seltsamste Platz angewiesen sei. Die heilige Katharina selber nämlich sei ihm erschienen und habe ihn auf die Vehmstätte geführt, wo der Rabenstein und die Räder und der Todtengebeine viel umherlagen und also zu ihm gesprochen: „Hier sollst du Propst werden und dein Leichnam soll dereinst hier ruhen.“ Das habe ihn aus

dem Schlaf geschreckt, doch er sich getröstet, daß er Landesfürst sei und somit nicht Propst werden könne. Doch die nächtliche Erscheinung habe sich wiederholt und ihn ernstlich an Erfüllung des Gebotes gemahnt. So müsse er denn gehorchen und auf der bisherigen Richtstätte seiner Schutzpatronin folgsam eine Kirche erbauen. Das vollführte er denn, bestellte seine Nichte, die verwitwete Herzogin Imagina von Brabant zur Aebtissin des Klosters und wurde selbst Vorsteher desselben; jene erkor zur Schutzpatronin die Jungfrau Maria, er St. Katharinen; erstrer wurde ein Altar im Chor, letztrer mitten in der Kirche errichtet. So war der verrufene Platz geheiligt und Keiner nahm Anstand, bei St. Katharinen sich anzusiedeln.

Nächst Eisenach und der dabei gelegenen herrlichen Wartburg wandte Hermann besonders Kreuzburg an der Grenze seiner Hauptländer Thüringen und Hessen große Sorge zu und erhob es erst recht eigentlich zur Stadt. Sein Vater hatte den Ort, wo das Peterskloster lag, vom Abte Burchard von Fulda angekauft und die Gebäude in ein Schloß verwandelt, während er den Mönchen das Stift St. Martin unterhalb Frankenrode an der Werrä nebst einigen seiner Güter zuwies. Hiemit war aber der Erzbischof Christian von Mainz nicht zufrieden gewesen, der so lange den Landgrafen anging, bis dieser sich entschloß ein Nonnenkloster, St. Jakob, zu Kreuzburg zu fundiren und alle Revenuen, welche das Peterskloster besessen, dazu zu schlagen. Um 1213 beschloß nun Hermann den wohlgelegenen Ort zu erweitern, befahl deshalb den Einwohnern von vier benachbarten Ortschaften am Fuße des

Kreuzberges Häuser zu errichten, ertheilte den Ansiedlern Stadtrecht und Wappen, welches letztere aus drei Thürmen bestand, und bald ward Kreuzburg eine blühende Stadt, die als Verbindungsplatz von Thüringen und Hessen beide Länder in eines verschmolz.

Kirchen, Klöstern und andern geistlichen Stiftungen sich wohlthätig und freigebig zu erweisen, gehörte so sehr zur Politik aller Fürsten damaliger und noch viel späterer Zeiten, daß der kluge Landgraf, dem daran gelegen war, alle Stände zu gewinnen, darin natürlich nicht eine Ausnahme machte. Es könnte aber wenig unterhalten, alle Schenkungen und Fundationen Hermann's aufzuzählen. Wir bemerken nur, daß er nächst seiner Stiftung zu St. Katharinen besonders dem Frauenkloster St. Nikolaus zu Eisenach, welches sein Großvater und dessen Tochter Adelheide gegründet und worüber die Landgrafen nicht nur die allgemeine Schutzherrschaft als Landesgebieter, sondern noch die besondre Advokatie als Stifter hatten, seine Gunst und Freigebigkeit zuwendete, dagegen minder als seine Vorgänger das Kloster Reinhardsbrunn auszeichnete, was dieses noch bei seinem Tode empfindlich erfahren sollte.

Ueber die innern Landesangelegenheiten verlor indeß Hermann die Reichsverhältnisse nie aus den Augen, weil beide sein Streben nach Unabhängigkeit und Machtvergrößerung förderten. Otton war er auf dem Römerzuge gefolgt und bei dessen Kaiserkrönung zugegen gewesen, doch aus Unzufriedenheit über des Kaisers ferneres Verfahren und um im eignen Lande sein Ziel zu verfolgen, bald hieher zurückgekehrt. Mit den benachbarten Fürsten hatte er stets in Eintracht und Einverständniß zu bleiben getrach-

tet und nur gegen sie die Waffen ergriffen, wenn sie selbst oder böswillige Vasallen Händel veranlaßten. Den Anschluß der sächsischen und ostländischen Fürsten zu einem Bunde, dessen Haupt er unbemerkt zu werden bemüht war, hatte er freilich während der Parteikämpfe zweier Kaiser, wobei jeder Landesfürst nur seinen Vortheil verfolgte, selten zu Stande gebracht. Seit Otto IV. unerwartet die Alleinherrschaft erhalten, standen die Norddeutschen fester zu einander und durften vom Kaiser umsoweniger Beschränkungen und gewaltsame Eingriffe befürchten, da er selber ihnen durch Nationalität verwandt und durch ihre Entscheidung zu seinen Gunsten, als noch der übermächtige Philipp ihn zu vernichten drohte, verpflichtet war. Bisher hatte auch Hermann ihre Politik getheilt, und selbst als er später eine andre befolgte, ward sein Verhältniß zu den Nachbarn wenig gestört.

An die Stelle der Kirchenfürsten, die vormals Hermann's Gegner gewesen, waren nunmehr befreundete getreten. In Mainz hatte schon zu Philipp's Lebzeiten auf des Papstes beharrliche Foderung Lupold vor Siegfried weichen müssen, in Rom selbst durch seine schlauen und ränkevollen Bemühungen keine Verzeihung erlangt, bis später durch Friedrich's II. Verwendung ihm wenigstens das Bisthum Worms wieder zuerkannt wurde. In Magdeburg war auf Ludolf, den eifrigen Anhänger der Hohenstaufen, 1206 Adalbert gefolgt, der als ein geborner Graf von Kefernberg zu einem Hermann ergebenen thüringischen Hause gehörte. Daß auch er anfangs von Philipp gewonnen und erst durch Innocenz, der seine Wahl verworfen hatte, 1207 auf Otto's Seite zu treten gezwungen

wurde, war für Hermann, der damals mit dem Hohenstaufen ausgesöhnt, wider den Welfen nicht feindselig dastand, kein Nachtheil. Seit der halberstädter Verbindung, die vornehmlich Adalbert's Werk war, blieben der Erzbischof und der Landgraf Freunde bei allen neuen politischen Parteiungen im Reich. Wie jener war auch Bischof Friedrich von Halberstadt ein Thüringer, aus dem freilich feindlichen Hause der Grafen von Kirchberg, doch nur ein Organ der Kirche und Dem anhangend, der des Papstes Freundschaft besaß. — Der Zuneigung und Gunst Innocenzens hatte Hermann, selbst wenn er mit den Feinden der Kirche Gemeinschaft machte, nie entbehrt, und fortan war der Kaiser des Papstes auch stets der des Landgrafen. Seit dem Ende des Jahres 1210 hatte Otto nicht mehr des Schutzes und der Liebe des Papstes sich zu erfreuen, weil er trotzig und vorschnell den frühern Gönner durch Besetzung der Mathildischen Güter, welche die Päpste längst als die ihrigen betrachteten, durch Verleihung von Städten und Ländereien im Kirchenstaate an kaiserliche Vasallen, durch Umstoßung mancher Einrichtungen, die Innocenz getroffen, durch den Einfall in Apulien, das der Papst als Friedrich's Vormund zu schirmen suchte, und endlich durch den Widerruf aller frühern, freilich höchst nachtheiligen Versprechungen, die er nun der kaiserlichen Majestät zuwiderlaufend erklärte, zu seinem erbittertsten Gegner gemacht hatte. Das wirkte bald auch auf die Stimmung in Deutschland, die längst Otton nicht mehr günstig war, weil er durch Stolz und Rücksichtslosigkeit seit seiner Erhöhung zum alleinigen Reichsoberhaupte die weltlichen und geistlichen Fürsten beleidigt hatte. Wir

erwähnten bereits, wie die angesehensten derselben heimlich oder unter nichtigen Vorwänden aus Italien zurückgekehrt waren, um nicht an den gewaltsamen, ungerechten Handlungen des Kaisers, die besonders den Papst aufreizen mußten, Antheil zu nehmen. Als der Bann, der im November 1210 über Otto verhängt worden, zu offner Feindschaft gegen den Kaiser auffoderte, als die Erzbischöfe von Mainz und Magdeburg von Innocenz zu Verkündigern desselben ernannt waren, trat Hermann zuerst unter den weltlichen Fürsten des Reichs als offner Gegner Otto's auf, fand jedoch zunächst nur an seinem Schwiegersohne Dietrich von Meißen und seinem Neffen Ottokar von Böhmen Verbündete, indem auf der Reichsversammlung zu Bamberg, welche Siegfried berufen hatte, die deutschen Fürsten, wenn auch nicht Eifer für den Kaiser, doch noch kein feindliches Verfahren gegen denselben äußern wollten. Nur die genannten neben den Erzbischöfen von Mainz und Magdeburg beschlossen zu Nürnberg Otto's Absetzung und Friedrich's II. Erhebung und sandten an Letztern die Auffoderung, baldigst nach Deutschland zu kommen.

Die bitterste Erfahrung für Hermann war aber, daß er nach aller erzeigten Milde und Huld, nach Verschwendung seiner Reichthümer für Hoffeste, Gastgeschenke, Belohnungen, auch wol mitunter Bestechungen, wiederum keine Treue und Ergebenheit bei den früher ihm feindlichen Grafen und Baronen seines Landes finden sollte. Als die Gesinnung der Reichsfürsten sich Hermann's Planen fremd gezeigt, rief Günther von Schwarzburg seine frühern Kampfgenossen wider den Landgrafen zu den Waffen, gewann viele auch durch Geld, das ihm von

des Kaisers Anhängern zugesteckt wurde. Dieser Mammon ließ Alle die Freigebigkeit und Güte ihres Landesherrn vergessen und so wurden die, welche noch unlängst sich gegen Hermann dienstfertig und ergeben, in seinem Hause wie Mitgenossen und Theilnehmer in Freud und Leid gezeigt hatten, seine offnen Gegner. Einer der ersten Abtrünnigen war jener Friedrich von Beichlingen, der von Hermann nicht nur großmüthig aus der Haft in Weißensee entlassen war, sondern vor zwei Jahren für eine Summe von 300 Mark sich verbindlich gemacht hatte, wider jeden Feind des Landgrafen Hilfe und gehorsame Folgeleistung zu gewähren, welchen Vertrag er auch unlängst durch neuen Eidschwur und sehr bestimmte Zusagen bekräftigt hatte. War ein solcher Abfall schon ehrlos, so brandmarkten Alle sich vollends durch die Art und Weise, wie sie im ganzen Lande sengten, raubten und schnöde hausten. Hermann, noch wenig gerüstet, sann, wie er den Verräthern begegnen und sich gegen sie sichern könne. Bald nahm er seine Stellung im freien Felde, bald hinter festen Mauern. Die Wartburg blieb sein Hauptasyl und ein wohl geschützter Mittelpunkt seiner Unternehmungen.

Otto's Anhänger blieben, da sie die gefährliche Wirkung des päpstlichen Bannstrahles mit Grund fürchteten, gleichfalls nicht säumig. Heinrich durchzog den größten Theil des Mainzer Erzstiftes, um an Siegfried sich zu rächen. Der kaiserliche Truchses Gunzelin, ein sehr erfahrner und seinem Herrn treu ergebner Mann, war in Sachsen und Thüringen auf Vertheidigungsmaßregeln bedacht. So wurden die Befestigungen in den Reichsstädten Nordhausen und Mühlhausen von ihm wiederherge-

stellt, Söldner geworben, alte und neue Anhänger des Kaisers zu den Waffen gerufen und in Thüringen alle Lehnsleute Hermann's zum Abfall von ihrem Landesherrn aufgefodert. Ganz unerwartet erschien zu Anfang des Jahres 1212 Otto selber in Deutschland, versammelte nicht nur seine zuverlässigen Freunde um sich, sondern gewann auch schon wankende Fürsten, wie Ludwig von Baiern, Albrecht II. von Brandenburg und sogar Dietrich von Meißen. Auf den Hoftagen zu Frankfurt (am 20. März) und zu Nürnberg (20. Mai) umgaben ihn zahlreiche Fürsten, erklärten Ottokar von Böhmen für entsetzt und gelobten eine Heerfahrt gegen Thüringen.

Was den Kaiser gegen den Landgrafen am heftigsten erbitterte, war, daß dieser zuerst die deutschen Fürsten an den Schwur erinnerte, den sie einst dem dreijährigen Sohne Heinrich's IV., Friedrich von Apulien, geleistet hätten. An diesen hatte man bis dahin in Deutschland kaum gedacht und auch wol von dem jugendlichen Alter des letzten hohenstaufischen Sprößlings nicht die Hoffnung eines gebesserten Reichsstandes, eher die Furcht eines neu erwachenden Parteienkampfes in Deutschland gehegt; weßhalb denn auch die Fürsten bei Hermann's Vorstellungen mehr Besorgniß als Geneigtheit blicken ließen. Ob der Landgraf aus eignem Antrieb, oder von Innocenz und den päpstlichen Bevollmächtigten bestimmt an Friedrich erinnert habe, bleibt dahingestellt. Seinem Plane, seinem Streben mußte ein schwacher, unerfahrener und, wie vorauszusehen war, durch ein fernes Reich von Deutschland vielfach abgezogener König sehr willkommen sein. Otto aber wußte, daß durch Innocenzens Beistand auch der schwächste Ge-

genkönig ihm bald gefährlich werden könne und ein Hohenstaufe vollends, bei dessen Namen schon eine mächtige Partei in Deutschland sich regen mußte. Deßhalb eilte er hieher, um durch schleunige Verbindung mit Beatrix diese Partei an sich zu fesseln oder mindestens zu theilen. War dies gelungen und der Landgraf von Thüringen, bei dem auch Siegfried von Mainz, der Bevollmächtigte des Papstes, Schutz gefunden, als Pfalzgraf Heinrich ihn aus dem Erzstift verjagt hatte, gedemüthigt oder vertrieben, so hatte er „den apulischen Knaben", wie Friedrich spottweise genannt wurde, nicht zu fürchten. Anders aber kam Alles, als er gehofft hatte.

Von seiner überlegenen Kriegsmacht ward zwar der Erzbischof Adalbert von Magdeburg hart bedrängt und dessen Gebiet entsetzlich verheert, sodaß sich der Ausspruch des Volkes bewahrheitete: „Ein Kaiser Otto und ein Erzbischof Adalbert gründeten das Erzstift, ein Kaiser Otto und ein Erzbischof Adalbert zerstörten es." Auch widerstanden mehre thüringische Burgen, wie Rotenburg und Salza, nicht seinen Belagerungsmaschinen. Der bisher noch in Deutschland nicht gekannte, sogenannte Dreibock setzte alle Burgen in Schrecken. Aber schon vor Weißensee, das wiederum den Mittelpunkt des Krieges abgab, sollte das Glück dem Kaiser den Rücken wenden. Wie einst gegen Philipp, leistete jetzt gegen Otto, dem wie jenem der Markgraf Dietrich als Kampfgenosse gefolgt war, die kleine Besatzung gegen ein Belagerungsheer von 2500 Mann den heldenmüthigsten Widerstand. Otto, dem die Misstimmung im Reiche nicht verborgen blieb und der namentlich an der Treue der Baiern und Schwaben zu

zweifeln Grund hatte, hoffte durch seine Vermählung mit Beatrix eine bessere Stimmung unter den Fürsten und Völkern für sich zu erwecken. Darum bewilligte er den Belagerten gern einen Waffenstillstand, während dessen er nach Nordhausen ging, wohin er Beatrix, die seit ihrer Verlobung (1208) in Braunschweig erzogen worden, hatte führen lassen, und die Hochzeit so glänzend, als es die Umstände gestatteten, (am 7. August 1212) feierte. Doch was er sich zum Heile ersehen, schlug zum größten Unheil für ihn aus. Vier Tage nach dem Beilager starb plötzlich die Neuvermählte in ihrem 16. Lebensjahre, ohne daß die Ursache ihres Todes sich erklären ließ.

Die nachtheilige Wirkung dieses Ereignisses zeigte sich zuerst in dem kaiserlichen Heere vor Weißensee. Die Besatzung hatte freiwillig die Außenwerke der Vestung aufgegeben, weil ihre Mannschaft zu gering war, um sie gegen, die zahlreichen Belagrer lange halten zu können. Dagegen hatten sie sich in dem Waffenstillstande ausbedungen die innern Befestigungen zu verstärken und wegen deren Uebergabe erst den Willen des Landgrafen einzuholen. Der Vorfall in Nordhausen mußte beiden kriegführenden Parteien eine andre Stellung geben. Da die Besatzung selber ihrem Herrn die Zusicherung gab, daß sie innerhalb der Hauptveste, die von geringem Umfang, aber unbezwinglich war, sich noch lange halten könne, ließ Hermann sie zu tapferm Ausharren ermuthigen und versprach bald zum Entsatz mit seinen zusammengezogenen Scharen herbeizukommen. Es war dies gewiß kein leeres Versprechen, da er die Wichtigkeit Weißensees kannte und für dessen Behauptung das Aeußerste hätte wagen müssen.

Auch durfte er wol auf Ottokar's Hilfe abermals zählen. Aber mehr als Alles hob seine Hoffnung der Tod Beatricens, der ein Wendepunkt für diesen Krieg wie für Otto's Geschick wurde. Als Letztrer voll Schmerz und Unmuth in das Lager vor Weißensee zurückkehrte, fand er zwar seinen tapfern Truchses und die abgefallenen thüringischen Barone in der größten Thätigkeit, neue Belagerungsmaschinen zu erbauen, wozu das Material auf zahllosen Wagen herbeigeschafft worden, aber seine eignen Scharen waren muthlos und klagten über ausgebliebenen Sold und Mangel an Lebensmitteln. Vollends die Schwaben und Baiern brachen in lautes Murren aus, jene weil sie in Beatrix den letzten Anhalt für den Kaiser verloren, diese weil sie gleich ihrem Herzoge mehr hohenstaufisch als welfisch gesinnt waren. Als beide Völker heimlich bei Nacht abzogen, mußte Otto die Belagerung aufgeben und hinter den Mauern Erfurts Schutz suchen, da nun der Landgraf in offnem Felde ihm leicht gefährlich werden konnte. So ward von Thüringen, dessen Gebieter der Untergang zugedacht war, der Krieg glücklich abgewandt.

Von einer ganz entgegengesetzten Seite drohte Otto der verderblichste Schlag. Friedrich II. hatte der Einladung nach Deutschland, die ihm von zwei schwäbischen Vasallen, Heinrich von Nifen und Anselm von Justingen, überbracht war, trotz aller Widerrede der apulischen Großen und seiner Gemahlin Gehör gegeben und ohne Heer, ohne Verbündete und bedeutende Hilfsmittel unter Gefahren und Mühseligkeiten durch ganz Italien, dann über die rauhen Alpen seine Reise genommen. Nicht anders als abenteuerlich und nur einem siebzehnjährigen Jüngling,

der freilich schon Vater war, verzeihlich ist Friedrich's Zug nach Deutschland zu nennen. Daß er dennoch sein Ziel, die Kaiserkrone, erreichte, war die Folge von tausend Glücksumständen, die für ihn ganz außerhalb aller Berechnung lagen. — Als Otto in Erfurt von seiner Annäherung Kunde erhielt, eilte er mit dem kleinen Ueberreste seines Heeres nach Schwaben, das er ungehindert durchzog. Hinreichend wären noch seine wenigen Hundert Mann gewesen, um dem kühnen Abenteurer den Eintritt in Deutschland zu versperren; aber auch das gehörte zu Friedrich's Glücksfällen, daß er drei Stunden vor Otto in Konstanz eintraf, an dessen festen Mauern und ergebenen Bürgern einen Schutzwall erhielt, vor welchem der Kaiser sich zurückziehen mußte. Ebenso mislang diesem Breisach zu gewinnen, wodurch er des Gegners Vordringen am Rhein verhindert haben würde. Da der Abfall der Fürsten und Völker ihn bald zum Aufbruch nach Norddeutschland zwang, ward Friedrich ohne Schwertschlag Herr des Rheinstromes bis Mainz und Frankfurt hin. Täglich mehrte sich die Zahl seiner Anhänger, die er durch seine Liebenswürdigkeit und noch mehr durch seine Freigebigkeit an sich fesselte. Bald erfüllte der Ruf beider das ganze Reich und Jeder eilte zu ihm, um an den Schätzen, die der neue Herrscher reichlich verschwendete, seinen Theil zu erhalten. So blieb denn auch Landgraf Hermann nicht aus, im Gefühl, daß Friedrich ihm zum größten Dank verpflichtet sei. Und dieser täuschte seine Erwartung nicht. An der Spitze von 500 Rittern zog der junge König aus Frankfurt seinem Oheim entgegen, nannte ihn seinen Wohlthäter und väterlichen Freund und führte ihn im

Triumphe nach der Stadt zurück. Im Januar 1213 hielt er daselbst einen glänzenden Hoftag, zu dem noch viele andre Fürsten, darunter Ottokar von Böhmen, herbeikamen, Friedrich den Lehnseid schwuren und sogar die Zusicherung gaben, daß sie selbst, wenn er stürbe, nicht zu Otto zurückkehren, sondern seinem damals einjährigen Sohne Heinrich die Krone zuwenden würden. Ohne Maßen war dafür seine Freigebigkeit. Ansehnliche Summen, die er von seinem Verbündeten Philipp August von Frankreich empfangen *), gebot er nebst andern, die er aus eignem Schatze nahm, seinem Kanzler, dem Bischof von Speier, unter die Großen des Reichs zu vertheilen. Dem Böhmenkönige ward fast gänzliche Unabhängigkeit vom deutschen Reiche zugesichert, und so Ottokar als Gnade zugestanden, was von dessen Vorgängern lange erstrebt, aber bisher noch von allen Kaisern als entehrend für das Reich zurückgewiesen war. Friedrich's ganzes Auftreten erscheint durchweg mehr wie ein Spielen mit der höchsten weltlichen Gewalt, denn als ein kräftiges, heilsames Zusammenhalten der schon so tief herabgesunkenen Königsmacht. Den deutschen Fürsten war freilich mit einem solchen Herrscher gedient, unter dem sie zu fast unabhängigen Landesfürsten sich erheben konnten. Als Frie-

*) Bekanntlich war Philipp August ein erbitterter Gegner Johann's von England. Dieses Schwestersohn Otto IV. war ihm darum gleichfalls verhaßt und er unterstützte einen jeden Gegner des Kaisers, wie früher Philipp, so jetzt Friedrich II. Das mußte denn wol Otto's gerechten Zorn wecken, der leider in der Schlacht bei Bouvines ihm das größte Unglück bereitete.

drich ernstliche Dienste von ihnen foderte, waren sie minder willfährig, thätig und hilfreich, als die Gaben des verschwenderischen Königs in Empfang zu nehmen. Und Friedrich standen nicht unerschöpfliche Reichthümer zu Gebote. Da mußte er denn neue Rechte, Gnaden und Würden verleihen und entblödete sich nicht, selbst Provinzen des Reiches an fremde Fürsten, wie an König Philipp August von Frankreich und König Waldemar von Dänemark abzutreten.

Wider einen solchen im äußern Prunk der Krone sich weidenden Gegner hätte wol Otto noch einmal das Uebergewicht erlangen können, wenn er nicht durch Stolz, Härte und endlich durch ein völlig düstres und zurückschreckendes Wesen alle Anhänger von sich abgewendet, wenn er nicht in unbedachte Unternehmungen sich eingelassen, oder wenn nicht, was die Folge von beidem war, das Glück ihm auf immer den Rücken gekehrt hätte. Dies zeigte sich vornehmlich in dem Kriege, den er wider den König von Frankreich begann und der so verderbliche Folgen für ihn hatte. Den harten Tadel, der von Vielen wegen dieses Unternehmens über Otto ausgesprochen worden, haben mit Recht Andre zurückgewiesen, aber leugnen läßt sich's nicht, die Niederlage bei Bouvines (am 27. Juli 1214) entzog dem Kaiser den letzten Schimmer seiner Macht und seitdem war er bis zu seinem Tode 1218 ein Schatten, den weder Friedrich noch die zu diesem abgefallenen Fürsten zu fürchten hatten.

Verfolgen wir nun noch den Ausgang von Hermann's Lebenstagen. Als Otto von Weißensee abgezogen, hielten noch die thüringischen Barone und der Truchses Gun-

zelin die Veste eingeschlossen. Schon hatten sie den am See gelegenen Theil der Stadt eingenommen, als Hermann's Heer unter Anführung eines Grafen Schwarzburg, der diesmal dem Landgrafen die Treue bewahrt hatte, und des seinem Herrn ganz ergebenen Schenken Walther von Vargila sie überfiel, Friedrich von Beichlingen und Heinrich von Stolberg gefangen nahm und die Uebrigen zersprengte. Hiemit war die Macht der Empörer gebrochen, Alle mußten die Gnade des Landgrafen nachsuchen und die beiden Gefangenen überdies noch von dem Grafen von Schwarzburg und Vargila sich theuer lösen.

Nur ein Großer des Landes wagte es seitdem noch Hermann trotzig entgegenzutreten, doch erscheint dieser Widerstand in keinem Zusammenhange mit dem Reichskriege. Graf Hermann von Orlamünde, ein Bruder Albrecht's, den wir mit ziemlicher Gewißheit für einen Schwiegersohn des Landgrafen halten dürfen, zog sich den Zorn des Letztern zu, weil er des auf einer Pilgerfahrt abwesenden Bruders Besitzungen sich anmaßte und von der Theilung nach seines Vaters Siegfried Testamentsbestimmung, wonach Hermann Orlamünde, Albrecht Weimar erhalten, nichts wissen wollte. Als der Landgraf ihn an die Herausgabe des brüderlichen Erbtheils und an den Lehnseid, den er ihm zu leisten habe, erinnern ließ, behauptete jener keck, der Landgraf sei weder sein Lehns- noch Oberherr, ja das orlamündische Haus sei viel älter und edler als das landgräfliche, dessen Ahnherr nur Vizdom des Erzbischofs von Mainz gewesen wäre. Als ältestem Sprosse seines Stammes gebühre ihm die Anordnung und Verwaltung der Hinterlassenschaft des Vaters

und von seinem Bruder Albrecht sei keine sichre Kunde, ob er noch am Leben; jedenfalls habe keiner als etwa der Kaiser den Abwesenden zu vertreten und ihn selber zur Rechenschaft zu ziehen. Des Landgrafen eigne Ehre und sein Interesse für den Schwiegersohn erheischten solchen Trotz zu strafen. Doch war des Grafen Macht nicht klein, da dem orlamündischen Hause unter Siegfried die bedeutende Marianische Erbschaft zugefallen war und außerdem ansehnliche Besitzungen im Voigtlande und Franken angehörten. Ueberdies bot abermals ein Burggraf von Kirchberg dem Widerspenstigen gegen den Landgrafen seinen Beistand; ja, vielleicht stand Friedrich II. selbst als Beschützer jenes im Hintergrunde. Die neue Fehde (1214) in dem schon so schwer heimgesuchten Thüringen hatte, wie immer, Raub, Plünderung, Verheerung in ihrem Gefolge. Der Landgraf besetzte Weimar mit seinen Schaaren und ließ die Stadt durch Wälle befestigen. Die verwegenen Rebellen büßten bald für ihre Kühnheit. Beide wurden beim Plündern gefangen genommen und zu enger Haft nach Eisenach abgeführt; mit schwerem Gelde sollten sie sich lösen. Doch entkam durch Nachlässigkeit oder wahrscheinlicher durch Verrath der Wächter Hermann von Orlamünde, worüber der Landgraf in so heftigen Zorn gerieth, daß er nicht nur die schuldigen Hüter, sondern auch deren Weiber zum Tode verurtheilte. Endlich entschied König Friedrich die Sache, söhnte den Landgrafen mit Hermann aus und behielt an Letzterm einen zu allen Zeiten ihm ganz ergebenen und dienstfertigen Anhänger.

In dem neuen Reichsschisma zwischen Friedrich und Otto verfolgte natürlich der Landgraf mehr sein eig-

nes Ziel, als daß er für die Sache des Königs, dem er sich angeschlossen, mit Eifer gehandelt hätte. So erkaltete bald die in Frankfurt geschlossene Freundschaft zwischen Neffen und Oheim. Etwas mußte Letztrer freilich für die erhaltenen Geldsummen, Begünstigungen und Ehrenbezeigungen zum Entgelt thun, und so unternahm er denn 1214 in Gemeinschaft mit Ottokar von Böhmen einen Streifzug in die Erblande Kaiser Otto's. Allein außer Plündern und Brennen wird kein weitrer Erfolg jener Heerfahrt angemerkt. Wenn für Otto noch immer die sächsischen, ja mit Ausnahme des Erzbischofs von Magdeburg, des Bischofs von Münster und des Grafen von Geldern alle Fürsten von Norddeutschland waren, so hatte dies doch keine Feindschaft zwischen ihnen und dem der hohenstaufischen Partei anhängenden Landgrafen hervorgerufen, wie denn überhaupt in Deutschland der Kampf zwischen Welfen und Waiblingern ohne Leidenschaftlichkeit, ohne durchgreifende Consequenz von Seiten der Anhänger beider Häuser fortgesetzt wurde, weil ein jeder der größern Landesfürsten mehr auf die Erhaltung und Vergrößerung seiner Macht und Unabhängigkeit vom Reiche bedacht war, als daß er einem allgemeinen Reichsinteresse sich zuwandte. Von Friedrich's II. Regierung haben wir, trotz seiner vielgerühmten Gesetzgebung, mancher heilsamen Anordnung und anerkennenswerthen Verdienste, doch den gänzlichen Verfall der königlichen Macht und das Aufkommen der Landesherrlichkeit der deutschen Fürsten als Hauptcharakterzug anzugeben, woraus denn nothwendig die Schwäche und Zerrüttung während des sogenannten Interregnums hervorgehen mußten.

Nicht völlig zu erweisen, aber auch nicht völlig zurückzuweisen ist die Vermuthung, daß Hermann im Anfang 1215 noch einmal den Anträgen und Versprechungen Otto's geneigtes Ohr gegeben und einen neuen Parteiwechsel vorbereitet habe, wovon nur ein plötzlicher Tod ihn abhielt. Längere Zeit schon litt er an einem chronischen Uebel. Als er im April des genannten Jahres den Adel des Landes zu einem Landtage auf Schloß Grimmenstein oberhalb Gotha berufen hatte, erfaßte ihn dieses Uebel mit einem tödtlichen Schlage (am Tage nach St. Marcus, d. i. dem 26. April), was bei seinen Freunden große Betrübniß, bei seinen Feinden manchen bösen Leumund erregte. Seiner frühern Bestimmung gemäß, ließ ihn die Landgräfin Sophia in der Katharinenkirche zu Eisenach feierlichst bestatten, wie heftigen Widerspruch auch der Abt des Klosters Reinhardsbrunn, wo alle Vorfahren Hermann's ruhten, erhob. Wenn Erzbischof Siegfried von Mainz noch mehre Jahre danach behauptete, Hermann sei im Banne gestorben, so ist dies wol nur jenem Leumund und dem alten Haß des Erzstiftes gegen die Landgrafen beizumessen. Fügen wir zum Schlusse über Hermann's Tod noch die Worte desselben Chronisten hinzu, dessen charakteristische Zeichnung von dem Fürsten wir dieser biographischen Skizze vorausschickten: „Von seinem Tode ist mancherlei Wahn und Sage, daß es besser ist, davon zu schweigen, wie er sein Ende nahm, als daß man davon freventlich schreibe. Seine Verleumbung (Ruhm) und sein Preis flog zu allen Fürsten in Deutschland über seine Tugenden, seine Frömmigkeit und Kampfeslust. Nun

ist Alles lobzupreisen: Wie edel und wie hoch ein Baum sein mag, fällt er nieder, so muß er liegen, auf welcher Seite es immer sei. Was offenbar ist, davon sprechen viel Leute, was verborgen und heimlich, das weiß Gott am Besten allein!"

Die brabantische Revolution 1789 – 1790.

Eine Skizze

von

W. A. Arendt.

I.

Der Aufstand der östreichischen Niederlande im Jahre 1789, der Abfall dieser Provinzen von der Herrschaft des Erzhauses, ihr selbständiges Bestehen während eines Jahres, ihr Rückfall unter diese Herrschaft, jene Reihe von Ereignissen, die man gewöhnlich mit dem Namen der brabantischen Revolution bezeichnet, ist in der letzten Zeit durch mehre wichtige Publicationen bisher unbekannt gebliebener Documente in einer Weise aufgehellt worden, daß wenige der großen Begebenheiten des 18. Jahrhunderts in Bezug auf die Kunde, die wir davon haben, dieser an die Seite gestellt werden können. Nachdem theils während der Bewegung, theils kurz nach ihrem Ende eine Menge der wichtigsten Actenstücke, die sich auf die Ursachen und den Verlauf derselben, auf Administration und politisches Regiment der Provinzen seit dem Regierungsantritt Joseph's II. beziehen *), erschienen waren, sind in

*) Recueil des représentations, protestations et réclamations des tous les ordres de citoyens, dans les Pays-bas catholiques, au sujet des infractions faites à la constitution, les privilèges, coutumes et usages de la nation et des provinces respectives (par l'abbé de Feller). 17 voll. 8. 1787—1790.

neuester Zeit zwei Sammlungen von Documenten veröffentlicht*), welche die genaueste Einsicht in die parlamen-

---

Mémoires pour servir à la justification du général comte d'Alton. 2ième édition. 2 voll. 8. 1790.

Essai sur l'administration de S. Excellence le comte de Murray, gouverneur général par interim dans les Pays-bas autrichiens en 1787. 8. 1790.

Recueil de lettres originales de l'empereur Joseph II au général d'Alton. 8. 1790.

Copie des lettres du général d'Alton à l'empereur Joseph II, rélativement aux affaires des Pays-bas en 1788 et 1789. 8. 1790.

Lettres du comte de Trautmansdorf à l'empereur Joseph II concernant les affaires des Pays-bas en 1789. 8. 1790.

E. J. Diuve: Mémoire historique et pièces justificatives pour M. van der Mersch. 3 voll. 8. Lille 1791.

Mémoire pour servir à la justification de M. le général Baron de Schoenfeld. 8. Valenciennes 1791.

Mémoires militaires sur la campagne de l'armée belgique dans les Pays-bas autrichiens, pendant la révolution de 1790. Par un officier de l'armée. 8. Londres 1791.

Vonck, Abrégé historique servant d'introduction aux considérations impartiales sur l'état actuel du Brabant. 8. Lille 1792.

*) Documens politiques et diplomatiques sur la révolution belge de 1790, publiés avec des notes et des éclaircissemens par L. P. Gachard, Archiviste du Royaume. 8. Bruxelles 1834. Eine treffliche Sammlung, die um so werthvoller ist, als sie die einzigen Aufschlüsse über die Verhandlungen und Vorgänge im Innern des Congresses und der Generalstaaten gibt, die wir besitzen. Alle Aussicht, darüber andre Documente zu erhalten, als die von Gachard herausgegebenen, ist verschwunden, seitdem feststeht, daß van der Noot, der im Besitze aller darauf bezüglichen Actenstücke war, seine sämmtlichen Papiere, vor seinem 1826 erfolgten Tode, hat verbrennen lassen. Die Richtigkeit dieser That-

tarische und diplomatische Geschichte jener Revolution möglich machen, und noch vor ganz kurzem ist ein Werk erschienen, das unsre Kenntniß jener Zustände auch nach der socialen Seite durch eine Menge der interessantesten Belege zu bereichern verspricht *). Außerdem stehen in dem so reichen, dem Forscher mit so vieler Bereitwilligkeit geöffneten brüsseler Archiv eine Menge der mannichfaltigsten Notizen zu Gebot, welche früher theils nicht gekannt waren, theils nicht die Berücksichtigung, die sie verdienten, gefunden hatten **). In unmittelbarer Nähe dieser Hülfsmittel sich befindend und in den Stand gesetzt, sie zu benutzen, versuchte der Verfasser eine Zusammenstellung der wichtigsten Ereignisse jener Revolution, in welcher auf die vorhandenen Quellen die genauste Rücksicht genommen wurde und deren Zweck ist, den Verlauf der an

sache ist durch Erkundigungen, die der Verfasser dieser Skizze an dem Orte des Todes van der Noot's selbst hat einziehen lassen, bestätigt. Das Hauptwerk für die diplomatische Geschichte der Revolution ist das vor kurzem erschienene Résumé des négociations qui accompagnèrent la révolution des Pays-bas autrichiens, avec les pièces justificatives par L. P. J. van de Spiegel. 8. Amsterdam 1841. Der Verfasser ist Nachkomme des Groß-Pensionnairs van de Spiegel, der die Verhandlungen holländischer Seits leitete.

*) Ferdinand Rapédius de Berg etc. Mémoires et documens pour servir à l'histoire de la révolution brabançonne, par P. A. F. Gérard. Tom. I. 4. Bruxelles 1842.

**) Statt vieler seien hier nur die Correspondenzen der am brüsseler Hofe accreditirten diplomatischen Agenten, unter andern die des Ritters de la Gravière erwähnt, von der eine authentische Copie, nach dem in Paris befindlichen Original, im brüsseler Archiv vorhanden und die von großer Wichtigkeit für die letzten Jahre der Regierung Joseph's ist.

sich so vielfach interessanten Bewegung so authentisch als möglich darzulegen: die nachfolgende Skizze ist das Resultat dieses Versuchs *).

Als Joseph II. die Regierung der östreichischen Niederlande antrat, bestand in denselben eine Verfassung, welche, ihren Grundzügen nach und mit verhältnißmäßig nur wenigen Veränderungen, noch die dem Lande von Karl V. gegebene war. Nach mehren Umgestaltungen unter Philipp V. von Spanien und in den ersten Zeiten der östreichischen Herrschaft hatte Karl VI. dieselbe im Jahre 1725 fast in ihrer ursprünglichen Form wiederhergestellt und sie hatte seitdem keine wesentlichen Modificationen erfahren. Der Fürst wurde in jeder Provinz besonders inaugurirt und schwur die Privilegien und Rechte derselben aufrecht zu erhalten, wie sie in ihren Charten, Freibriefen und sonstigen Constitutionsacten festgestellt waren. Unter diesen Rechten waren mehre allen Provinzen gemeinschaftlich, wie das der Steuerbewilligung durch die Stände, das Privilegium, nicht außer Landes gerichtet werden und im Lande selbst das Recht nur von competenten Richtern empfangen zu können. In allen Provinzen war der größte Theil der innern Verwaltung den Ständen oder Staaten der Provinz überlassen, welche dieselbe durch eine aus ihrer Mitte ernannte beständige Deputation versahen, die Stände selbst wurden überall, mit Ausnahme von Geldern, wo die Geistlichkeit nicht vertre-

*) Der Verfasser fühlt sich noch zu besonderm Danke gegen Herrn Nothomb, Minister des Innern, verpflichtet. Derselbe hatte die Güte, seine reichen Sammlungen und Vorarbeiten für die Geschichte der brabantischen Revolution ihm zur unbeschränktesten Benutzung zu überlassen.

ten war, und Flandern, wo der Adel nicht dazu gezogen wurde, von Mitgliedern des Adels, der Geistlichkeit und des dritten Standes gebildet, und zwar so, daß das Recht der Standschaft für den Adel auf dem Besitz bestimmter Lehen, für den Klerus auf dem bestimmter Würden und für die Glieder des dritten Standes auf der Wahl der Städte, die diesen bildeten, beruhte.

Die Provinzen hatten ein gemeinschaftliches oberstes Gericht in dem Großen Rathe zu Mecheln, an den man von dem Urtheil der meisten höhern Provinzialgerichte appelliren konnte; diese letzteren bestanden überall unter dem Namen der Provinzialräthe, als eigenthümliche, von den Ständen der Provinz, die Administrativbehörden sind, gesonderte und unabhängige Justizbehörde. Sie bildeten die erste Appelinstanz für die von den Untergerichten der Bailli, Amtleute, Schulzen u. s. w. in den Städten und auf dem Lande erlassenen Urtheile.

Das eigentlich politische Regiment über alle Provinzen stand dem Fürsten zu. Die allgemeinen Regierungsangelegenheiten wurden von drei hohen Räthen, conseils collatéraux genannt, verwaltet, dem Staatsrath, dem Geheimen Rath und dem Rath der Finanzen. Da seit den Zeiten Karl's V. die Souveraine, mit wenigen Ausnahmen, nicht im Lande residirten, so bestand der Gebrauch, die oberste Gewalt einem Generalstatthalter, gewöhnlich einem Prinzen oder einer Prinzessin aus kaiserlichem Geblüt, zu übertragen, dem seit 1716 ein bevollmächtigter Minister des Kaisers an die Seite gestellt wurde, der eigentlich die Geschäfte leitete und bei Abwesenheit des Generalstatthalters, oder in Verhinderung desselben, ihn vertrat.

Die vollständigste und ausführlichste Provinzialcharte war

sich so vielfach interessanten Bewegung so authentisch als möglich darzulegen: die nachfolgende Skizze ist das Resultat dieses Versuchs *).

Als Joseph II. die Regierung der östreichischen Niederlande antrat, bestand in denselben eine Verfassung, welche, ihren Grundzügen nach und mit verhältnißmäßig nur wenigen Veränderungen, noch die dem Lande von Karl V. gegebene war. Nach mehren Umgestaltungen unter Philipp V. von Spanien und in den ersten Zeiten der östreichischen Herrschaft hatte Karl VI. dieselbe im Jahre 1725 fast in ihrer ursprünglichen Form wiederhergestellt und sie hatte seitdem keine wesentlichen Modificationen erfahren. Der Fürst wurde in jeder Provinz besonders inaugurirt und schwur die Privilegien und Rechte derselben aufrecht zu erhalten, wie sie in ihren Charten, Freibriefen und sonstigen Constitutionsacten festgestellt waren. Unter diesen Rechten waren mehre allen Provinzen gemeinschaftlich, wie das der Steuerbewilligung durch die Stände, das Privilegium, nicht außer Landes gerichtet werden und im Lande selbst das Recht nur von competenten Richtern empfangen zu können. In allen Provinzen war der größte Theil der innern Verwaltung den Ständen oder Staaten der Provinz überlassen, welche dieselbe durch eine aus ihrer Mitte ernannte beständige Deputation versahen, die Stände selbst wurden überall, mit Ausnahme von Geldern, wo die Geistlichkeit nicht vertre-

*) Der Verfasser fühlt sich noch zu besonderm Danke gegen Herrn Nothomb, Minister des Innern, verpflichtet. Derselbe hatte die Güte, seine reichen Sammlungen und Vorarbeiten für die Geschichte der brabantischen Revolution ihm zur unbeschränktesten Benutzung zu überlassen.

ten war, und Flandern, wo der Adel nicht dazu gezogen wurde, von Mitgliedern des Adels, der Geistlichkeit und des dritten Standes gebildet, und zwar so, daß das Recht der Standschaft für den Adel auf dem Besitz bestimmter Lehen, für den Klerus auf dem bestimmter Würden und für die Glieder des dritten Standes auf der Wahl der Städte, die diesen bildeten, beruhte.

Die Provinzen hatten ein gemeinschaftliches oberstes Gericht in dem Großen Rathe zu Mecheln, an den man von dem Urtheil der meisten höhern Provinzialgerichte appelliren konnte; diese letzteren bestanden überall unter dem Namen der Provinzialräthe, als eigenthümliche, von den Ständen der Provinz, die Administrativbehörden sind, gesonderte und unabhängige Justizbehörde. Sie bildeten die erste Appelinstanz für die von den Untergerichten der Bailli, Amtleute, Schulzen u. s. w. in den Städten und auf dem Lande erlassenen Urtheile.

Das eigentlich politische Regiment über alle Provinzen stand dem Fürsten zu. Die allgemeinen Regierungsangelegenheiten wurden von drei hohen Räthen, conseils collatéraux genannt, verwaltet, dem Staatsrath, dem Geheimen Rath und dem Rath der Finanzen. Da seit den Zeiten Karl's V. die Souveraine, mit wenigen Ausnahmen, nicht im Lande residirten, so bestand der Gebrauch, die oberste Gewalt einem Generalstatthalter, gewöhnlich einem Prinzen oder einer Prinzessin aus kaiserlichem Geblüt, zu übertragen, dem seit 1716 ein bevollmächtigter Minister des Kaisers an die Seite gestellt wurde, der eigentlich die Geschäfte leitete und bei Abwesenheit des Generalstatthalters, oder in Verhinderung desselben, ihn vertrat.

Die vollständigste und ausführlichste Provinzialcharte war

die unter dem Namen der Joyeuse entrée bekannte Charte von Brabant und Limburg. Durch seinen Schwur auf dieselbe verpflichtete sich der Souverain, über seine Unterthanen nur nach Recht und Gesetz zu regieren, alle Rechtssachen vor dem Rathe von Brabant führen zu lassen, nicht Münze zu schlagen ohne die Zustimmung der Stände u. s. w. Die eigentliche gesetzgebende Gewalt gehörte dem Fürsten in gewissem Sinne ausschließlich, doch bestand seit den ältesten Zeiten der Gebrauch, die höhern Gerichte oder die Provinzialstände zur Prüfung der Gesetzesvorschläge aufzufordern. Für Brabant und Limburg insbesondere war durch die Joyeuse entrée festgesetzt, daß jede Verfügung des Fürsten nur dann Gesetzeskraft habe, wenn sie mit dem großen Siegel von Brabant, das der Kanzler der Provinz in Aufbewahrung hatte, versehen und von einem brabantischen Staatssecretair unterzeichnet sei. Das Besiegeln und Unterzeichnen der Ordonnanzen erfolgte nach zustimmender Berathung des Rathes von Brabant, der durch die Weigerung seiner Billigung der Verfügung den eigentlich gesetzlichen, verpflichtenden Charakter nahm. Außer dieser Beschränkung der fürstlichen Gewalt erlaubte der 59. Artikel der Joyeuse entrée noch ausdrücklich den Brabantern, die dem Fürsten schuldigen Dienste und Gehorsam einzustellen, wenn dieser aufhören sollte ihre Privilegien zu respectiren, sei es zum Theil oder im Ganzen, bis diese wiederhergestellt wären. Die Stände von 1549 hatten das Aufhören der schuldigen Dienste jedoch nur auf das Recht, die außerordentlichen Subsidien zu verweigern, bezogen*).

*) Der bei der Inauguration Joseph's beschworne, darauf bezügliche Passus der Joyeuse entrée, welcher später von den Ur-

Die Generalstaaten, aus den Deputirten der verschiedenen Provinzen bestehend, wurden nun selten zusammenberufen; seit 1634 waren sie nicht mehr versammelt worden. Als Grundgesetz galt noch, daß die katholische Religion Staatsreligion sei und kein Individuum andrer Confession Würden oder Aemter in den Provinzen ausüben könne.

Joseph bestätigte bei seinem Regierungsantritt alle Rechte und Freiheiten der Provinzen und versprach sie aufrecht zu erhalten. Die Inauguration des neuen Souverains fand in einer jeden derselben nach dem in ihr üblichen Gebrauche, mit den altherkömmlichen Feierlichkeiten statt, die verschiedenen Acte, welche das Verhältniß zwischen dem Fürsten und den Unterthanen rechtlich feststellten, wurden von beiden Seiten erneuert und beschworen. Der Thronwechsel brachte so in dem öffentlichen Rechtszustande des Landes durchaus keine Veränderung hervor. Die Formen der Administration, das höhere Personal der-

hebern der brabantischen Revolution als hauptsächlichster Rechtstitel derselben angerufen wurde, lautet, wie folgt: S'il arrivait que Sa dite Majesté, ses hoirs et successeurs vinssent, allassent ou fissent à l'encontre (des droits et priviléges contenus dans la Joyeuse entrée), par eux, ou par quelqu'un d'autre, en tout ou en partie, en quelle manière que ce soit, nous en ce cas consentons et accordons, au nom de Sa dite Majesté, aux dits Prélats, Barons, Chevaliers, villes, franchises, et à tous autres sujets, qu'ils ne seront tenus à faire aucun service à Sa dite Majesté, ses hoirs ou successeurs, ni d'être obéissants en aucune chose de son besoin et que Sa dite Majesté pourrait ou voudrait requérir d'eux, jusqu' à ce qu' Elle leur aura réparé, redressé et entièrement désisté et renoncé à l'emprise ci-dessus mentionnée. S. Recueil des représentations etc. I. p. 28.

selben blieben ganz dieselben wie unter Maria Theresia; der Kaiser bestätigte die Erzherzogin Marie Christine und den Herzog Albert von Sachsen-Teschen in der General-Statthalterschaft der Niederlande, welche ihnen die Kaiserin kurze Zeit vor ihrem Tode verliehen hatte. Er schien sogar den politischen und materiellen Interessen dieser Provinzen eine besondre Aufmerksamkeit zu schenken, indem er von der Republik der vereinigten Niederlande die Aufhebung des Barriere-Vertrags verlangte und später die Freiheit der Schelde zum Gegenstand der nachdrücklichsten Reclamationen machte. Die Belgier, an eine so kräftige Vertretung ihrer Interessen von Seiten ihrer Regierung nicht gewöhnt, zeigten sich in jeder Weise dankbar, die Bemühungen des neuen Herrschers, den Fluß, der die Pulsader des öffentlichen Wohlstandes in diesem Lande bildet, von den Fesseln, die seit dem westfälischen Frieden auf ihm lasteten, jede größere Theilnahme seiner Anwohner an dem Welthandel hinderte und damit die reichste und ergiebigste Quelle materieller Entwickelung, zum Vortheil ihrer nördlichen Nachbarn, für sie versiegen machte, zu befreien, diese Bemühungen fanden den lebhaftesten Anklang in allen Classen der Bevölkerung. Leider hatten sie nicht Bestand genug, um zu einem glücklichen Ende zu führen. Die unausbleiblichen Folgen des falschen Systemes, welches der Kaiser seit dem Antritt seiner Regierung in seinen Beziehungen zu Frankreich einerseits, zu den Seemächten andrerseits befolgt hatte, sowie die unzuverlässige Politik des französischen Cabinets, das Joseph offenbar im Stiche ließ, als es darauf ankam, ihn kräftigst zu unterstützen, zwangen ihn, von der Durchführung seiner Foderungen abzustehen und sich mit einer Geldent-

schädigung von 10 Millionen Gulden, die die Generalstaaten bezahlten, zu begnügen. Dieser Ausgang einer so wichtigen, eine wahre Lebensfrage Belgiens betreffenden Angelegenheit brachte dem Kaiser in der Meinung seiner niederländischen Unterthanen den allergrößten Schaden. Ohne auf die politischen Verwickelungen, die ihn zum Nachgeben bewegen mußten, Rücksicht zu nehmen, sah man in dem Vertrag von Fontainebleau (8. November 1785) nur einen Verrath an den wesentlichsten Interessen und Rechten des Landes und behauptete, der Kaiser habe die Wohlfahrt und das Gedeihen seiner belgischen Provinzen den Holländern eben für jene 10 Millionen verkauft.

Die Stimmung wurde noch gespannter, als man in den Niederlanden Kunde von dem Vorhaben Joseph's, diese Provinzen gegen Baiern zu vertauschen, erhielt. Man sah darin einen Beweis der Gleichgültigkeit, ja der Nichtachtung, welche dem Nationalgefühl wehe that, das Volk fühlte sich verletzt, dem Fürsten nur ein Mittel zur Erreichung seiner andern politischen Zwecke zu sein, und Zuneigung und Liebe, die er im Anfang in einem gewissen Grade besessen, wandten sich schon um jene Zeit, im Laufe des Jahres 1785, ganz von ihm ab. Diese Änderung in der öffentlichen Stimmung war um so unvermeidlicher und schien um so gegründeter, als die Reformen, welche der Kaiser seit den ersten Zeiten seines Regierungsantritts in allen Zweigen der Verwaltung mit übereilter Hast eingeführt hatte, mit den liebsten Gewohnheiten, den eingewurzeltsten Neigungen des Volkes oft im Widerspruch standen und die Gemüther seit längerer Zeit schon mit, anfangs verhaltenen, Unwillen und Unzufriedenheit erfüllt hatten.

Kurze Zeit nach seinem Regierungsantritt hatte Joseph auch in den Niederlanden die Maßregeln eingeführt, durch welche in seinen übrigen Erbländern die kirchlichen Verhältnisse von Grund aus umgestaltet wurden. Durch eine Menge schnell auf einander folgender Edikte wurden auch hier die Klöster aufgehoben, eine allgemeine religiöse Toleranz eingeführt, der Appel an den Papst für die meisten Fälle, in denen er bisher bestanden, abgeschafft, die Hirtenbriefe der Bischöfe der kaiserlichen Bestätigung unterworfen, den geistlichen Gerichten die Jurisdiction in Ehesachen entzogen, mehre wichtige Punkte der kirchlichen Disciplin durch Edikte der Regierung reformirt, in der Organisation der Parochien, der Einsetzung der Pfarrer, in den Prüfungen, denen sie unterworfen waren, Abänderungen und Neuerungen aller Art eingeführt. Die dem Volke liebsten Gebräuche, Gewohnheiten, an denen es seit Jahrhunderten hing, die mit seiner ganzen Lebensweise auf das engste verwachsen waren, wurden durch einen Federstrich abgeschafft, alle Wallfahrten und Brüderschaften wurden verboten, die Kirchweihfeste, die von jeher in den Niederlanden die Wichtigkeit und Bedeutung wahrer Volksfeste hatten, auf einen einzigen, für alle Gemeinden auf denselben Zeitpunkt fallenden Feiertag reducirt. Eine so plötzliche, alle Bezüge bis auf den Grund hin erschütternde, Umgestaltung des öffentlichen kirchlichen Lebens ist an sich nothwendig schon mit den größten Schwierigkeiten aller Art verbunden und bleibt, von rein politischem Standpunkt betrachtet, immer ein höchst misliches und gefährliches Unternehmen; die eigenthümlichen, seit langer Zeit bestehenden, religiösen Verhältnisse der belgischen Provinzen mußten ihr aber hier den Charakter einer

eigentlichen, vom Fürsten ausgehenden und gegen das Volk gerichteten Revolution geben und sie zur unklugsten und thörichtsten Maßregel machen, auf welche die Regierung verfallen konnte. Seit den ältesten Zeiten waren die Bevölkerungen dieser Provinzen der katholischen Religion auf das innigste ergeben und zugethan, die Principien derselben hatten das öffentliche und häusliche Leben hier nach allen Richtungen hin durchdrungen und gestaltet, der Klerus übte einen umfassenden, durch große und wahrhafte Verdienste in früheren Zeiten erworbenen Einfluß aus, das Volk hing an ihm und den gottesdienstlichen Gebräuchen mit tiefgewurzelter Liebe. Diese Gesinnungen bildeten den Grundzug des Nationalbewußtseins und die Reformen Joseph's konnten sich hier weniger als anderswo auf eine in den Geistern vorhandene Bewegung, auf irgend welchen Anklang in der öffentlichen Stimmung stützen, sie wurden im Gegentheil von derselben als in jeder Weise feindlich und verletzend aufgenommen. Als Ausdruck derselben erschienen bald die Protestationen und Reklamationen der geistlichen und weltlichen Behörden. Die Bischöfe, die Provinzialstände, die löwener Universität remonstrirten. Der Primas von Belgien, der Cardinal-Erzbischof von Mecheln, Fürst von Frankenberg, legte förmliche Opposition ein. Aber Alles war vergebens, der Kaiser beharrte auf seinem Willen, selbst als das oberste und geachtetste Collegium des Landes, der Rath von Brabant, gegen die Unterdrückung der Klöster, als der Constitution, wie die Joyeuse entrée sie sicherte, zuwider, protestirte. Die beschlossenen Maßregeln wurden ausgeführt, ohne auf materiellen Widerstand zu stoßen, das Volk unterwarf sich, wenn auch murrend. Ansehen und Einfluß

der kaiserlichen Gewalt auf der einen Seite, die Gewohnheit des Gehorsams auf der andern waren noch zu groß, als daß es jetzt schon zu thätlicher Widersetzlichkeit hätte kommen können.

Diese ersten Erfolge, sowie die verhältnißmäßig geringen Schwierigkeiten, auf welche die Einführung der kirchlichen Reformen in den übrigen Erbstaaten gestoßen war, bestärkten den Kaiser, auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten und auch in den Niederlanden die Umgestaltung so vollständig als möglich zu machen. Zu diesem Zwecke sollten der theologische Unterricht und die Studien der Geistlichkeit einer gänzlichen Umänderung unterzogen werden. Am 16. October 1786 erschien ein kaiserliches Edikt, welches die bischöflichen Seminarien unterdrückte und ein Generalseminarium zu Löwen, mit einer Filialanstalt zu Luxemburg gründete. Die Studien in denselben sollten fünf Jahre dauern und Niemand in Zukunft in den geistlichen Stand aufgenommen werden, der nicht eine dieser Anstalten besucht hätte. Trotz den dringenden Vorstellungen des Erzbischofs von Mecheln wurde das Generalseminarium zu Löwen am 15. November eröffnet, der Unterricht begann am 1. December, aber schon am 5. desselben Monats brach ein Aufstand unter den Seminaristen aus, der Direktor der Anstalt verließ Löwen, die Regierung sandte von Brüssel aus einen höheren Beamten dorthin, um die Ursachen und den Hergang dieser Vorfälle zu untersuchen. Auf sein Befragen, worin ihre Beschwerden bestünden, antworteten die Seminaristen, sie verlangten „sanam doctrinam et bonam disciplinam“. Die Regierung schritt nun mit großer Strenge ein, eine förmliche Untersuchung, mit der drei Mitglieder des Rathes

von Brabant beauftragt wurden, fand statt, die Anstalt wurde am 13. December von östreichischen Truppen besetzt. Der Cardinal-Erzbischof misbilligte die Excesse der Seminaristen, fünf und zwanzig derselben, welche man als die Hauptanstifter der Unruhen bezeichnete, wurden in die Gefängnisse der Universität gesteckt. Gegen Ende Januar 1787 wurde den in der Anstalt Verbliebenen die Wahl gelassen, sich dem Reglement zu unterwerfen oder auszutreten; die beiweitem größere Zahl entschied sich für das letztere, trotz aller Bemühungen, sie zum Bleiben zu bewegen, und am 25. Januar befanden sich nur noch zwanzig Zöglinge in der Anstalt. Der Proceß der Festgenommenen wurde nun niedergeschlagen und die Regierung erklärte, der Sache keine weiteren Folgen zu geben.

Diese Angelegenheit brachte im ganzen Lande die allergrößte Aufregung hervor. Die Maßregeln der Regierung erfuhren die allerentschiedenste Misbilligung, überall sah man in der Unterdrückung der bischöflichen Seminarien, in der Einmischung der Regierung in die Erziehung und Bildung der Geistlichen die schreiende Verletzung eines der wichtigsten, ja heiligsten Rechte der geistlichen Behörde. Die Staaten von Flandern, obgleich sie nicht unmittelbar betheiligt waren, wandten sich mit sehr eindringlichen Vorstellungen an den Kaiser, von allen Seiten her liefen Beschwerden und Reklamationen ein, die Spannung und Gereiztheit der allgemeinen Stimmung war nicht zu verkennen. Aber alle Anzeichen einer bevorstehenden Gährung, und es fehlte wahrlich nicht daran, blieben unbeachtet. Der Erzbischof von Mecheln wurde nach Wien berufen, um Rechenschaft über sein Verhalten abzulegen, und noch ehe die Angelegenheit des Generalseminars zu Ende gebracht

war, erschienen (1. Januar 1787) neue Edikte, welche das ganze System der Civilverwaltung von Grund aus reformirten. Die drei obersten Collegien, der Staatsrath, der Geheimerath und der Rath der Finanzen, sowie das Staatssecretariat wurden abgeschafft, unter dem Namen Rath des General-Gouvernements der Niederlande eine einzige leitende Behörde für alle Regierungsangelegenheiten eingesetzt, deren Chef der den Kaiser vertretende bevollmächtigte Minister war. Die aus den Deputirten der verschiedenen Provinzialstaaten gebildeten Collegien, welche den ebengenannten drei obersten Räthen beigegeben waren, wurden aufgehoben und durch eine aus fünf Gliedern bestehende Deputation ersetzt, in der Brabant, Geldern und Mecheln einen, die beiden Flandern einen, der Hennegau einen, Limburg und Luxemburg einen und Namur und Tournaisis ebenfalls einen Vertreter hatten; diese fünf Deputirten wurden von den Provinzialstaaten gewählt, mußten aber von der Regierung bestätigt werden, um bei dem obersten Rath die Interessen ihrer Provinzen vertreten zu können. Die uralte, in die früheste Geschichte des Landes hinaufreichende, in allen Verhältnissen tief gewurzelte Eintheilung in Provinzen wurde ganz umgeworfen, das Territorium wurde in neun Kreise getheilt, deren jeder einen Intendanten, als Chef der Verwaltung, erhielt und in mehre Distrikte mit besondern Regierungscommissarien zerfiel. Nicht minder wichtig und umfassend waren die Umgestaltungen, denen die Rechtspflege unterworfen wurde. Alle besondere Gerichtsbarkeiten wurden aufgehoben, die Territorial-, Lehns- und geistlichen Gerichte unterdrückt und drei Instanzen mit Appel und Revision eingeführt, die Appelhöfe wurden zu Brüssel und

Luxemburg, der oberste Revisionshof zu Brüssel errichtet, alle Immunitäten, eximirte Gerichtsstände, alle auf die Rechtspflege bezügliche Privilegien der Geistlichkeit, des Adels, und von welcher Natur sie sonst waren, verschwanden mit einem Mal.

Es liegt außer allem Zweifel, daß diese Reformen eine Menge wesentlicher Verbesserungen enthielten, die Verwaltung wurde vereinfacht, im Rechtsgange mehre Garantien, die früher nicht in demselben Grade bestanden, geschaffen und vielfache Misbräuche, die sich überall eingeschlichen hatten, beseitigt. Aber diese vollständige Umgestaltung aller Administrativverhältnisse, des ganzen inneren Staatsorganismus, ohne alle vorbereitenden Uebergänge, in die Mitte einer unzufriedenen und aufgeregten Bevölkerung geschleudert, mußte nothwendig fehlschlagen, wären die neuen Schöpfungen auch noch so vollkommen gewesen. Der Zustand des Landes erfoderte unstreitig wesentliche Reformen in der Verwaltung, aber diese Reformen mußten, um zu gelingen, vorbereitet, allmälig herbeigeführt, mit billiger Berücksichtigung aller Verhältnisse vorgenommen werden. Die Klugheit gebot, auch wenn die Natur, die Art und Weise der bestehenden Verfassung es nicht verlangt hätte, die Stände wenigstens zu befragen, ihnen von dem, was man bezweckte, eine vorläufige Kenntniß zu geben. Außerdem hatte das Bestehende, mochte es auch noch so mangelhaft sein, was doch im Allgemeinen nicht der Fall war, unstreitig ein historisches Recht, das der Kaiser feierlich anerkannt hatte und was er jetzt mit Füßen trat. Anstatt durch Ausgleichungsvorschläge oder sonstige vermittelnde Maßregeln zu versuchen, die Zustimmung der betheiligten Körperschaften oder Individuen zu erlan-

gen, zog man es vor, ihre Besitztitel, ohne alle Entschädigung, zu vernichten und aus einer Machtvollkommenheit, die in den beschwornen Verfassungsurkunden nirgends geschrieben stand, Institutionen umzuwerfen, welche die Einsicht und Tüchtigkeit der Väter geschaffen und die lange Jahrhunderte einer, doch wahrlich nicht ruhmlosen, Geschichte bewährt hatten. Und das Alles in einem Moment, wo die Gemüther schon durch andre Rechtsverletzungen und ungeschickte und unkluge Maßregeln erbittert und aufgeregt, und jedes selbst nützliche und heilsame Verfahren der Regierung, wenn es nicht in den strengsten Rechtsformen auftrat, als eine Verletzung der Verfassung, einen Bruch des beschwornen Vertrages zu betrachten, nur zu geneigt waren.

Unter diesen Umständen kann es nicht auffallen, daß die Edikte vom 1. Januar 1787, denen später (17. März d. J.) noch andre, in demselben Sinne abgefaßte und auf die Organisation der Zünfte und Gewerke und des dritten Standes überhaupt bezügliche folgten, mit einem Ausbruche des Unwillens und der Unzufriedenheit aufgenommen wurden, wie noch keiner seit dem Regierungsantritt des Kaisers stattgefunden hatte. Alle Classen der Bevölkerung sahen in diesem von Oben herab ausgehenden Umsturz der Verwaltungsformen einen offnen Bruch der beschwornen Verfassung, eine Verletzung der bestehenden, vom Kaiser selbst feierlich anerkannten und gewährleisteten Rechte. Die Bewegung wurde in einem Moment allgemein und verbreitete sich mit Blitzesschnelle im ganzen Lande, selbst die Kältesten und Theilnahmlosesten wurden fortgerissen. Ueberall zog man die alten Verfassungsurkunden und Freibriefe der Stände, Städte und Gewerke

hervor und deutete und legte sie aus, die Joyeuse entrée war in Aller Munde, Jedermann wiederholte den Artikel dieser berühmten alten brabantischen Charte, wo es heißt: „Sollte es geschehen, daß der Fürst die Privilegien nicht beobachtet, sei es im Ganzen oder in einzelnen Theilen, so gesteht er zu, daß in diesem Falle die Unterthanen aufhören ihm Dienste zu leisten, bis die Verletzungen der Privilegien wieder gut gemacht sind."

Die bestehenden, in ihren Rechten durch die neuen Verordnungen besonders beeinträchtigten Behörden stellten sich an die Spitze der Bewegung und verhinderten so, daß dieselbe nicht von Anfang an in ungesetzliches und anarchisches Verfahren umschlug. Die Staaten sämmtlicher Provinzen richteten dringende Vorstellungen an den Kaiser, in denen sie erklärten, daß die beabsichtigten Neuerungen offenbare Rechts- und Verfassungsverletzungen enthielten. Der Rath von Brabant sprach dies auf das allerbestimmteste aus und fügte hinzu, daß er die darauf bezüglichen kaiserlichen Edikte weder publiciren könne noch werde, da sie der Joyeuse entrée entgegen wären. Die brabantischen Stände, die sogenannten Provinzialstaaten, gingen noch weiter. In einer energischen Beschlußnahme vom 19. April 1787 erklärten sie, daß ihr Gewissen ihnen verbiete, der weiteren Erhebung der Steuern ihre Zustimmung zu geben, so lange der Bruch der Verfassung nicht wiederhergestellt sei. Die Staaten von Hennegau, Tournaisis, Namur und Flandern folgten dem Beispiele der brabantischen Stände; in ihren Eingaben und Vorstellungen herrscht eine merkwürdige Freimüthigkeit, die Beschwerden sind überall dieselben. An Eifer und Energie zeichneten sich jedoch die Brabanter vor allen Andern

aus, die heftigsten Reden wurden in der Versammlung der Staaten dieser Provinz gehalten, ein Memoire, von dem Advokaten van der Noot, der hierbei zuerst öffentlich auftritt, in der heftigsten, für den Kaiser persönlich beleidigenden Ausdrücken abgefaßt, wird feierlich und öffentlich von ihnen bestätigt. Obgleich nun die Verweigerung der Subsidien eine Art Kriegserklärung gegen die Regierung war, so brach sie doch die Beziehungen und Verhandlungen derselben mit den Ständen nicht ab. Die letzteren wandten sich im Anfang Mai (5. Mai) an die Generalstatthalter, um ihre Vorstellungen, die eine immer drohendere Sprache annahmen, gegen die Ausführung der Edikte zu erneuern. Marie Christine und der Herzog Albert von Sachsen-Teschen befanden sich diesen Forderungen gegenüber in einer höchst schwierigen Lage. Seit dem Anfange der Bewegungen und einer entschiedenen Opposition gegen die Reformen Joseph's hatten sie von diesem wiederholt die nachdrücklichsten Anweisungen erhalten, mit Ernst und Strenge zu verfahren, eine feste Haltung anzunehmen, keine Concessionen zu machen; andererseits hatten sie die aufgeregte Stimmung der Bevölkerung, die immer zunehmende Gährung und das energische Auftreten der Widersacher der Regierung unmittelbar vor Augen und wurden jetzt besonders von den Staaten wahrhaft bedrängt. Ihre Stellung wurde noch auf eine eigenthümliche Weise durch einen vor kurzem erst von ihnen gethanen offenbar falschen und unrichtigen Schritt verwickelt. Im Mai des Jahres 1786 hatten die Generalstatthalter, offenbar um sich populär und beliebt zu machen und ohne die Folgen zu bedenken, bei Gelegenheit eines Ankaufs von Grundstücken von den Ständen von Brabant die Naturalisa-

tion als Bürger der Provinz, oder die sogenannte Brabantisation verlangt und dieselbe war ihnen bewilligt worden. Die Stände hatten die Ertheilung des Bürgerrechts mit großen Feierlichkeiten umgeben, Medaillen schlagen lassen und dergleichen. Jetzt erinnerten sie die Erzherzogin und ihren Gemahl an die Pflichten, die ihnen als Bürger von Brabant auflägen, die Rechte und Privilegien des Landes zu vertheidigen, während sie doch als Generalstatthalter und Vertreter des Kaisers den Befehlen und Verordnungen desselben nachzukommen hatten. Das Drängen wurde mit jedem Tage heftiger und die Aufregung immer allgemeiner, der Widerstand drohte sich zu organisiren, es bildeten sich Vereine von Freiwilligen, die ihre Absicht, sich thätlich der Ausführung der kaiserlichen Edikte zu widersetzen, keineswegs verheimlichten, man legte die kaiserlichen Farben und Kokarden ab und nahm die alten brabantischen Zeichen wieder an, Volkshaufen mit den alten dreifarbigen brabantischen Fahnen durchzogen die Straßen, in Antwerpen und Namur kam es trotz der starken Besatzungen zu den beklagenswerthesten Unordnungen, Aufläufe, Plünderungen, anarchische Scenen aller Art fanden in diesen Städten statt und wurden in den andern nur mit großer Mühe verhindert.

Unter diesen Umständen, ohne alle Vorbereitung und Mittel zu einem energischen Einschreiten hielten es die Generalstatthalter für gerathen, zum Theile wenigstens nachzugeben. Auf ein neues, dringendes Ansuchen der Staaten (5. Mai 1787) wurde die Einführung der neuen Administration aufgeschoben; und kurz darauf (15. Mai) sah man sich genöthigt noch weiter zu gehen und die Beibehaltung der Klöster und Abteien, die unterdrückt werden

sollten, sowie die Zurücknahme aller Dispositionen, welche der Joyeuse entrée entgegen schienen, und die Entfernung aus dem Rathe der Generalstatthalter von mehren Personen, welche sich den öffentlichen Unwillen zugezogen hatten, wie die Staaten sich ausdrückten, zuzugestehen. Die Folgen dieses Zurückweichens, das bei der gänzlichen Unvorbereitetheit der Regierung zu vermeiden unmöglich war, konnten nicht anders als die traurigsten für die Sache derselben sein. Die Schwäche des Gouvernements lag offen zu Tage; die Opposition hatte einen entschiedenen, unbestreitbaren Sieg davongetragen. Triumphgeschrei und Freudenbezeigungen aller Art in den verschiedenen Provinzen bewiesen nur zu gut, daß das Volk die letzten Vorgänge in diesem Sinne auslegte. Die Staaten selbst gingen weiter, sie benutzten den Sieg und fingen jetzt schon an zu regieren, indem sie das löwener Generalseminar schließen ließen. Die Organisation der Opposition, die Bildung von Compagnien freiwilliger Patrioten, das Tragen andrer Embleme als der östreichischen, das Alles hatte seinen ungestörten Fortgang.

Die erste Nachricht von allen diesen so drohenden Vorfällen gelangte zum Kaiser, als er grade mit Katharinen von Rußland auf der taurischen Reise begriffen war. So sehr sie auch seinen Zorn erregen mochten, so begriff er doch wohl, daß, wie die Dinge standen, mit unbedingter Strenge für den Augenblick nichts auszurichten, sondern vor Allem Zeit zu gewinnen sei. Auf seinen Befehl schrieb Fürst Kaunitz daher den Ständen, daß ohne ihre Zustimmung keine Aenderungen in der Verfassung vorgenommen werden sollten. Kurz darauf, am 29. Juni, wurden die verschiedenen Provinzen angewiesen, Deputirte aus dem Adel, der

Geistlichkeit und dem dritten Stande nach Wien zu senden, zugleich wurden die Generalstatthalter und der bevollmächtigte Minister des Kaisers, Graf Belgiojoso, dorthin berufen und Graf Murray interimistisch mit der Regierung der Niederlande beauftragt. Die Zurückberufung der Erzherzogin und ihres Gemahls brachte überall einen höchst ungünstigen Eindruck hervor, weil man sie als eine Art Kriegserklärung des Kaisers gegen die Provinzen ansah, und nur mit großer Mühe gelang es ihnen, die Staaten zur Ernennung ihrer Deputirten zu bewegen.

Der Kaiser empfing diese letzteren am 15. August 1787 mit Strenge, doch ohne Härte und Unfreundlichkeit, und erklärte ihnen, daß er von seinem Vorhaben nicht abgehen könne und ihnen seine weiteren Befehle durch den Generalstatthalter werde zugehen lassen. Bei ihrer Rückkehr eröffnete Graf Murray den Ständen die Antwort Joseph's auf die von den Deputirten überreichte Eingabe. Sie lautete dahin, daß der Kaiser jede Verständigung mit den Staaten über die in der Constitution vorzunehmenden Veränderungen von der Erfüllung folgender Bedingungen abhängig mache: 1. die Dinge sollten überall in den Provinzen auf den Fuß hergestellt werden, auf dem sie sich vor dem 1. April befanden; 2. alle rückständigen Steuern und die laufenden ohne Weiteres zu entrichten; 3. die Wiedereinsetzung in ihre Stellen aller Beamten, die auf Verlangen der Stände daraus entfernt waren; 4. die sofortige Auflösung der freiwilligen Compagnien und die Ablegung aller aufrührerischen Kokarden und sonstigen Abzeichen; 5. das Generalseminar zu Löwen soll vor dem 1. November wieder eröffnet werden. Diese Bedingungen, welche unter dem Namen der „préalables" bekannt wur-

den, fanden von Seiten der Staaten heftigen Widerstand, ihre Erfüllung sei mit den Grundgesetzen des Landes in Widerspruch, hieß es. Man bewilligte nur die Subsidien. Die Freiwilligen konnten nur mit Anwendung der Gewalt entwaffnet werden, obgleich die städtischen Behörden in Brüssel die nöthigen Befehle gegeben hatten, um der Foderung des Kaisers nachzukommen. Aber der Wiedereröffnung der löwener Anstalt widersetzten sich die Bischöfe, den Cardinal Frankenberg an der Spitze, auf das Entschiedenste. Graf Murray, um die Staaten zum Nachgeben zu bewegen, benutzte die Bewilligung der Steuern, um im Namen des Kaisers die ausgedehntesten Zugeständnisse zu versprechen. Alles sollte auf den frühern Fuß wiederhergestellt werden, die neuen Tribunale und die Intendanzen unterdrückt bleiben, man wolle mit den Ständen über alle Aenderungen an der Verfassung unterhandeln; doch Alles blieb vergebens, die Staaten von Brabant und Flandern, auf die Joyeuse entrée und sonstige Charten sich stützend, verweigerten die Vollziehung der préalables und wehrten jeden Eingriff in ihre eigene Jurisdiction und die der Bischöfe ab.

So standen die Sachen, als die Verwaltung der Provinzen in neue Hände überging. Der Kaiser hielt es für angemessen, die Statthalterschaft einem tüchtigen, den Umständen gewachsenen Staatsmanne anzuvertrauen, und wählte dazu den Grafen Trautmannsdorf, der durch Klugheit, ehrenhaften Charakter und gewandte und vermittelnde Manieren dazu besonders geeignet schien. Ihm wurde die Leitung der Civilangelegenheiten übertragen. Zugleich wurde der Militairstand der Niederlande bedeutend vermehrt und an die Spitze desselben ein Militairgouverneur, der Graf

d'Alton, gestellt, der als General bei mehren Gelegenheiten Energie, aber auch eine oft an Rauheit grenzende Strenge bewiesen hatte. Trautmannsdorf verhielt sich in der ersten Zeit seiner Verwaltung ziemlich passiv und suchte sich in der allgemeinen Lage zu orientiren. Dann aber trat er sehr entschieden auf und verlangte (17. December 1787) die unbedingte Ausführung aller vor dem 1. April erlassenen Ordonnanzen. Der Rath von Brabant enthielt sich, dies Dekret zu publiciren; Trautmannsdorf entschloß sich, ihn dazu zu zwingen. Am 22. Januar 1788 sandte er dem Rath den Befehl zu, das Dekret vom 17. December innerhalb 24 Stunden zu veröffentlichen, und nicht eher auseinander zu gehen, als bis dies geschehen sei. Zugleich wurden, um jeder Bewegung von Seiten des Volks zuvorzukommen, der Palast, in dem der Rath sich versammelte, und die umliegenden Straßen, auf Befehl d'Alton's, von zahlreichen Truppencommandos besetzt. Das Gerücht dieser außerordentlichen Maßregeln zog bald eine Menge Volks herbei, das, von den die Straßen durchziehenden Patrouillen von dem Versammlungsorte des Raths vertrieben, sich nach dem großen Platze vor dem Rathhause, der bei allen Gelegenheiten dieser Art zum Rendez-vous diente, zurückzog und dort eine tobende und drohende Stellung einnahm. Ein Detachement Soldaten, das zur Herstellung der Ordnung dorthin abgesendet wurde, sah sich bald so bedrängt, daß der commandirende Offizier zu feuern befahl, um zu verhindern, daß er und die Seinigen nicht gesteinigt würden. Der Volkshaufen zerstob sogleich, ließ aber mehre Todte und Verwundete auf dem Platze zurück. Das erste Blut war hier geflossen, Schrecken und Bestürzung in der Stadt allgemein. Der Rath von

Brabant blieb den ganzen Tag versammelt, ohne zu einem Beschluß kommen zu können; erst gegen 11 Uhr Abends unterzeichnete er den Befehl zur Publication des Dekretes mit allen nöthigen Reserven und Verwahrungen gegen die Verletzung verfassungsmäßiger Rechte. An demselben Tage erließ der große Rath zu Mecheln, die oberste richterliche Behörde des Landes, einen Beschluß, in welchem dem Erzbischof untersagt wurde, die Theologie in seinen Seminarien lehren zu lassen, was bisher stattgefunden hatte, da trotz aller Bemühungen der Regierung, das löwener Generalseminar, dessen Wiedereröffnung auf den 15. Januar verschoben war, auch jetzt noch leer blieb.

Dies strenge Auftreten der Regierung schüchterte im ersten Augenblick die Opposition ein, vermehrte aber in einem hohen Grade die Entfremdung und Erbitterung der Gemüther, die immer größer und allgemeiner wurde, wenn sie auch längere Zeit hindurch, aber in Folge dieser Einschüchterung sich weniger öffentlich zeigte und in thätlichen feindlichen Demonstrationen offenbarte. Der Statthalter wurde dadurch zu der Meinung veranlaßt, daß das neue System seinen Zweck erreiche, und beschloß daher, um zu definitiver Beseitigung aller Schwierigkeiten zu gelangen, darin fortzufahren. Die löwener Universität, welche sich durch ihre Abneigung gegen die kaiserlichen Reformen unter allen Corporationen ausgezeichnet hatte, wurde in ihrem bisherigen Bestande aufgelöst und die Facultäten des Rechts, der Medicin und der Philosophie nach Brüssel verlegt, nur die theologische blieb in Löwen (2. März 1788). Aber auch diese Maßregel hatte keinen Erfolg, wenigstens nicht den erwarteten. Das Generalseminar blieb nach wie vor ohne Zöglinge, während trotz aller Ver-

bote die bischöflichen Seminarien voll davon waren. Man erhob gegen die Orthodoxie der Lehrer der löwener Anstalt wiederholt schwere Beschuldigungen, um den Nichtbesuch derselben zu rechtfertigen. Der Kaiser befahl eine Untersuchung dieser Anklagen und beauftragte den Erzbischof von Mecheln damit. Aber ehe dieselbe noch zu einem Abschluß gekommen war, ließ die Regierung (Anfang August 1788) die bischöflichen Seminare zu Mecheln und Antwerpen mit Gewalt schließen. In beiden Städten rottete sich das Volk zusammen, um die Schließung zu verhindern, und verfolgte die Truppen mit Steinwürfen. Es kam von Neuem zum Handgemenge und Blutvergießen, in Mecheln gab es eine beträchtliche Anzahl Verwundeter, in Antwerpen wurden neun Personen getödtet. Die Gewalt der Ereignisse hatte auch hier wieder die Regierung zu Extremen getrieben, die nicht in ihrer Absicht liegen konnten; die zahlreichen Gefangenen, die man in beiden Städten gemacht, wurden ohne Untersuchung freigegeben, dem Bischof von Antwerpen die Stadt als Gefängniß angewiesen.

Der Eindruck, den alle diese Vorfälle auf die öffentliche Stimmung hervorbrachten, war der allerpeinlichste und der Aufrechthaltung der Ruhe in einem hohen Grade gefährlich. Je weniger sich der Zorn und die Entrüstung, welche die Gemüther erfüllten, zu äußern wagten, desto thätiger und eifriger wirkten sie im Innern fort und entfernten die Möglichkeit einer Verständigung, die das Verfahren der Regierung überdies von Tage zu Tage schwieriger machte. Sie glaubte den Sturm, über dessen Nähe sie sich nicht länger täuschen konnte, zu beschwören, indem sie Einzelne, Individuen, die sich durch die Heftigkeit ihrer

Opposition besonders auszeichneten und bei den Gegnern des Gouvernements eines besondern Einflusses genossen, wie van der Noot und Andre, verfolgte und sich durch übertriebene Strenge, die dennoch immer von halben Maßregeln begleitet war, den Rückweg zu gütlicher Verständigung immer mehr abschnitt. Unter diesen Umständen kam die Zeit der gewöhnlichen Zusammenberufung der Provinzialstaaten heran, die aufzuschieben oder zu vermeiden unmöglich war, da man der Steuern, die nicht ohne die Bewilligung jener erhoben werden konnten, bedurfte. Dessenungeachtet that man nichts, um sie günstig zu stimmen. Die Staaten von Brabant traten am 21. November 1788 zusammen, nach heftigen Debatten erklärte sich die Mehrheit in dem Stande der Geistlichkeit und dem des Adels für die Bewilligung der Subsidien, der dritte Stand verweigerte sie hartnäckig und blieb, trotz aller Anstrengungen, ihn umzustimmen, bei seiner abschlägigen Antwort. Dadurch blieb das Votum der beiden ersten Stände ohne alle Wirkung, denn obgleich in allen andern Angelegenheiten die Mehrzahl der Stände entschied und die Minderzahl verpflichtete, so votirten doch einem alten Herkommen nach der Adel und die Geistlichkeit nie Steuern oder Subsidien irgend welcher Art, ohne ihrem Votum ausdrücklich beizufügen: „unter der Bedingung, daß der dritte Stand folge, und anders nicht"*). Die Staaten vom Hennegau thaten dasselbe, auch hier wurden die Steuern verweigert.

Jetzt glaubte der Kaiser mit Anwendung der alleräu-

*) S. Mémoires historiques et politiques des Pays-bas autrichiens (par le président Nény) II. p. 158.

fersten Strenge nicht länger anstehen zu dürfen. Die Dinge waren auf einen Punkt gekommen, wo der Streit zwischen Regierung und Opposition eine Frage auf Leben und Tod für beide geworden war. Am 7. Januar 1789 erging der Befehl an den Statthalter, die Staaten von Brabant und vom Hennegau in Zukunft nicht mehr zu berufen, sie als nicht bestehend zu betrachten, da sie das Band, das sie an ihren Souverain knüpfe, eigenmächtig zerrissen hätten und der Letztere sich daher als aller Verbindlichkeiten, die ihm die beschwornen Verfassungen des Landes auferlegten, ledig betrachte. Die Wirkung dieses Befehls war verschieden, die Staaten von Brabant wichen vor diesem Bruch mit dem Fürsten zurück, in einer Eingabe vom 26. Januar 1789 erklärten sie, allen Forderungen des Kaisers genugthun zu wollen; die vom Hennegau beharrten in der eingenommenen Stellung und schienen so die Regierung von allen Rücksichten in Betreff ihrer zu befreien. Wenigstens legte dieselbe ihr Verfahren in diesem Sinne aus, denn eine Ordonnanz vom 30. Januar d. J. unterdrückte die Repräsentation dieser Provinz, hob alle Privilegien, Rechte und Freiheiten derselben auf und erklärte, daß der Kaiser die höchste Gewalt in derselben als Eroberer ausübe. Mehre Verhaftungen wurden in der Hauptstadt des Hennegau, in Mons und sonst verhängt, und es konnte jetzt keinem Zweifel mehr unterliegen, daß unter den Mitteln, mit denen man regieren wollte, der Schrecken obenan stehe.

Die Bereitwilligkeit der Staaten von Brabant glaubte der Kaiser benutzen zu müssen, ohne zu bedenken, daß sie nur eine Folge momentaner Einschüchterung, keineswegs aber das Resultat eines veränderten Systems, eines

Aufgebens der Opposition sei. In einer Depesche vom 15. Februar 1789 wurde die Vollziehung des Befehls vom 7. Januar in Betreff der brabantischen Stände suspendirt, aber ihnen auch zugleich ein Edikt zur Bestätigung vorgelegt, das, mit Bezugnahme auf die Steuerverweigerung vom 21. November, den dritten Stand unterdrückte; außerdem erklärte Joseph, daß er vermöge seiner Machtvollkommenheit die abwesende Zustimmung dieses Standes zum Votum der Subsidien supplire, und befahl die Steuererhebung in der gewöhnlichen Weise. Der Rath von Brabant versagte wiederholt seine Zustimmung und es blieb der Regierung, wollte sie anders auf dem eingeschlagenen Wege fortschreiten, und ihn verlassen, wäre allerdings ein Beweis der Schwäche gewesen, nichts anders übrig, als die ganze gesetzliche, historisch und rechtlich bestehende Ordnung bei Seite zu setzen und sich in einer neuen Ordnung als absolute Gewalt zu constituiren. Und dies geschah denn auch, nachdem vorher noch ein letzter Versuch zur Güte gemacht und ohne Erfolg geblieben war. Die Stände von Brabant wurden auf den 18. Juni 1789 einberufen, der Minister legte ihnen im Namen des Kaisers folgende Propositionen vor: 1) die Steuern ein für allemal zu bewilligen, 2) den dritten Stand mit Zustimmung der beiden ersten zu unterdrücken, 3) die Homologation der Gesetze durch den Rath von Brabant abzuschaffen, 4) die Verwaltuug der Justiz neu zu organisiren. Nach allen bisherigen Vorgängen mußten diese Forderungen unbegreiflich erscheinen. Nachdem die Stände lange Jahre hindurch mit der größten und bestimmtesten Entschiedenheit, ja Hartnäckigkeit, jede Veränderung der Verfassung zurückgewiesen und sich lieber den schwersten und

bedenklichsten Conflicten ausgesetzt hatten, als ihre Zustimmung dazu zu geben, verlangte nun die Regierung mit einemmale von ihnen, das Todesurtheil dieser Verfassung und damit ihre eigene Vernichtung, als politische Körperschaft, zu unterschreiben. Es war unmöglich, in diesem Verfahren etwas anders als das Bestreben zu sehen, im Fall der Weigerung der Staaten einen Vorwand zu einem Staatsstreiche zu finden. Die Art und Weise, wie der Minister zu Werke ging, mußte in dieser Ansicht bestätigen. Der Palast der Staaten wurde militairisch besetzt, der Minister erklärte den versammelten Ständen, daß, wenn sie die Vorschläge der Regierung nicht annähmen, sie unfehlbar cassirt werden würden. Diese Drehung blieb ohne Erfolg, die Stände erwiderten, man könne sie cassiren, aber nicht sie zwingen, gegen ihr Gewissen zu stimmen, und alle Forderungen wurden verworfen. Unmittelbar darauf, noch an demselben 18. Juni, erschienen kaiserliche Edikte, welche alle Privilegien von Brabant, sowie die Joyeuse entrée vernichteten und die Stände sowie den Rath von Brabant aufhoben und cassirten. Zugleich wurden mehre Mitglieder der Staaten, unter andern fünf von den 13 Äbten, die im Stande der Geistlichkeit saßen, arretirt.

Um die noch übrigen vorliegenden Streitpunkte zu erledigen, wurde der Erzbischof von Mecheln angewiesen, sich nach Brüssel zu begeben und sich dort innerhalb 24 Stunden über die angefochtene Orthodoxie der Lehrer des löwener Generalseminars zu erklären. Der Prälat kam diesem Verlangen nach und bezeichnete in einem motivirten Gutachten mehre der dort vorgetragenen Lehren als mit denen der Kirche nicht übereinstimmend. Dieses Gutachten

wurde, trotz des Verbotes, kurz darauf veröffentlicht und brachte bei dem größten Theile der, der Rechtgläubigkeit im höchsten Grade anhängenden Bevölkerung eine der Regierung sehr nachtheilige Wirkung hervor. Die öffentliche Stimme, durch die Maßregeln gegen die Stände im ersten Augenblick erschreckt und betäubt, erhob sich bald mit desto größerer Energie, es entstand eine Aufregung, die, durch die gleichzeitigen Vorgänge in Frankreich genährt, von Augenblick zu Augenblick bedenklicher wurde und bald zu thätlichen Äußerungen der allerbetrübendsten Art überging. An mehren Orten kam es zu Collisionen, welche blutige Folgen hatten und in denen die bewaffnete Macht, für den Augenblick wenigstens, nicht immer die Oberhand behielt. In Tirlemont, Namur, Löwen und Diest rotteten sich die Bevölkerungen, besonders der niedern Classen zusammen, förmliche Aufstände fanden statt, Gewaltthaten, Plünderungen, Angriffe auf das Eigenthum der durch ihre Anhänglichkeit an die Regierung bekannten Personen wurden verübt, das Blut floß in Strömen, in Löwen schlug man sich einen Tag und eine Nacht lang in den Straßen, mehr als zweihundert Personen verloren das Leben; die Gefahr einer allgemeinen Empörung trat immer näher. Die Regierung, nachdem sie sich selbst durch Aufhebung der Constitution der Möglichkeit eines gesetzlichen und regelmäßigen Widerstandes gegen diese verbrecherischen Versuche beraubt hatte, konnte nicht anders als zu den allerausserordentlichsten und darum gefährlichen Maßregeln ihre Zuflucht nehmen. Aber wenn sie auch dieselben verordnen zu müssen glaubte, so fühlte sie doch jetzt schon nicht mehr die Kraft, sie mit Entschiedenheit durchzusetzen. Die Ruhestörer und Alle, die sich Widersetz-

lichkeiten zu Schulden kommen ließen, wurden festgenommen und nach Luxemburg gesandt, um dort ohne weiteren Proceß in die östreichischen Regimenter gesteckt zu werden. Aber kaum war ein erster Transport, aus 23 Individuen bestehend, nach dieser Bestimmung abgegangen, so wurde, auf dringendes Einschreiten des Grafen Trautmannsdorf, den der allgemeine Unwille, welchen diese Maßregel hervorgerufen, erschreckte, vom General d'Alton Gegenbefehl gegeben. Ja, man ging noch weiter, am 14. August erschien eine Verordnung, welche, im Widerspruch mit den früheren, den Besuch des Generalseminars freistellte und die bischöflichen Lehranstalten wiedereinsetzte. Noch vor wenigen Monaten hätte dies Zugeständniß den allerersprießlichsten Erfolg gehabt, jetzt hatte es keinen andern, als die Schwäche der Regierung zu zeigen, die noch durch das immer größer werdende Misverständniß zwischen den beiden Chefs der Verwaltung, d'Alton und Trautmannsdorf, vermehrt wurde. Der Erstere wollte Alles mit Gewalt durchsetzen, verwarf jedes Zugeständniß und verlangte, daß jeder Widerstand mit gewaffneter Hand unterdrückt würde. Trautmannsdorf glaubte mit der Opposition unterhandeln zu müssen, er wollte friedliche Mittel, theilweises Nachgeben und war überzeugt, daß man auf diesem Wege in kurzer Zeit zu einer genügenden Beilegung der obwaltenden Streitpunkte und vollkommner Beruhigung der Gemüther gelangen müsse. Die ganze Ausdehnung der Gefahr erkannte und würdigte keiner von beiden, weniger aus Mangel an Anzeichen, denn daß die drohendsten, auf einen nahen, allgemeinen Ausbruch hindeutenden, seit geraumer Zeit, in Menge schon vorlagen, darin kamen beide überein, wol aber aus Geringschätzung ihrer Gegner.

Diese waren zum Handeln bereit und das Äußerste zu versuchen entschlossen. Seit länger als einem Jahre schon arbeitete die Opposition an der Herbeischaffung und Instandsetzung der Mittel, mit deren Hülfe sie ihren Zweck, den Sturz der östreichischen Herrschaft in den belgischen Provinzen und die Herstellung der Unabhängigkeit des Landes, erreichen wollte. Als die Ereignisse des Jahres 1787 über allen Zweifel herausgestellt hatten, daß es unmöglich sei, den Kaiser von seinem Vorsatz einer totalen Reform der Verfassung, der die hauptsächlichsten Freiheiten und Rechte des Landes unterliegen sollten, abzubringen, war der Gedanke, das östreichische Joch abzuschütteln, von einigen Individuen, die ihn schon früher gehabt haben mochten, in größere Kreise übergegangen und es hatte sich im Stillen eine Bewegung gebildet, welche die verschiedensten Meinungsnuancen der Opposition in einem gemeinschaftlichen Streben zu demselben Ziele hin vereinigte. An die Spitze dieser Bewegung stellten sich zwei Männer, deren Namen durch die späteren Ereignisse eine gewisse Berühmtheit erlangt haben und welche auf den Gang und das Schicksal der brabantischen Revolution, von ihrem ersten Entstehen an, von dem entschiedensten Einfluß gewesen sind, van der Noot und Vonck, beide Advokaten, beide der höhern Classe des Mittelstandes angehörend. Van der Noot stammte aus einer achtbaren Familie des höheren Beamtenstandes, er hatte sich in seiner frühern Laufbahn nie durch hervorragendes Talent, überwiegende geistige Fähigkeiten ausgezeichnet, sondern nur in Folge der leidenschaftlichen, vor nichts zurückweichenden Heftigkeit, mit der er die vaterländischen Institutionen gegen die Eingriffe und Reformen der Regierung vertheidigte,

sich einen Namen gemacht. Eine genaue Kenntniß der älteren Verfassung und der eigenthümlichen Rechtsverhältnisse der Provinzen, besonders Brabants, hatte ihn frühe schon in den Stand gesetzt, der Opposition in ihrem Kampfe gegen die kaiserlichen Reformedikte wesentliche Dienste zu leisten, in Folge deren das ganze, ungetheilte Vertrauen des dritten Standes, dessen er sich besonders angenommen, und der Geistlichkeit ihm zu Theil wurde. Seit dem Jahre 1787 entwickelte van der Noot eine in der That in Erstaunen setzende Thätigkeit und Gewandtheit, um alle Classen der Gesellschaft für die Vertheidigung der Verfassung zu gewinnen; er scheute keine Mühe und Arbeit zu diesem Zwecke, und wurde bald durch den Einfluß, den ihm diese Bestrebungen bei dem Volke verschafften, der wichtigste und angesehnste Mann, die Seele der, der Regierung entgegengesetzten Partei. Unklugerweise belästigte und verfolgte ihn die Regierung, soviel sie nur immer vermochte, es wurden sogar Verhaftsbefehle gegen ihn erlassen, deren Vollziehung er nur durch eine schnelle Flucht nach England entging. Durch diese Art Märtyrerthum stieg sein Ansehen höher als je bei den Patrioten. Was sein Talent und sein Geist ihm nie verschafft haben würden, das gab ihm jetzt die Gunst der Umstände und das Ungeschick seiner Gegner. Van der Noot wurde, obgleich abwesend, doch jetzt schon der eigentliche Chef und Führer, die Seele und das Haupt der zahlreichen Partei, welche die unbedingte Aufrechterhaltung der alten Verfassung wollte und allen Reformen den Krieg erklärte. Als nun gar noch der an sich strafbare und verwerfliche Versuch des östreichischen Gouvernements, ihn auf englischem Grund und Boden durch einen von Brüssel aus organi-

sirten Hinterhalt aufheben und auf ein besonders dazu gemiethetes Schiff bringen zu lassen, scheiterte, da war des Rühmens seines Muthes und seiner Hingebung kein Ende und die Leitung aller Angelegenheiten der Opposition schien ein ihm in jeder Weise zustehendes Recht. Von Natur ehrgeizig ebenso sehr als herrschsüchtig, ließ sich van der Noot diese Stellung, in die seine Anhänger ihn, so zu sagen, hineindrängten, schon gefallen. Er that Alles, um sich in ihr zu befestigen, und verfuhr schon während seines Aufenthalts in London, als ob er der offizielle Vertheidiger und Vertreter der Rechte und Privilegien seines Vaterlandes wäre. Er suchte ausgezeichnete Staatsmänner Großbrittaniens für die Sache desselben zu interessiren und wußte sich Gelegenheit zu verschaffen, selbst Pitt davon zu unterhalten. Seine Freunde und Verwandten verbreiteten das Gerücht von günstiger Aufnahme und sehr ernster Beachtung, die seine Vorstellungen gefunden hätten, und er selbst benutzte den Eindruck, den diese Nachrichten hervorbrachten, sehr geschickt, um sich eine von einem großen Theil der Mitglieder des dritten Standes unterzeichnete Procuration zu verschaffen, in der ihm der Titel eines „bevollmächtigten Agenten des brabantischen Volks" gegeben wurde. Einmal im Besitz dieses Documents, beschloß van der Noot die Idee, die fremden Cabinete für die Sache der Patrioten zu gewinnen, weiter auszuführen, und begab sich zu diesem Zwecke nach dem Continent, und zwar zuerst nach dem Haag.

Unterdessen hatte in Belgien selbst das System des Widerstandes gegen die östreichische Regierung einen andern, dem Talent und geistigen Vermögen nach bei weitem befähigteren Vertheidiger gefunden. Johann Franz

Vonck, Advokat bei dem souverainen Rath von Brabant, erwarb sich frühe schon durch Kenntnisse und Geschick Ruf und eine geachtete Stellung. Er war von Anfang an den Tendenzen der Regierung entgegen, aber seine Abneigung gegen das System Joseph's beruhte nicht wie bei van der Noot auf einer ausschließlichen und blinden Vorliebe für das Bestehende, sondern war eine Folge der Richtung, die seine Studien genommen hatten. Vonck war ein eifriger Anhänger der philosophischen und socialen Doctrinen, welche in Frankreich seit dem Anfange des Jahrhunderts bestanden und in der letzten Zeit entschieden die Oberhand gewonnen hatten. Er haßte Tyrannei und willkürliche Herrschaft, in welcher Form sie auch auftrat; seinen Ideen nach mußte die Volkssouverainetät die Basis aller Institutionen sein, die außerdem die größtmögliche Summe von Freiheiten und Rechten für das Volk enthalten sollten. Sein Streben ging dahin, diese Ideen in der Verfassung seiner vaterländischen Provinzen zu realisiren, und weil dieß mit dem Bestehen der östreichischen Herrschaft unverträglich schien, so waren alle seine Bemühungen zuerst auf den Umsturz dieser gerichtet. In Gemeinschaft mit mehren gleichgesinnten Freunden, größtentheils Advokaten und Kaufleuten, alle dem höheren Mittelstande angehörig, organisirte er eine Art patriotischer Verbindung, die als Wahlspruch die Worte pro aris et focis nahm und deren Zweck darin bestand, die Opposition mit den nothwendigen Mitteln zu versehen, um den Widerstand und zuletzt einen offenen Kampf gegen die Regierung zu unterhalten. Vonck bildete mit fünf Advokaten, Verlooy, Torfs, t'Kint, de Brouwer und Lehardi, zwei Kaufleuten, Weemaels und d'Aubremez, einem Ban-

quier, dem Vicomte von Walkiers, und dem Ingenieur Fisko, ein leitendes Comité. Jeder von ihnen warb zehn Freunde, auf die er sich verlassen konnte, für den Zweck der Verbindung, jeder von diesen Hundert übernahm die Verpflichtung, wieder zehn gleichgesinnte Personen zusammenzubringen, und so fort bis in die untern Classen der Gesellschaft. Die verschiedenen Theilnehmer kannten sich nicht untereinander, sondern waren nur dem, der sie angeworben, bekannt. Dem leitenden Comité wurden vollständige Listen zugestellt, und das Unternehmen hatte einen so ungemeinen Erfolg, daß nach den ersten sechs Monaten ihres Bestehens die Verbindung schon 46,000 Mitglieder zählte. Im October 1789 betrug die Gesammtzahl aller Verbündeten sogar nahe an 70,000. Alle Theilnehmer waren von dem allgemeinen Zweck der Gesellschaft unterrichtet und angewiesen, sich bereit zu halten, um im Nothfall, auf ein von dem leitenden Comité gegebenes Zeichen, zum Aufstande zu schreiten. Außerdem verpflichteten sie sich noch zu Geldbeiträgen, welche im Anfang zur Herausgabe von Broschüren, Journalen, Büchern im Sinne der Bewegung, später, als dieselbe ihrem Ausbruche nahe war, zu Sendungen nach Paris und dem Haag, in Angelegenheiten derselben, zum Unterhalt der Emigrirten und zum Ankauf von Munition und Waffen benutzt wurden. Zwei Dinge erscheinen bei diesem Unternehmen auffallend: einmal sein schneller Erfolg, die große Zahl von Theilnehmern, die es fand, und dann, daß es trotz des letztern Umstandes doch so lange geheim bleiben konnte. Das erstere erklärt sich zum Theil aus der öffentlichen Stimmung, die in allen Classen dieselbe war und seit dem Anfang des Jahres 1789 den höchsten Grad

von Aufregung und Feindseligkeit gegen die Regierung erreicht hatte, zum Theil daraus, daß die Meinungsverschiedenheit, welche später die Kräfte der Revolution brach und zersplitterte, damals noch nicht an den Tag getreten war und der Anschluß an die Gesellschaft als eine durchaus patriotische und löbliche Sache, auch von den Häuptern der, die strenge Beibehaltung des Alten wollenden, Partei, empfohlen wurde. Daß die Regierung nicht ausführliche Kunde davon erhielt, ist schwerer zu erklären; ganz ohne Nachricht war sie nicht, das Bestehen und zum Theil auch die Organisation des Ganzen wurde ihr durch einen Franzosen, der sich in die Verbindung einzuführen gewußt und von Seiten ihrer Leiter sogar eines gewissen Vertrauens genoß, gegen eine bedeutende Summe verrathen, d'Alton spricht davon zu wiederholten Malen in seinen Berichten an den Kaiser. Aber desto unbegreiflicher ist es, daß man sich mit einigen nichtssagenden Maßregeln begnügte und, einem so gefährlichen, so weit verzweigten Unternehmen gegenüber, die Anstifter und Häupter desselben ruhig gewähren ließ. Erst im September 1789, als der Aufstand fast vollständig organisirt und Alles vorbereitet war, fing man an sie zu verfolgen und mit großer Strenge gegen sie zu verfahren, aber ohne Erfolg, denn wenn auch Einzelne festgenommen, oder sich zu verbergen oder zu flüchten genöthigt wurden, so war das angefangene Werk doch schon zu weit gediehen, als daß sein Fortgang hätte darunter wesentlich leiden können, oder gar aufgehalten werden.

II.

Um die Ereignisse zu verstehen, welche den Ausbruch der so vorbereiteten Revolution herbeiführten, ist es nothwendig, einen Blick auf die allgemeineren politischen Verhältnisse zu werfen, in denen sich Joseph und die östreichische Herrschaft in den Niederlanden um diese Zeit befanden. Der Kaiser war seit längerer Zeit schon in einem Kriege gegen die Türkei begriffen, zu dem ihn Rußland hauptsächlich bewogen, und der trotz einzelner Erfolge im Ganzen doch eine für ihn ungünstige Wendung genommen hatte. Die Bewegungen, welche in Ungarn in Folge der kaiserlichen Reformen stattgefunden und die sich in den Niederlanden nur zu offen vorbereiteten, schwächten und hemmten seine Wirkungskraft und brachten ihn in eine politisch höchst ungünstige Lage. Sein Krieg gegen die Türkei hatte unter den Mächten, welche von den möglichen Vergrößerungen der östreichischen Macht zu fürchten hatten, eine Art Verbindung hervorgebracht, an deren Spitze sich England und Preußen stellten, der sich die Republik der vereinigten Niederlande, in deren Interesse die Schwächung der kaiserlichen Gewalt in den belgischen Provinzen lag, und Schweden, in Folge der von Rußland genommenen Stellung, anschlossen. Auf die Seite Oestreichs und Rußlands neigten sich Frankreich, Spanien und Dänemark, ohne jedoch den Unternehmungen jener eine wesentliche und unmittelbare Unterstützung angedeihen zu lassen. Unter den Gegnern der östreichischen Politik hatten England, Preußen und die vereinigten Provinzen sehr direkte und für sie wichtige Beziehungen zu den östreichischen Niederlanden, die es ihnen zur Pflicht

machten, den dort vorkommenden Bewegungen die größte Aufmerksamkeit zu schenken. Für Preußen und Holland waren die belgischen Provinzen Grenzlande, und die Möglichkeit eines Sturzes der kaiserlichen Herrschaft in ihnen eröffnete beiden Aussichten und Vortheile der allerbedeutendsten Art, außerdem konnte Alles, was diese Herrschaft schwächte, ihnen nur angenehm und erwünscht sein. England hatte in der Stellung, die es genommen, hauptsächlich wol das Schicksal der Türkei und die Verhältnisse Rußlands zu ihr und zu Schweden im Auge, aber auch die niederländische Frage hatte insofern eine sehr naheliegende Wichtigkeit für dasselbe, als ihm Alles daran gelegen sein mußte, Frankreich zu verhindern, seinen Einfluß auf diese Provinzen auszudehnen. Außerdem übte das Schicksal derselben eine zu unmittelbare Wirkung auf die Lage des mit ihm eng verbündeten Hollands aus, als daß das londoner Cabinet bei den dortigen Vorgängen hätte gleichgültig bleiben können. Am nächsten ging der Zustand Belgiens aber Holland an. Durch innere Unruhen erschöpft, von seinen in Münster, Belgien und Frankreich gelagerten Emigranten mit einer Invasion und neuen Umwälzung bedroht, mußten die Bestrebungen seiner Politik darauf hingehen, die Barriere, welche ihm die östreichischen Niederlande früher gewährt und die Joseph aufgehoben hatte, in einer oder der andern Weise wiederherzustellen. Dafür boten die Ereignisse, welche sich in Belgien vorbereiteten, bei weitem mehr günstige Aussichten dar, als die Fortdauer der östreichischen Herrschaft es hätte thun können. Diese Betrachtungen bestimmten das Verfahren, welches eine jede der eben genannten drei Mächte jenen Ereignissen gegenüber beobachtete, und veranlaßten zu

gleicher Zeit die Führer der Bewegung in den belgischen Provinzen, Schritte zu thun, um über die näheren Absichten der Cabinete und die Unterstützung, welche sie im Falle einer Schilderhebung gegen Oestreich von denselben zu erwarten hätten, aufs Reine zu kommen. Man wollte über den Beistand von Außen her Gewißheit haben, ehe der letzte und entscheidende Schritt im Innern gethan würde.

Zu diesem Zweck war van der Noot zuerst nach dem Haag gegangen. Es gelang ihm, Anfangs Mai 1789, eine Unterredung mit einem der einflußreichsten Staatsmänner der Republik, dem Großpensionnair von Holland, van de Spiegel zu haben. Er setzte in derselben alle Beschwerden seiner Landsleute gegen den Kaiser auseinander und entwickelte besonders die Gefahren, denen die vereinigten Provinzen ausgesetzt sein würden, wenn die Anschläge Joseph's auf Belgien gelingen sollten. Außerdem fügte er hinzu, daß mehre einflußreiche Personen in Belgien ihn autorisirt hätten, Eröffnungen in Beziehung auf dasjenige zu machen, was man zu thun gedenke, wenn der Versuch, das östreichische Joch abzuschütteln, mit Erfolg gekrönt würde. Es lagen darüber zwei Plane vor, entweder sich in diesem Falle mit der Republik der vereinigten Provinzen zu einem Staate zu verschmelzen, oder aus den verschiedenen belgischen Provinzen einen Föderativ-Staat zu bilden, an dessen Spitze ein fremder Prinz als Stadthouder, mit einer nach dem Muster der holländischen geregelten Verfassung treten sollte. Die Patrioten wünschten, um das Gelingen dieser Plane zu sichern, daß Preußen sich verbindlich machen möge, sich jedenfalls dem Marsche kaiserlicher Truppen, wenn dergleichen nach den Niederlanden gesendet werden sollten, zu widersetzen, und daß der

täglich anwachsende Haufe belgischer Emigrirten durch angebliche Deserteurs und einen General aus der Armee eines der verbündeten Länder verstärkt und zu einem ordentlichen Heere geformt werde. Der Großpensionnair drückte sich in seiner Antwort mit vieler Vorsicht aus. Er bezeichnete die ihm vorgelegten Plane als sehr schwer auszuführen, und ging überhaupt auf keine der Ideen und Aeußerungen van der Noot's mit einiger Bestimmtheit ein. Dessenungeachtet aber hielt er die Sache für zu wichtig, um sie ganz fallen zu lassen. Er richtete ein Memoire an den im berliner Kabinet damals allmächtigen Grafen Hertzberg, in dem er die niederländischen Verhältnisse auseinandersetzte und, darauf gestützt, die Nothwendigkeit nachwies, daß die drei Mächte, Preußen, England und Holland sich verständigten, um zu verhindern, daß die in Belgien bevorstehende Bewegung nicht zu einem Anschluß an Frankreich führe. Graf Hertzberg ging mit Eifer auf diese Idee ein. Der Gouverneur von Wesel, General von Schlieffen, wurde mit einer außerordentlichen Mission nach dem Haag beauftragt, sah bei dieser Gelegenheit van der Noot und versicherte ihn, daß Preußen die Patrioten nicht verlassen würde, im Fall es ihnen gelänge, die östreichische Regierung zu stürzen. Dasselbe und mehr noch wurde ihm von der Prinzessin von Oranien, der Gemahlin des Stadthouders, zugesagt, welche den Unternehmungen der Patrioten und den Bemühungen van der Noot's eine besondere Theilnahme schenkte. Sie war es auch, die ihn aufforderte nach Berlin zu gehen, um sich über die Gesinnungen des dortigen Cabinets in Betreff ihrer Plane zu vergewissern. Dieser Vorschlag sagte ihm zu und er zögerte nicht ihn auszuführen. Graf Hertzberg empfing ihn in der That,

konnte sich aber bald von der Unzureichendheit van der Noot's, seiner leeren Aufgeblasenheit und der Unmöglichkeit seiner Plane überzeugen. Doch hielt er es für angemessen, nichts davon merken zu lassen und sich in seinen Antworten auf die Fragen des „bevollmächtigten Agenten des brabantischen Volks“ mit einigen das preußische Cabinet in keiner Weise bindenden Andeutungen und Versprechungen zu begnügen, die jedoch bei weitem bestimmter lauteten, als was man van der Noot in Holland gesagt hatte. Van der Noot, von Anfang an unfähig, die eigentliche Bedeutung und den wahren Werth dieser Demonstrationen im Haag, sowol wie in Berlin, zu begreifen, ohne alles politische oder diplomatische Talent, glaubte fest an die Aufrichtigkeit aller jener Versicherungen und war überzeugt, daß die Mächte aus reinem Interesse an den Belgiern und ohne alle weiteren Rücksichten auf allgemeinere politische Verhältnisse und die Wendung, die diese nehmen konnten, den Aufstand unterstützen und gegen Oestreich oder wer sonst sich ihm widersetzen wolle, vertheidigen würden. Daß das ihm bewiesene Interesse auf selbstsüchtigen Motiven beruhen, von augenblicklichen Umständen abhängen und mit einer Aenderung derselben verschwinden könne, daran zu denken, kam ihm nicht in den Sinn. So geschah es, daß er von Berlin aus und nach seiner Rückkunft alle seine Freunde, die ganze zahlreiche ihm ergebene Partei mit den glänzendsten Versprechungen der Hülfe der Cabinete zum Handeln antrieb und aus vollen Kräften arbeitete, den Ausbrauch der Bewegung herbeizuführen.

Zu diesem Zwecke hatte sich schon seit längerer Zeit eine Art Comité, auf holländischem Gebiet, an den Grenzen der östreichischen Niederlande, in Breda gebildet. In

Folge der heftigen Maßregeln und Verfolgungen der Regierung gegen eine große Anzahl von Personen, die ihr durch ihr politisches Benehmen misfällig waren, hatte sich eine Menge von Individuen von dem belgischen Territorium auf das holländische zurückgezogen. Dort traten sie als Emigranten auf und erhielten in dieser Eigenschaft Aufenthaltserlaubniß von Seiten der Behörden. Die Führer der Opposition begünstigten in aller Weise diese Emigration und trieben dazu an, die seit dem Frühjahr 1789 ununterbrochen fortdauerte und besonders nach der Aufhebung der Stände und der Vernichtung der Verfassung im Juni sehr zahlreich wurde. Van der Noot begab sich ebenfalls dorthin, in Begleitung des Abbé van Eupen, eines Mannes von unstreitig vielem Geist und Talent, dessen Charakter aber durch die Rolle, die er in den spätern Ereignissen spielte, in einem weniger vortheilhaften Lichte erscheint. Sie fanden dort eine Menge angesehener Personen, unter andern die Aebte von Tongerloo und St. Bernard, zwei der bedeutendsten Abteien des Landes, mit denen sie sich an die Spitze aller zu Breda und in der Umgegend befindlichen Emigrirten stellten und das leitende Comité der Emigration und der sich vorbereitenden Bewegung bildeten. Die Absicht, mit bewaffneter Hand in Belgien einzufallen und die kaiserliche Regierung umzustürzen, wurde jetzt nicht mehr verhehlt, man bereitete sich offen dazu vor. Die Emigrirten wurden in Corps von Freiwilligen organisirt, im Gebrauch der Waffen geübt und zu wiederholten Malen Excursionen auf das belgische Gebiet versuchsweise angestellt. Auf die dringenden Reclamationen Oestreichs untersagten die Generalstaaten zwar den auf ihrem Gebiete befindlichen Belgiern alle Versammlungen und besonders alle militairi-

sche Exercitien und Rüstungen; aber dieser Befehl wurde erst am 16. October, das heißt in einem Augenblick gegeben, wo alle Vorbereitungen fast vollendet waren, und außerdem hielt man wenig auf seine strenge Befolgung. Das bredaer Comité unterhielt nach wie vor eine sehr thätige Correspondenz mit den angesehensten Staatsmännern im Haag und die Verbindungen blieben, trotz allem äußern Anschein des Gegentheils, von der freundlichsten Art.

Während van der Noot und seine Anhänger auf diese Weise thätig waren, hatten Vonck und seine Freunde ihre zahlreichen Verbindungen, alle Mittel, welche die Organisation der Gesellschaft pro aris et focis ihnen bot, in Bewegung gesetzt, um die Emigration ihrerseits zu unterstützen und allgemein zu verbreiten. Ein Versuch, sich mit dem bredaer Comité zu verständigen, um die Auswanderungen zu vereinigen und auf einen Punkt zu lenken, mislang, da die Häupter der verschiedenen Fractionen der Opposition schon jetzt über das einzuschlagende Verfahren, um die Regierung zu stürzen, nicht übereinkommen konnten. Vonck wollte den Aufstand mit den Mitteln der Provinzen selbst zu Stande zu bringen, er rechnete und hoffte wenig auf fremde Hülfe und wünschte, daß die Bewegung so lange als möglich ausschließlich national bleibe. Van der Noot dagegen zählte mit Gewißheit auf den Beistand von Außen und glaubte, daß man alle Unternehmungen hauptsächlich darauf basiren müsse. Die Meinungen standen sich schon jetzt mit großer Schroffheit gegenüber und Vonck, der die Illusionen van der Noot's in keiner Weise theilte und von Anfang an die ganze Lage der Patrioten viel klarer durchschaute, suchte die Kräfte des ihm ergebenen Theils der

Emigration, unabhängig von den andern, zu vereinigen und zum Handeln vorzubereiten. Er bildete in Hasselt, auf lüttichschem Gebiete, ein eigenes Comité für die Ausgewanderten seiner Partei, von denen dort bald eine große Menge sich versammelte und sich unter seiner und seiner Freunde Leitung zu einem über 2000 Mann zählenden Corps Freiwilliger organisirte. Die in Lüttich im August 1789 ausgebrochene Revolution, welche, ganz von den Principien der französischen ausgehend, mit Vonck's Ansichten und Bestrebungen bei weitem mehr in Einklang stand, als mit denen van der Noot's und seiner Partei, begünstigte vielfach die Bildung des hasselter Comités und gewährte seinen Bemühungen den Schutz, dessen sie bedurften. Als seine verschiedenen Vorbereitungen und die Lage der Verhältnisse im Allgemeinen auf einen Punkt gediehen waren, der den Ausbruch der Bewegung zu erlauben schien, wußte Vonck dem Obersten van der Mersch, einen in östreichischen Diensten stehenden Offizier, der in der französischen und der kaiserlichen Armee mit Auszeichnung gedient und sich Ruf und Ansehen erworben, für die Sache der Patrioten zu gewinnen, und das Comité von Breda, den ganzen Werth der Erwerbung wohl erkennend, übertrug ihm unter vortheilhaften Bedingungen den Oberbefehl über sämmtliche Streitkräfte der Emigration.

Die Regierung unterdessen war in ihrem System, durch äußerste Strenge einzuschüchtern und den Schrecken als Waffe zu gebrauchen, bis zum letzten Augenblick fortgefahren. Als die Auswanderung immer bedeutender wurde, als die einflußreichsten Glieder des Adels und der Geistlichkeit Brüssel verlassen und sich auf das holländische Gebiet nach Breda und in die Umgegend begeben hatten und

mehre Tausend Personen aus allen Ständen diesem Beispiele gefolgt waren, versuchte sie durch ein strenges, die Emigration auf das härteste verbietendes Edikt, der Bewegung Einhalt zu thun. Confiscation und ewige Verbannung sollten die Ausgewanderten selbst treffen, die Todesstrafe war auf jeden Versuch, zur Auswanderung zu bewegen, gesetzt und eine Belohnung von 10,000 Fl. mit dem Versprechen der strengsten Geheimhaltung wurde den Angebern dieser Versuche zugesichert. Diese Maßregel hatte aber nicht nur keinen günstigen, sondern grade den entgegengesetzten Erfolg, die Emigration nahm in erschreckender Weise überhand. Als die Zeichen des nahenden Sturms immer häufiger wurden, als man überall im Lande von dem bevorstehenden Aufstand sprach und aus den Planen der Emigrirten kein Hehl mehr machte, als die Excursionen der Emigrirten auf belgisches Gebiet immer häufiger wurden und die Aufregung im Lande den höchsten Grad erreichte, da versuchte sie die allerverzweifeltsten Mittel, die, wie die Sachen nun einmal standen, den Ausbruch der Bewegung, anstatt ihn zu verhindern, nur beschleunigen mußten. Eine allgemeine Entwaffnung wurde angeordnet und eine große Anzahl von Verhaftungen unter allen Ständen, vom höchsten Adel an (die Fürstin von Ligne und die Herzogin von Ursel waren darin begriffen), unter dem Vorwande einer entdeckten Verschwörung, verfügt. Zu gleicher Zeit (19. October) ging ein starkes Detaschement kaiserlicher Truppen auf Hasselt los, um die dort versammelten Patrioten zu zerstreuen, ohne sich im geringsten um die Verletzung des lütticher Gebiets, die dabei begangen wurde, zu bekümmern. Diese letztere Maßregel wurde aber mit so geringer Schnelligkeit

ausgeführt, daß die Emigrirten Zeit hatten, bei der ersten Kunde vom Anmarsche der Oestreicher sich selbst und ihr zahlreiches Material auf holländisches Gebiet zu flüchten, und die ausgesandten Truppen ohne den geringsten Erfolg zurückkehren mußten. Der Schrecken wurde nun im ganzen Lande allgemein, wer nur irgend konnte, flüchtete sich nach Breda, alle Garantien des öffentlichen Zustandes verschwanden vor der Herrschaft der Willkür und des Martialgesetzes, das man proclamirte, um dem Verfahren einen Anschein von Legalität zu geben. Die hochgestelltesten Personen, der Cardinal von Frankenberg, der Bischof von Antwerpen und viele andere flüchteten oder verbargen sich, eine allgemeine Katastrophe schien nahe und unvermeidlich.

III.

Der Augenblick zu handeln war jetzt gekommen, das bredaer Comité beschloß den Einfall sämmtlicher Streitkräfte der Emigrirten in die Provinz Brabant und eine Diversion auf das flandrische Gebiet, um in dieser nach Brabant wichtigsten Provinz den Aufstand, der dort, wie überall, unter der Asche glühte, zum Ausbruch zu bringen. Man bildete zu diesem Zwecke zwei Corps, das eine unter dem Befehl der Obersten Ransonnet, Devaux und Spanoghe sollte, von Rosendael aus, bei Santvliet in die Provinz Brabant einrücken, die oberhalb Antwerpen an der Schelde gelegenen Forts nehmen, über den Fluß setzen und nach Gent marschiren; das andere, die Hauptmacht der Insurgenten bildend, unter der unmittelbaren Leitung von van der Mersch bei Groß Zundert über die Grenze gehen und sich den Umständen nach auf Löwen oder Brüssel wenden. Dies letztere Corps zählte ungefähr 2800 Mann,

das erste 900. Die meisten waren improvisirte Soldaten, höchst ungleich und unvollkommen bewaffnet, weniger als nothdürftig im Gebrauche der Waffen geübt, größtentheils ohne Uniform, ohne Disciplin, ohne irgend eine Idee des Dienstes. Beide Corps rückten am 24. October 1789, Morgens von ihren Cantonnirungen aus. Kaum auf östreichischem Gebiete angekommen, bemächtigte sich ein panischer Schrecken der Haufen, die van der Mersch führte, nur mit der größten Mühe gelang es diesem, sie zusammenzuhalten. Als man sich dem ersten brabantischen Dorf nähert, jagt ein zufällig fallender Flintenschuß beinahe die ganze Masse auseinander; erst als man bei weiterem Vorrücken gewahr wird, daß kaiserliche Truppen sich nirgend blicken lassen, kömmt Muth und Vertrauen allmälig zurück und die Colonne gelangt nach Hoogstraeten, wo sie einen andern Zug Patrioten finden sollte, der ebenfalls zum Corps von van der Mersch gehörte, sich aber aus Furcht vor der Nähe der Oestreicher zum Theil wieder aufgelöst hatte. In Hoogstraeten brachte man die Nacht zu, hier wurde zuerst das Manifest an das brabantische Volk, das erste öffentliche Document, in welchem die Gründe der Unternehmung der Patrioten und ihr Zweck auseinandergesetzt werden, ausgegeben. Dies merkwürdige Actenstück ist eher eine Abhandlung als ein Manifest zu nennen. Es hatte den Dr. van Leempoel, einen löwener Professor, der in den späteren Unterhandlungen im Haag eine Rolle spielte, und van der Noot zu Verfassern. Es beginnt in einem etwas schwerfälligen, dogmatischen Style mit der Auseinandersetzung einiger politischen Grundprincipien. Die Macht der Fürsten sei beschränkt, der Wille des Volks souverain; wenn die oberste Gewalt demselben nicht

entspreche, so träte die Nation wieder in ihre anfängliche Unabhängigkeit ein und könne die Gewalten, die sie verliehen, zurücknehmen. Diese Grundsätze werden auf die Lage der östreichischen Niederlande angewandt, es wird eine ziemlich ausführliche Geschichte der Regierung Joseph's II., natürlich vom Standpunkte der Opposition aus, gegeben und dargethan, daß er die beschworne Verfassung verletzt, seinen Eid gebrochen und dadurch die Nation von dem ihm geleisteten entbunden habe. In Folge dessen wird der Kaiser aller Rechte und Gewalten in Brabant für verfallen und verlustig erklärt, alle Civil- und Militairbehörden werden ihrer Verpflichtungen gegen ihn enthoben und die Gewalt mit den äußeren Zeichen derselben den Ständen übertragen. Das Ganze führte die Aufschrift: Das brabantische Volk, durch das Organ des geistlichen Standes und des dritten Standes der drei Hauptstädte, in Gemeinschaft mit mehren Mitgliedern des Adels, entbietet u. s. w. seinen Gruß, und war von van der Noot, bevollmächtigtem Agenten des brabantischen Volks, unterzeichnet. Es wurde in einer großen Menge von Exemplaren mit Blitzesschnelle in allen Provinzen verbreitet.

In Hoogstraeten sammelte van der Mersch die zerstreuten Theile seiner Colonnen und setzte sich am Morgen des 25. October, nachdem den Truppen das Manifest des brabantischen Volks vorgelesen war, nach Turnhout in Marsch, um von dort auf Diest zu gehen, wo er die Straßen nach Löwen, Brüssel und Antwerpen gewinnen konnte, um im Fall einer Niederlage sich auf lüttichsches oder holländisches Gebiet zurückzuziehen. Auf dem Marsch nach Diest begriffen, erfuhr er die Annäherung der kaiserlichen Trup-

pen. Sobald die erste Nachricht von dem Anrücken der Insurgenten nach Brüssel gekommen war, hatte der General d'Alton Befehle gegeben, um dieselben von drei Seiten her, durch drei verschiedene Corps angreifen und umzingeln zu lassen. Der in Lierre befindliche General Schröder, derselbe, der die Expedition auf Hasselt geführt hatte, sollte den Hauptschlag am 28. ausführen. Aber anstatt abzuwarten, bis alle Dispositionen vollendet waren, zog Schröder, der seine eigenen Kräfte überschätzte und die der Insurgenten zu gering anschlug, schon am 26. mit fünf Bataillonen, sieben Kanonen und zwei Escadron Dragoner auf Turnhout zu, um den Feind aufzusuchen und ihn auf seine eigene Hand zu schlagen. Van der Mersch hatte Turnhout eben verlassen, als er von dem Anmarsch Schröder's in Kenntniß gesetzt wurde; er ging sogleich in die Stadt zurück, die er von seinen Truppen besetzen ließ, und traf in Eile die nothwendigsten Vorkehrungen, um die Oestreicher zu empfangen. Ohne Cavallerie und Artillerie, mußte er sich auf Barricadiren der Straßen und Zugänge zur Stadt beschränken. Nach einem ermüdenden Nachtmarsch kamen die kaiserlichen Truppen am 27. früh vor Turnhout an, Schröder ließ sogleich eine Windmühle, welche die Avantgarde der Patrioten besetzt hielt, von seinen Geschützen beschießen und rückte, als der Feind wich, mit dem größten Theil seiner Infanterie und vier Kanonen in die Stadt ein. Hier wurde er aber von einem so mörderischen Feuer aus allen Häusern empfangen, daß seine Truppen stutzten und nur mit größter Mühe zum Vorrücken gebracht werden konnten. Dieselben Patrioten, die den Tag vorher noch vor ihrem eigenen Schatten davongelaufen waren, schlugen sich jetzt mit dem allerhartnäckig-

sten Muthe. Es wurde den Oestreichern unmöglich, weiter, bis zu dem Hauptplatz der Stadt, vorzudringen, der mit der dort befindlichen Kirche und einem großen Kirchhofe von den besten Truppen der Insurgenten besetzt war. Sie verloren eine Menge Leute in einem höchst mörderischen Straßengefecht und wurden endlich nach fünfstündigem Kampfe, der auf beiden Seiten lange mit dem Bajonnet geführt war, zum Rückzug aus der Stadt genöthigt. Gegen das Ende desselben waren die kaiserlichen Truppen so entmuthigt, daß die Offiziere, trotz aller Anstrengungen und des tapfersten Beispiels, nicht mehr im Stande waren, sie im Feuer zu halten. Schröder suchte einen Augenblick die stark mitgenommene Infanterie zu sammeln und von neuem zu formiren, und befahl zu diesem Ende einen Cavallerieangriff auf die Stellung der Patrioten auf dem großen Platz. Aber kaum waren die Dragoner bei den ersten Häusern angekommen, als sie Kehrt machten und die Infanterie in ihre Flucht mitfortrissen. An Vertheidigung des Geschützes, das seine Bespannung verloren hatte und bei dem Getümmel und Wirrwarr der Flucht, in den engen Straßen nicht schnell genug zurückgezogen werden konnte, war nun nicht mehr zu denken und drei Kanonen und Munitionswagen fielen in die Hände der Patrioten. An Getödteten und Verwundeten verloren die Oestreicher nahe an 200 Mann mit 4 Offizieren, die Insurgenten 87 Mann.

Schröder, anstatt vor der Stadt eine Stellung einzunehmen und den Insurgenten, was er unbedingt konnte, die Zufuhr abzuschneiden, führte seine Truppen nach Lierre zurück und van der Mersch wagte nicht ihn zu verfolgen, um sich, trotz des bewiesenen Muthes seiner Haufen, nicht

einer Niederlage auszusetzen, die in freiem Felde, durch die Artillerie und Cavallerie der Oestreicher sehr möglich war.

Der Ausgang dieses ersten Zusammentreffens entschied das Schicksal der Revolution, die jetzt auf die Nachricht von dem Siege bei Turnhout überall in den Provinzen ausbrach. Die Entmuthigung der Regierung wuchs in eben dem Grade, in welchem Zuversicht und Selbstvertrauen der Patrioten zunahmen. Der Einfall der Colonne unter Ransonnet hatte ebenfalls ein günstiges Resultat, sie drang ohne Hinderniß bis Lillo vor, nahm das Fort, bemächtigte sich der dort befindlichen Zollkasse und einer Fregatte, die als Wachtschiff diente, ging dann über die Schelde, nahm das Fort Lieffkenshoek und zog im Angesicht von Antwerpen, auf dem flandrischen Ufer, den Fluß hinauf, bis zur Stadt Tamise, wo man den Vicekanzler von Brabant, Krumpipen, einen allgemein verhaßten Mann, festnahm und wegführte. Ohne Artillerie und sonstige Angriffsmittel, mußte der Haufen zwar wieder zurückziehen und konnte nicht einmal die genommenen Forts auf die Dauer besetzen, aber das moralische Resultat übertraf bei weitem den materiellen Gewinn der Unternehmung. Ganz Flandern gerieth in Bewegung und die Ohnmacht der Regierung wurde selbst ihren entschiedensten Anhängern klar.

Trotz dieser mehrfachen Niederlage glaubte das Gouvernement zu Brüssel sich immer noch im Stande, die Bewegung unterdrücken zu können. Das Manifest des brabantischen Volkes wurde auf dem großen Platz in Brüssel von Henkershand verbrannt, eine Proclamation, an alle Gemeinden im ganzen Lande gesandt, drohte jedes Haus in Feuer zu stecken, in welchem die Insurgenten, die in

Brabant eingefallen, Aufnahme finden, oder dessen Bewohner sich ihnen anschließen würden. Auf die Nachricht von der Aufhebung Krumpipen's wurden fünf Mitglieder des hohen Adels festgenommen, um als Geißeln zu dienen, und überall mit Gefängniß und Tod bei dem geringsten Anschein von Widersetzlichkeit gedroht. Gegen die aufrührerischen Bewegungen auf dem Lande sandte d'Alton ein Truppendetaschement mit Geschütz und dem Befehle, die Orte, wo sie stattfänden, zusammenzuschießen. Der General d'Arberg wurde mit 7000 Mann, der nöthigen Cavallerie und Artillerie gegen van der Mersch gesandt, doch konnte das Corps sich erst gegen den 7. November in Bewegung setzen, da man erst das nothwendige Geschütz aus Luxemburg hatte kommen lassen müssen. Die vorgerückte Jahreszeit, der schlechte Zustand der Wege, die Schwierigkeit der Verpflegung erschwerte aber und verzögerte ungemein alle Operationen. Van der Mersch, der sich in Turnhout verschanzt hatte, gewann Zeit, der ihm drohenden Einschließung durch d'Arberg's überlegene Truppenmacht zu entgehen und sich mit seinen Haufen auf das holländische Gebiet zu werfen.

Hier fand er die Sicherheit, deren er für den Augenblick bedurfte, denn trotz aller Aufforderungen der kaiserlichen Regierung, trotz ihres wiederholten Ansuchens, van der Noot auszuliefern, verweigerten die Generalstaaten beharrlich jede gewaltsame Maßregel gegen die Emigrirten, so lange diese sich des Schutzes der bürgerlichen Gesetze in Holland selbst nicht unwürdig machten. Dessenungeachtet begriff das bredaer Comité sehr wohl die Nothwendigkeit, Alles aufzubieten, um d'Arberg von der Grenze zu entfernen, denn so lange sein Corps die Stellung bei Turn-

hout behielt, war es den Patrioten unmöglich, wieder in Brabant einzurücken, und die an verschiedenen Orten der Provinz ausgebrochenen Bewegungen bedurften dringend der Hülfe von Außen, da sie ohne dieselbe den kaiserlichen Truppen gegenüber auf keine Erfolge hoffen konnten. Das geeignetste Mittel zu diesem Zwecke schien ein zweiter Einfall in Flandern, der d'Arberg nöthigen mußte, seine Kräfte zu theilen. Auf Vonck's Rath beschloß das Comité einen solchen. Eine Colonne von ungefähr 1500 Mann, größtentheils aus Freiwilligen des Corps von Ransonnet bestehend, ging unter der Führung des jungen Fürsten Louis de Ligne über die Schelde und drang ohne Hinderniß, überall mit den größten Freudenbezeigungen empfangen, bis St. Nicolas vor. D'Alton sandte sogleich einen Theil des Corps von d'Arberg und den General Schröder, der mit den bei Turnhout geschlagenen Truppen unterdessen Antwerpen besetzt hatte, den Insurgenten entgegen. Die Disposition war vortrefflich, Schröder fiel dem Corps de Ligne's in den Rücken, während die Truppen von d'Arberg es in der Front angriffen und zugleich Gent deckten. Leider wurde sie nicht ausgeführt. Ein verkehrter Befehl d'Arberg's schrieb den beiden Corps vor, nichts zu unternehmen, ehe sie vereinigt wären, während sie gerade getrennt hätten agiren müssen. Dadurch und durch die unglückliche Langsamkeit, mit der die Bewegungen der kaiserlichen Truppen ausgeführt wurden, geschah es, daß die Patrioten, anstatt zwischen zwei Feuer zu kommen und, im besten Falle, zum Rückzug unter die Schelde gezwungen zu werden, vielmehr den Weg nach Gent frei fanden. Mit großer Kühnheit schlugen sie ihn ein, denn wenn sie die Stadt nicht nahmen, so mußten sie nothwendig den

Oestreichern, die Zeit zum Anrücken gewonnen hatten, in die Hände fallen. Am 13. November, früh morgens, waren sie, in drei Colonnen getheilt, vor den Thoren der flandrischen Hauptstadt. Trotz der drohenden Aufregung, die in ganz Flandern herrschte und in Gent stärker war als irgendwo, betrug die Besatzung der Stadt nur zwei Compagnien, zu deren Verstärkung bei der ersten Annäherung de Ligne's ein Bataillon gesandt war, und in ganz Flandern befanden sich vor der Ankunft des Schröder'schen Corps nicht 1000 Mann kaiserlicher Truppen. Trotz ihrer geringen Anzahl schlug sich die genter Garnison auf das tapferste, erst als die Bevölkerung der Stadt in Masse aufstand, zog sie sich in die Kasernen zurück, welche sich auf einer die Stadt beherrschenden Höhe bei St. Peter befanden. Es trat gegen vier Uhr Nachmittags ein augenblicklicher Stillstand ein, die Insurgenten, vom Nachtmarsch und den Anstrengungen des sechsstündigen Kampfes ermüdet, verbreiteten sich in den Straßen der Stadt, um Ruhe und Nahrung zu suchen. Anstatt diesen Umstand zu benutzen, um die verlorenen Stellungen wiederzunehmen, plünderten die kaiserlichen Soldaten die den Kasernen zunächst gelegenen Häuser und mishandelten die Bürger, die ihnen in die Hände fielen. Dieser Mangel an Disciplin wurde ihnen hier, wie in Turnhout, wo ebenfalls große Excesse vorgefallen waren, verderblich; er brachte die Erbitterung der Bewohner auf den höchsten Grad. Während der Nacht kamen d'Arberg und Schröder mit 5000 Mann frischer Truppen in der Citadelle an. Trotz dieser bedeutenden Macht aber gelang es nicht, die Verbindung mit den Kasernen auf St. Peter herzustellen. Die Citadelle, het Spagnaerd's Kasteel genannt, ein Werk Karl's V.

nach dem großen genter Aufstand von 1539, lag am nordwestlichen Theile der Stadt, während die Höhen von St. Peter sich im Südosten befinden. Alle Versuche, die Oberst Lunden, der die in St. Peter befindlichen Truppen befehligte, machte, um mit d'Arberg zu communiciren, wurden von den Bürgern vereitelt und ein bedeutendes Detaschement der erstern dabei in die Pfanne gehauen. D'Arberg hatte bei seiner Ankunft dem Magistrat anzeigen lassen, daß er die Stadt in Grund schießen würde, wenn sie sich nicht unterwürfe, und da in keiner Weise Anstalten dazu gemacht wurden, so begann das Feuer am 14. Einige Häuser wurden in Brand gesteckt, im Ganzen aber wenig Schaden angerichtet, die Patrioten, hinter Häusern, Bäumen und in Gräben versteckt, unterhielten ein höchst mörderisches Feuer auf die, die Geschütze bedienenden Artilleristen, deren Geschicklichkeit außerdem viel zu wünschen übrig ließ. Den Abend und die Nacht vom 14. auf den 15. benutzten die Insurgenten, um alle Zugänge von der Stadt zur Citadelle zu barricadiren, und als die Garnison der letzteren am 15. Morgens einen Ausfall versuchte, wurde sie mit Verlust zurückgeschlagen. Dieser Erfolg erhöhte den Muth der Genter so, daß sie am 16. die Kasernen von St. Peter angriffen. Lunden, der Mangel an Lebensmitteln litt und die Unmöglichkeit einsah, sich nach der Citadelle durchzuschlagen, oder von ihr Hülfe zu erhalten, ergab sich mit 800 Mann, wurde unter strenger Bewachung mit seinen Truppen gefangen gesetzt und gezwungen, an den General d'Arberg zu schreiben, daß, wenn die Citadelle fortführe die Stadt zu beschießen, sein und seiner Soldaten Leben in Gefahr stände, da die Patrioten gedroht, ihn in diesem Falle mit seinem

ganzen Corps vor den Wällen der Citadelle über die Klinge springen zu lassen. D'Arberg, der den Feind viel stärker glaubte, als er wirklich war, und dessen Truppen anfingen sich zu demoralisiren, stellte darauf nicht nur das Feuer der Citadelle ein, sondern verließ dieselbe auch mit der ganzen Besatzung in der Nacht vom 16. auf den 17. November und zog sich über Dendermonde nach Brüssel zurück.

Kaum befanden sich die Patrioten im Besitz von Gent, als ganz Flandern der Bewegung folgte und die östreichische Herrschaft in allen bedeutenden Städten der Provinz gestürzt wurde. In Brügge, Ypern, Kortryk und Nieuport machte die Bürgerschaft die schwachen kaiserlichen Garnisonen zu Gefangenen, Ostende wurde von seiner Besatzung freiwillig verlassen und General Rindsmaul, der dort befehligte, sah sich gezwungen, mit seinen Truppen eine Zuflucht auf französischem Gebiet zu suchen. In weniger als zwei Tagen war die Befreiung der Provinz vollbracht und vom Meere bis zur Dender kein östreichischer Soldat mehr in Flandern.

Dieser über alle Erwartung schnelle und vollständige Erfolg der Patrioten verbreitete Schrecken und Bestürzung in den übrigen Provinzen, wo die kaiserliche Herrschaft noch bestand. Die Generalstatthalter, der Herzog Albert und die Erzherzogin Marie Christine, glaubten sich vor Allen in Sicherheit setzen zu müssen, und verließen Brüssel am 18. November. Ihre schleunige Abreise, die vielfach einer Flucht glich, ließ in Aller Augen die östreichische Sache als verloren erscheinen. Wer nur von den höhern Civilbeamten sich entfernen konnte, folgte ihrem Beispiel. Trautmannsdorf, der die übertriebene Strenge d'Alton's, sein

willkürliches Verfahren und das ganze System, die Bewegung durch Anwendung der Gewalt zu unterdrücken, von Anfang an gemisbilligt hatte und mit d'Alton selbst seit lange schon überworfen war, suchte jetzt durch Milde und Nachgeben zu erhalten, was alle militairischen Maßregeln der Regierung nicht hatten verschaffen können. Am 20. November erschien eine Proclamation, in der die Regierung ihr Bedauern über die letzten Vorfälle ausdrückte, erklärte, die Milde der Strenge vorziehen zu wollen, ihre guten Absichten betheuerte und alle Gemäßigten und redlichen Bürger aufforderte, in ihre väterlichen Arme zurückzukehren. Am 21. wurde das Edikt vom 18. Juni, das die Stände aufhob, zurückgenommen, die Deputation der Stände wiedereingesetzt und dem Rathe von Brabant eröffnet, daß er seine Functionen wiederantreten könne. Aber es war zu spät, diese Zugeständnisse, durch die dringendste Noth und Gefahr erzwungen, brachten nur eine Wirkung hervor, die Ohnmacht der Regierung in ihrem ganzen Umfange zu zeigen, eine Ohnmacht, an der auch die entschiedenste Verblendung nicht mehr zweifeln konnte, als am 25. November eine Ordonanz erschien, welche die Joyeuse entrée und alle sonstigen Privilegien von Brabant wiederherstellte und eine allgemeine Amnestie, ohne irgend eine Ausnahme, verkündigte. Während so das mühselige Werk von zehn Jahren der undankbarsten Arbeit und Anstrengung in wenigen Tagen zerstört wurde und die Regierung demüthigst gewährte, was sie so lange stolz verweigert, erließ das patriotische Comité von Gent, das sich nach dem Abzuge d'Arberg's dort gebildet, eine Bekanntmachung, in der es unter anderm hieß: Im Fall in Brüssel oder anderswo den Bürgern irgend ein Schade geschähe, wie die kaiserli-

chen Truppen ihn in Gent verübt, so würden alle Offiziere und Soldaten, die dort gefangen gehalten seien, ohne weiteres erschossen werden. In ganz Flandern wolle man die Sturmglocke läuten, das Volk aufstehen machen und gegen die Regierung führen, die, wie d'Alton es gethan, den Soldaten erlaubt habe, das Land zu plündern und zu verwüsten. Bald darauf versammelten sich die Staaten von Flandern, und am 23. November wurde der Kaiser aller Rechte und Gewalten, die er als Graf von Flandern ausgeübt, verlustig, die Provinz selbständig, die Staaten souverain erklärt und eine Aushebung von 20,000 Mann beschlossen.

Einen Augenblick schien es jedoch, als wenn die Waffen der Insurgenten nicht immer siegreich sein sollten und als ob die kaiserliche Herrschaft noch die Aussicht habe, sich in Brabant zu halten. Der Rückzug d'Arberg's auf Dendermonde und Brüssel hatte im Herzen dieser Provinz eine ansehnliche Truppenmacht vereinigt, die Brüssel in Schranken hielt und zugleich Flandern, das für den, der im Besitze der Uebergänge über die Dender sich befindet, von der brabantischen Seite ganz offen ist, bedrohte. Um den Erfolg der Revolution in Flandern zu sichern und den brüsseler Patrioten zugleich Luft zu verschaffen, beschloß das bredaer Comité einen neuen Einfall in Brabant und eine Diversion auf Namur und das Hennegau; die Leitung des ersteren wurde van der Mersch übergeben, die Unternehmung auf Mons zwei französischen Abenteurern, denen van der Noot sein Vertrauen schenkte, zugewiesen. Eine Colonne von 500 Mann rückte zu diesem Zweck über Lüttich, die Maas entlang auf Dinant und Namur. Die Führung war aber so schlecht, der Haufen so ohne alle

Disciplin, daß man sechs Tage gebrauchte, um vor Dinant anzukommen. Die Besatzung von Namur hatte so Zeit gehabt, sich der Brücke und der Stadt selbst zu bemächtigen, und als die Insurgenten sie daraus vertreiben wollten, wurden sie zurückgeschlagen und die Colonne zerstreute sich, die Meisten flüchteten auf französisches Gebiet. Der Zweck der Unternehmung wurde aber merkwürdigerweise doch erreicht. Der Commandant von Namur, Oberst Bleckem, hatte bei der Annäherung der Insurgenten die Besatzung von Mons an sich gezogen, weil er die Streitkräfte des Feindes den seinigen überlegen hielt. Kaum war aber die Garnison nach Namur marschirt, so erhob sich die Bevölkerung von Mons. Die östreichischen Farben wurden überall abgenommen und Hauptstadt und Provinz waren wie in einem Nu insurgirt und für die kaiserliche Regierung verloren.

Van der Mersch unterdessen war in Brabant eingerückt, hatte ein Detaschement Oestreicher geworfen und Diest genommen. D'Alton wollte zuerst selbst gegen ihn marschiren, wurde aber durch Trautmannsdorf, der erst den Erfolg der Ordonanzen vom 20. und 21. November erwarten wollte, davon abgehalten. Van der Mersch, der im offenen Felde nicht daran denken konnte, den kaiserlichen Truppen, besonders unter d'Alton's Führung, zu widerstehen, verließ Diest, wo er unfehlbar eingeschlossen worden wäre, und wandte sich nach Tirlemont. D'Alton ging ihm hier nach und bald befand sich der ungefähr 3000 Mann starke Haufen der Patrioten in der schrecklichsten Lage. D'Alton stand ihm mit überlegenen Kräften gegenüber, seine Anwesenheit brachte Leben und Einheit in die Bewegungen der Oestreicher, die mit allem Nöthigen ver-

sehen waren, um ihren Operationen Nachdruck zu geben. Die Patrioten hingegen waren ohne Cavallerie und Artillerie, durch die forcirten Märsche der letzten Tage abgerissen und erschöpft, ohne Vorräthe in einer offenen Stadt. Hätte d'Alton den Angriff auf Tirlemont versucht, so waren sie verloren. Van der Mersch, der den Einfall in Brabant nur in der Hoffnung gemacht hatte, daß die flandrischen Patrioten eine Bewegung im Rücken d'Alton's machen würden und diesen so zwischen zwei Feuer bringen, sah sich in dieser Erwartung getäuscht und außer Stande das Feld zu halten. Er beeilte sich Tirlemont zu räumen und zog sich auf Leau, eine kleine Stadt an der lüttichschen Grenze, zurück. Während er noch in Tirlemont war, fiel ein Courier, von Wien nach Brüssel mit Depeschen für die Regierung gesandt, in die Hände der Patrioten, und zugleich bemächtigten sie sich einer Depeschensendung der Regierung, die von Brüssel nach Wien ging. Van der Mersch lernte aus diesen Documenten die zwischen d'Alton und Trautmannsdorf bestehende Uneinigkeit und die friedlichen Absichten des Letzteren kennen. Er beschloß diese Umstände zu benutzen, um Zeit zu gewinnen, denn nur wenn es ihm gelang, die Oestreicher vom Angreifen abzuhalten, konnte er hoffen, das ihm anvertraute Corps zu retten. Zu diesem Zwecke schrieb er an das bredaer Comité und verlangte zur Abschließung eines Waffenstillstandes autorisirt zu werden. Zugleich sandte er eine Abschrift der aufgefangenen kaiserlichen Depeschen an Trautmannsdorf und schlug ihm vor, über eine vorläufige Einstellung der Feindseligkeiten übereinzukommen und eine Ausgleichung auf gütlichem Wege zu versuchen. Der Minister ging darauf ein, die Unterhandlungen begannen noch

in Tirlemont und führten nach mehrtägiger Dauer und Beseitigung vieler Schwierigkeiten zum Abschluß eines vorläufigen Waffenstillstandes von 10 Tagen, während welcher den Patrioten die Besetzung der Städte Diest und Leau mit einem Rayon von anderthalb Stunden Weges zugestanden und die Provinz Flandern in die Einstellung der Feindseligkeiten mit einbegriffen wurde. Diese Convention rettete die Patrioten, die in Leau, an allen, selbst den allernothwendigsten Bedürfnissen Mangel leidend, einem gewissen Verderben preisgegeben waren. Von Seiten der Regierung war sie ein unverzeihlicher Fehler, sie entmuthigte die Truppen, unter denen während des Waffenstillstandes eine allgemeine Desertion einriß, ließ die Insurgenten als eine Macht, die man nicht vernichten könne, sondern mit der man unterhandeln müsse, erscheinen und gab ihnen Zeit, ihre Rüstungen zu vervollständigen und den Ausbruch der Bewegung in den noch treu gebliebenen Städten herbeizuführen. Sie war eine moralische Niederlage, von schlimmeren Folgen als die materielle bei Turnhout. Die Ereignisse der nächsten Tage bewiesen es nur zu sehr.

Der Waffenstillstand war am 2. December zu Orsmael abgeschlossen worden, van der Mersch und der kaiserliche Unterhändler kamen überein, seine Dauer auf zwei Monate auszudehnen, wenn das bredaer Comité und die östreichischen Behörden darin einwilligen sollten. Unbegreiflicherweise versagte das erstere seine Zustimmung und misbilligte überhaupt jede Unterhandlung. Seit einiger Zeit schon war eine tiefgehende Spaltung unter den Leitern der ganzen Bewegung ausgebrochen. Van der Noot und seine Partei, von den ersten Erfolgen über alle Maßen

aufgeblasen und voller Mistrauen gegen Vonck und seine Freunde, zu denen van der Mersch gehörte, suchte die Letzteren so viel als möglich von der Leitung der Angelegenheiten zu entfernen, als sie Mäßigung predigten und sich geneigt zeigten, mit dem Kaiser zu unterhandeln, wenn er ihnen feste Garantien für die Aufrechthaltung ihrer Rechte und die Einführung der Reformen, die sie für nöthig hielten, geben wollte, während Jene die Vertreibung der Oestreicher, den gänzlichen Sturz der kaiserlichen Herrschaft und die Proclamation der Souverainetät der Stände verlangten. Vonck's persönlicher Einfluß, die großen Dienste, die er und van der Mersch der Sache geleistet, waren ein Hinderniß für die Partei. Vonck mußte vor allem entfernt werden, deshalb wurde ihm eine zwar ehrenvolle, aber seinen Interessen höchst nachtheilige Mission an die Staaten von Flandern übertragen, die er unklugerweise annahm. Van der Mersch verlor dadurch seine hauptsächlichste Stütze im Comité, und als er, um die Zustimmung desselben zu der abgeschlossenen Convention zu erhalten, selbst nach Breda kam, wurde er von van der Noot und van Eupen mit wegwerfendem Stolze empfangen und ihm erklärt, daß jene Zustimmung nicht gegeben werden könne, die Feindseligkeiten vielmehr fortzusetzen seien. Umsonst setzte er ihnen die Unmöglichkeit auseinander, bei dem Zustande der Truppen jetzt etwas zu unternehmen, umsonst bewies er ihnen, daß alle Vortheile der augenblicklichen Einstellung der Feindseligkeiten für die Patrioten, alle Nachtheile für die Oestreicher seien; keiner seiner Gründe wurde gehört. Man setzte ihm die allerthörichtsten Behauptungen und Argumente entgegen, welche nur die gänzliche Unkunde van der Noot's und sein unkluges Vertrauen auf fremde Hülfe bewiesen.

Van der Mersch wollte seine Entlassung haben und wurde nur durch die dringenden Bitten der vernünftigeren unter den Mitgliedern des Comités bewogen, davon abzustehen. Aber aller Bemühungen ungeachtet, wurde die Zustimmung zu dem zweimonatlichen Waffenstillstand nicht gegeben, die zehn Tage der bestehenden Waffenruhe vergingen unter Hin- und Herreden zwischen Breda und Diest, wohin van der Mersch zurückgekehrt war und wo sich das Hauptquartier der Insurgenten befand, und am 13. December wurde ihm vom Comité der Befehl gesandt, die militairischen Operationen ohne Verzug wiederaufzunehmen, und um zugleich eine Art Aufsicht über dieselben herzustellen, sandte man zwei Dekane der Zünfte, Mitglieder des dritten Standes, einen Färber van Parys aus Brüssel, und einen Schenkwirth Mertens aus Löwen, in das Hauptquartier, welche die Bewegungen der Armee mit van der Mersch leiten und den Sitzungen des Kriegsraths beiwohnen sollten.

Unterdessen hatten sich die kaiserlichen Truppen gleich nach Abschluß der Convention vom 2. December nach Brüssel zurückgezogen und dort concentrirt, um die Stadt, welche noch immer Sitz der Regierung war und wo sich die Archive, Kassen und eine Menge Vorräthe aller Art befanden, zu decken. Die Stimmung in derselben war immer drohender und gefährlicher geworden. Die Gesellschaft pro aris et focis, die Anhänger van der Noot's, von der Geistlichkeit unterstützt, hatten alle zahlreichen, ihnen zu Gebote stehenden Mittel angewandt, um das Volk aufzuregen und während der Abwesenheit des gefürchteten d'Alton zum Aufstande vorzubereiten. Als dieser zurückgekehrt war, hatte er daher nichts Eiligeres zu thun, als Maßregeln da-

gegen zu treffen. Die Hauptstraßen wurden mit Barricaden angefüllt, Gräben gezogen, Pallisaden gesteckt und die wichtigeren Punkte mit zahlreichen Wachen besetzt. Diese Anstalten kamen natürlich den Patrioten höchst unerwünscht, und man beschloß, den zwischen d'Alton und Trautmannsdorf bestehenden Zwiespalt zu benutzen, um sie unschädlich zu machen. Der Magistrat wandte sich an den Letzteren mit Vorstellungen und Bitten, und der Minister, immer noch auf die Wirksamkeit seines Systems der Concessionen rechnend, setzte bei d'Alton durch, daß die Vorkehrungen aufhörten und den Bürgern sogar die abgenommenen Waffen zurückgegeben wurden. Zugleich wurde der zweimonatliche Waffenstillstand bestätigt und von neuem die Zusicherung gegeben, daß die alte Verfassung und die alten Rechte in ihrem ganzen Umfange aufrechterhalten werden sollten. Aber in diesem ganzen Verfahren sah man nur einen Beweis der äußersten Schwäche, die Gelegenheit schien günstig und das Volk schwer länger zurückzuhalten. Die Nachricht, daß das bredaer Comité seine Zustimmung zur zweimonatlichen Dauer des Waffenstillstandes verweigert habe, gab das Signal zum Ausbruch. Am 10. December wurde ein feierliches Hochamt in St.-Gudula, der Hauptkirche Brüssels, gehalten, am Ende desselben stimmte die Geistlichkeit den Psalm Deus noster refugium et virtus an, das zahlreich versammelte Volk fällt in den Gesang ein und begleitet ein Te Deum, das der Dekan, um die Erfolge der Patrioten zu feiern, abhält. Kaum ist die Ceremonie vorüber, so springen mehre Mitglieder der Verbindung pro aris et focis, den Vicomte de Walckiers an der Spitze, auf die Bänke und werfen eine große Menge dreifarbiger brabantscher Kokarden unter die Menge, die

sie begierig auffängt, an die Hüte befestigt und den Ausgängen der Kirche zuströmt, wo eine Menge Verschworner beschäftigt sind Waffen auszutheilen. In wenigen Augenblicken, Alles war bis in die kleinsten Einzelnheiten vorbereitet, sind eine Menge bewaffneter Haufen organisirt und die Freiwilligencompagnien von 1787 wiedererstanden. Man durchzieht mit Jubel und aufrühreriſchem Geschrei die Stadt, bei jeder Wache, bei jedem Posten, bei jedem Soldaten, dem man begegnet, hält man an, Geld, Versprechungen, Drohungen, alle Verführungsmittel werden in Bewegung gesetzt, und mit Erfolg, denn ganze Detaschements schließen sich den Patrioten an, von dem Regiment Murray allein gehen mehre Hundert Mann zu ihnen über. D'Alton will die treugebliebenen Bataillone gegen die Bürger führen, Trautmannsdorf hält ihn zurück, der Befehl, sich in die Kasernen zurückzuziehn, den Patrioten auszuweichen, wird gegeben, er entmuthigt, demoralisirt die Truppen, die in dieser Unthätigkeit sich geschlagen glauben, ohne gekämpft zu haben. So vergeht der zehnte. Am Morgen des eilften sind zahlreiche Bauernhaufen aus der Umgegend, mit Waffen, wie ihr Stand sie ihnen bietet, zur Stadt gezogen; von Gent und Mons, heißt es, seien Tausende von genter und hennegauer Patrioten im Anmarsch, den Brüsselern Hülfe zu bringen. Die Bürger rotten sich zusammen, alle vereinzelte Posten der Kaiserlichen werden aufgehoben, die Soldaten, die sich ohne Widerstand ergeben, werden mit Freudenbezeigungen aufgenommen, wer sich vertheidigt, wird niedergemacht, ganze Reihen gehen mit Waffen und Gepäck über. Ein Bataillon rückt endlich in geschlossenen Colonnen zum Angriff an, aber im Augenblick, wo die Haufen der Patrioten vor seiner Annäherung sich zu

lichten beginnen, kömmt Gegenbefehl, der Angriff unterbleibt. Die überhandnehmende Desertion — in dem noch am Morgen des eilften von den Oestreichern besetzt gehaltenen untern Theil der Stadt gehen ganze Wachen, als ihre Offiziere ihnen auf die anrückenden Insurgenten zu feuern befehlen, ohne einen Schuß zu thun, über — hat die Streitkräfte so geschwächt, daß sie nicht mehr zum Angriff, kaum noch zur Vertheidigung ausreichen. D'Alton ruft in der Eile einen Kriegsrath zusammen, die Mehrheit der Offiziere verlangt, daß man um jeden Preis angreife, noch habe man eine zahlreiche, wohlbediente Artillerie, ihr Gebrauch würde Schrecken verbreiten; um den Soldaten zu ermuthigen, solle man ihm die Plünderung der Stadt verheißen. Aber Trautmannsdorf legt von neuem sein Veto ein, der Kaiser habe befohlen, lieber die Stadt zu räumen, als ein einziges Haus in Brand zu stecken. Der Kriegsrath geht auseinander, ohne einen Beschluß gefaßt zu haben. Die Nachricht davon verbreitet sich mit Blitzesschnelle unter den Patrioten, sie werfen sich, gewiß, keinen ernstlichen Widerstand zu finden, auf eine große Kaserne in der Unterstadt, wo bedeutende Kriegsvorräthe und Waffen sich befinden, nehmen sie und ziehen, während ein anderer Haufen dem Rathhause zueilt, gegen die Oberstadt. Der Schrecken, die Rathlosigkeit sind so groß, daß d'Alton, der immer noch über genug Truppen verfügt, um sie auseinanderzutreiben, einen Waffenstillstand mit ihnen abschließt, in Folge dessen die ganze Unterstadt von den Kaiserlichen geräumt wird.

Noch befindet sich aber die Oberstadt in ihrer Gewalt, deren Zugänge, bei St.-Gudula, der Montagne de la cour und dem grand Sablon, steil, enge, leicht zu vertheidigen, schwer anzugreifen, von Truppen und Kanonen besetzt sind. Aber

während der Nacht desertiren zwei Compagnien, welche die Stellung bei St.-Gudula inne hatten, die rechte Flanke wurde dadurch blosgestellt und die Truppen in Gefahr gebracht, umgangen zu werden. Jetzt glaubte d'Alton vor Allen an die Rettung des zahlreichen, in Brüssel befindlichen Staatseigenthums denken zu müssen. Die Archive, die Minister und höhern Civilbeamten, die Reserveartillerie, das Gepäck der Armee ziehen am Morgen des 12. aus der Stadt, während die Truppen die Zugänge der Oberstadt deckten. Der Schatz, sehr bedeutende Summen enthaltend, konnte durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit Trautmannsdorf's aus Mangel an Pferden nicht fortgebracht werden. Kaum hatten die letzten Wagen des langen Zuges die Stadt verlassen, als die Nachricht kam, daß die Insurgenten das dicht bei Brüssel liegende Dorf Irelles, durch welches die Straße nach Namur führt, besetzt und den Weg versperrt hätten. D'Alton eilte sogleich mit Geschütz und Infanterie dahin, um den Rückzug zu sichern, es gelang ihm auch den Weg frei zu machen; als er aber nach der Stadt zurückkehren wollte, um den Transport des Schatzes und der übrigen zahlreichen Gegenstände aller Art zu decken, kamen ihm die Truppen, die er vor wenigen Augenblicken noch im Besitze des Parks und der hauptsächlichsten Stellungen in der Oberstadt gelassen hatte, vor den Thoren, fast in wirrer Flucht, entgegen. Auf sein Befragen, erklärte ihm ein Offizier, daß die Artillerie zuerst abgefahren sei, die Infanterie wäre ihr gefolgt und die Cavallerie habe wol dasselbe thun müssen, da sie allein nicht hätte Stand halten können. Befehl zum Rückzuge sei keiner gegeben. D'Alton befahl nun der nächsten Colonne „Kehrt" zu machen, sie folgte auch und ging etwa 300 Schritt nach der Stadt zu zurück.

Hier aber hatten die Patrioten schon die Thore besetzt und schossen von den Wällen auf die sich nähernden. D'Alton kehrte nun selbst um, die Truppen thaten desgleichen und der Rückzug auf der Straße nach der Maas hatte seinen ungestörten Fortgang.

So ging die kaiserliche Herrschaft in Brabant zu Ende, am 13. December 1789. An demselben Tage begann auch van der Mersch die Feindseligkeiten von neuem. Er zog auf Löwen, von dort auf Namur, wo er am 17. anlangte, die kaiserlichen Truppen, die noch in Löwen und der Umgegend von Brüssel gestanden hatten, hielten nirgend Stand, viele desertirten, die andern suchten die Straße nach Luxemburg zu gewinnen, auf der das Corps unter d'Alton fortzog, nachdem es gezwungen war, auch die so feste Stellung bei dem Zusammenfluß der Sambre und der Maas, in Namur, aufzugeben. In wenigen Tagen war die Citadelle von Antwerpen mit einer schwachen Besatzung der einzige Punkt, der zwischen dem Meere und der Maas noch in östreichischen Händen blieb, und auch dieser nur auf kurze Zeit. Der Commandant der Citadelle unterzeichnete noch vor Ende Januar 1790 eine Capitulation, zufolge deren die Garnison sich ergab, wenn sie bis zum 29. März nicht Entsatz erhalten hätte.

Diese schnelle und unheilvolle Wendung der Angelegenheiten war eine fast nothwendige Folge der Leitung, die ihnen in der letzten Zeit von Seiten der Regierung zu Theil geworden war. Daß man in dem System der Concessionen beharrte, als man den geringen Erfolg der ersten bemerken mußte, war ein Fehler, der die ganze Schwäche der Regierung Allen offen vor Augen legte. Zu spät hatte man die Unmöglichkeit, die Reformen mit Gewalt durch-

zusetzen, eingesehen, der plötzliche Wechsel des Verfahrens war aber ein viel größeres Uebel als die langsame Erkenntniß der Wahrheit. Der tiefgehende Zwiespalt zwischen d'Alton und Trautmannsdorf hatte seit langer Zeit schon die Thatkraft der Regierung geschwächt, die übertriebene Strenge des Ersteren, die beispiellose Härte seiner Maßregeln hatten allgemeine Erbitterung hervorgerufen; der Minister wandte Alles auf, um diese Erbitterung, die eine Beilegung auf gütlichem Wege unmöglich machte, zu beschwichtigen, wurde aber durch die Gewalt der Umstände zu Schritten bewogen, die das Verfahren d'Alton's nicht allein paralysirten, sondern allen Handlungen der Regierung jeden Erfolg abschnitten und die Sache der Insurgenten mehr als alle ihre Anstrengungen förderten. Joseph wendete diesen Verhältnissen zu spät die Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu, welche nöthig waren, eine Katastrophe zu verhindern. Erst im November, nachdem der Riß schon unheilbar geworden war, dachte er daran, einen Generalgouverneur in die Niederlande zu senden, der die Civil- und Militairgewalt in seiner Person vereinigte und mit den nöthigen Vollmachten versehen war, um mit der Schnelligkeit und Energie zu handeln, welche die Umstände erheischten. Seine Wahl fiel auf den Vice-Staatskanzler Grafen Philipp von Kobenzl, der durch Patent vom 28. November 1789 zum bevollmächtigten kaiserlichen Commissair in den Niederlanden ernannt wurde. Seine Instructionen waren in demselben Sinne abgefaßt, in dem Trautmannsdorf verfahren war, gütliche Beilegung durch Zurücknahme aller Reformen und Concession aller Garantien, welche die Opposition früher verlangt hatte. So sehr war der Kaiser über den eigentlichen Charakter der Bewegung, über die Stimmung und die Sachlage in diesen

Provinzen in Irrthum, daß er glaubte, selbst nach den Vorfällen von Turnhout und der Einnahme von Gent seine Herrschaft durch solche Zugeständnisse noch retten zu können. Kobenzl kam in Luxemburg an, als die Armee, schon in vollem Rückzuge hinter der Maas begriffen, Brabant, die beiden Flandern, Namur und Hennegau, nebst einem bedeutenden Theil von Limburg schon geräumt waren, es blieb ihm nichts anders übrig, als die Entwirrung des Chaos, das auf den Abzug der Oestreicher folgte, abzuwarten. Darum that er für den ersten Augenblick durchaus keine öffentlichen Schritte, um sich seiner Mission zu entledigen. Noch vor ihm war der General Ferraris mit einer außerordentlichen Mission und dem Auftrage, das Generalcommando an d'Alton's Stelle zu übernehmen, angelangt und hatte den Rückzug der Armee von Löwen auf Namur befohlen, um, wie er sagte, das Blutvergießen zu vermeiden, als beim Ablauf des Waffenstillstandes van der Mersch von Diest auf Löwen anrückte. Gleich darauf hatte er sich nach Brüssel begeben, um dort mit dem patriotischen Comité Unterhandlungen anzufangen, die zu keinem Resultate führten. Man theilte ihm eine Reihe von Artikeln mit, welche die Bedingungen enthielten, unter denen die Bessergesinnten und Gemäßigten eine Herstellung der kaiserlichen Herrschaft für möglich hielten. Diese Artikel wurden später vom Fürsten Kaunitz dem Grafen Kobenzl übersandt, um als Basis eines Arrangements zu dienen, der Kaiser hatte sich, so schwer es ihm auch scheinen mußte, entschlossen, alles darin Verlangte zuzugestehen. Der hauptsächlichste Inhalt derselben wurde später von dem Nachfolger Joseph's, Leopold, wieder aufgenommen, als er durch die Generalgouverneure den Staaten eine Erklärung

zukommen ließ, von der weiter unten die Rede sein wird. Während der General Ferraris diesen Versuch machte, that die Erzherzogin Marie Christine zu demselben Zwecke Schritte bei dem Cardinal Frankenberg, sie schrieb am 12. December an ihn und bat ihn, seinen Einfluß zur Herbeiführung einer Aussöhnung mit dem Kaiser zu benutzen. Der Cardinal erwiderte ihr unterm 19. d. Mts., daß die öffentliche Stimmung und die ganze Lage der Verhältnisse an eine Aussöhnung nicht zu denken erlaube, daß er den Wunsch der Erzherzogin den Staaten mitgetheilt habe, aber ohne allen Erfolg. Einige Tage vorher am 10. December hatte Trautmannsdorf sich mit dem bredaer Comité in Verbindung gesetzt, ihm die Mission des Grafen Kobenzl und seine bevorstehende Ankunft in den Niederlanden angezeigt und zugleich sich erboten (also vor dem Abzuge aus Brüssel), die kaiserliche Armee während der Dauer der Verhandlungen nach Luxemburg zurückzuziehen. Eine ähnliche Botschaft sandte er an das Comité von Gent, aber hier wie in Breda wurde seinen Vorstellungen und Anträgen alles Gehör verweigert. So konnte denn der Regierung kein Zweifel bleiben, daß die Absicht der Insurgenten auf gänzliche Unabhängigkeit und politische Souverainetät ging, und daß, sollte die kaiserliche Herrschaft in diesen Landen wiederhergestellt werden, es anders als durch Unterhandlungen geschehen müsse.

IV.

Kaum war die Nachricht von dem Rückzuge der Oestreicher nach Breda gelangt, als das Comité die Früchte des ohne sein Zuthun errungenen Sieges zu genießen sich beeilte. Schon seit längerer Zeit hatten die Mitglieder

desselben den Namen der „Staaten von Brabant" angenommen, obgleich sie diese Körperschaften nur sehr unvollständig repräsentirten. Unter diesem Titel hielt es am 18. December seinen feierlichen Einzug in das seit dem 12. sich selbst überlassen gewesene Brüssel. Die Ehren des Tages wurden im reichlichsten Maße dem Helden der Bewegung, van der Noot, gespendet, gleich einem Souverain empfing ihn das Volk, dem man ihn seit lange schon als einen Märtyrer für die öffentliche Freiheit, als den thätigsten und unermüdlichsten Arbeiter für ihre Wiederherstellung, mit einem Worte als einen rechten vaterländischen Helden geschildert hatte. Es wurden ihm im ersten Enthusiasmus des Erfolges fast königliche Ehren erwiesen, die Menge führte ihn nach St.-Gudula zum feierlichen Te Deum, die Geistlichkeit empfing ihn wie ein gekröntes Haupt, die Damen des höchsten Adels gaben ihm ein großes Banquet und am Abend wohnte er im Theater, in der Loge der Erzherzoge, der Vorstellung eines patriotischen Stückes bei, an dessen Schluß die Komödianten ihm die Bürgerkrone aufsetzten, was alle Anwesenden mit Jubel beklatschten, obgleich eben erst die Tragödie vom Tode Cäsar's gegeben war.

Die Stellung van der Noot's von seinem Einzuge in Brüssel bis zum Ende der Regierung der Staaten, sein Einfluß und Ansehen bei der großen Mehrheit aller Classen der Gesellschaft, die unumschränkte Macht, deren er so lange genoß, das Alles erscheint auffallend und unerklärlich, wenn man an die geringen Talente des Mannes, seinen durchaus gewöhnlichen, fast gemeinen Charakter, an die Abwesenheit aller Eigenschaften, die den Staatsmann ausmachen, denkt. Nur die Unordnung und Verwirrt-

heit aller öffentlichen Zustände, das Regellose der ganzen Lage bis zur Wiederherstellung der kaiserlichen Herrschaft machen begreiflich, wie er sich so lange auf der Höhe, auf die ihn die Gunst der Umstände und Intriguen aller Art erhoben, halten konnte.

Die Ankunft des bredaer Comité brachte nothwendig eine Frage in Anregung, die ein Jeder nach dem Sturz der Regierung sich machen mußte, nach Dem nämlich, was an ihre Stelle gesetzt werden sollte. Wenn die beiden Fractionen der Opposition in dem gemeinschaftlichen Bestreben, das Land von der Herrschaft Joseph's frei zu machen, zusammentrafen, so bestand diese Einheit nicht mehr, sobald es sich um die neue Organisation des Landes handelte. Hier gingen beide von ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus und gelangten zu ganz verschiedenen Resultaten. Das bredaer Comité und seine Anhänger, die einen großen Theil des Adels, den Klerus fast ohne Ausnahme und die meisten Mitglieder des dritten Standes umfaßten, behaupteten, die Revolution habe keinen andern Zweck gehabt, als die alte Verfassung gegen die Reformen Joseph's zu vertheidigen. Jetzt seien diese Reformen mit der Herrschaft ihres Urhebers gestürzt, und man müsse nun, wolle man consequent sein, zu den alten Verfassungsformen zurückkehren. Die Vertheidiger dieser Ansicht bedachten nicht, daß die Revolution selbst alsdann eine Inconsequenz war; denn hatte sie keinen andern Zweck, als den, die Reformen aufzuheben, so war dieser Zweck erreicht, als die Regierung durch die Dekrete vom 20., 21. und 25. November die alte Verfassung wiederherstellte, und ihr Sturz erscheint als durchaus überflüssig. Diesen Sturz sah die Partei als eine Thatsache an, an der nichts zu ändern sei. Die

Souverainetät war in ihren Augen de facto vacant, und auf die Frage, wem sie zu übertragen sei, antwortete sie, den Staaten, als Repräsentanten der Nation, der sie eigentlich gehöre und welche die Ausübung derselben den Ständen übertragen habe. Um dies System zu unterstützen und die Richtigkeit der letzten Behauptung zu beweisen, führte man an, was während der großen Revolution des 17. Jahrhunderts geschehen. Nachdem Philipp II. aller Gewalt in den Niederlanden verlustig erklärt, hätten die Staaten die Souveränetät ausgeübt, in den Unterhandlungen mit Elisabeth habe es sich nur um die Ernennung Leicester's zum Generalcapitain gehandelt, während die oberste Gewalt bei den Ständen geblieben wäre. Die entgegengesetzte Partei, deren Ansichten und Bestrebungen mehr demokratischer Natur waren, behauptete dagegen: die Revolution habe Alles zerstört, die Staaten haben kein Mandat, um die von dem abgesetzten Staatsoberhaupt innegehabten Gewalten auszuüben, mit seinem Sturz haben ihre Befugnisse, die von der Nation, so zu sagen, bei ihm accreditirt gewesen, aufgehört. Die Nation sei so frei, als ob sie eben erst aus der Hand des Schöpfers hervorginge, sie allein könne entscheiden, welche Staatsform man anzunehmen habe, wie die Gewalten vertheilt, wie sie ausgeübt werden sollten. Deswegen müsse man zuerst und vor Allem eine Nationalversammlung zusammenberufen. Das sei das einzig Rechtmäßige und Nothwendige, alles Andere könne nur zu Illegalitäten und Usurpationen führen. Diese Meinung war wenig allgemein, sie wurde von einem Theil der Mitglieder der Verbindung pro aris et focis vertreten; als ihr hauptsächliches Organ galt der Advokat d'Outrepont. Der bei weitem zahlreichere Theil

dieser Gesellschaft und am meisten Vonck und seine Freunde hatten durchaus gemäßigtere Ansichten. Schon vor den letzten entscheidenden Ereignissen hatte Vonck dem bredaer Comité einen Plan vorgelegt, nach dem die Reorganisation des Staates statthaben sollte und den er später in einer im Januar 1790 erschienenen Broschüre näher entwickelte. In dieser Broschüre, welche unter dem Titel: „Considérations impartiales sur la position actuelle de Brabant" bekannt wurde, stellt er sich vier Fragen. Repräsentiren die jetzigen Staaten von Brabant gesetzmäßigerweise das brabantische Volk, um dasselbe in der Eigenschaft als Souverain regieren zu können? Die Antwort ist: nein! Die frühere Regierungsform war die einer beschränkten Monarchie, seit mehren Jahrhunderten hatten die Staaten keine andere Mission, als in Verein mit dem Rathe von Brabant über die Aufrechthaltung der Grundgesetze zu wachen, mit dem Fürsten die Besteuerung der Nation zu regeln und die Staatseinkünfte, unter Vorbehalt der Rechnungsablage, zu verwalten. An der eigentlichen souverainen Gewalt haben die Staaten keinen Antheil gehabt, außer wenn außerordentliche Umstände, bei Interregnen und dergleichen Gelegenheiten, ihnen einen solchen gegeben. Die Staaten hätten zu jeder Zeit vielmehr eine Art vermittelnder Körperschaft zwischen dem Fürsten und dem Volk gebildet. In Folge der Revolution sei der Souverain verschwunden, ohne daß in der Natur und Stellung dieses Mittelgliedes etwas geändert sei. Man entstelle das Wesen der alten Verfassung, wenn man behaupte, daß die oberste Gewalt so ohne weiters den Ständen übertragen sei. Das sei eine Neuerung, von der die alte Verfassung nichts gewußt, das Volk habe den Fürsten abgesetzt, aber weder während, noch

seit der Revolution habe es ihn ersetzt. Die zweite Frage: ob es vortheilhaft für das Land sei, den Ständen die Souverainetät zu übertragen? wird ebenfalls verneinend beantwortet, weil die ausübende und die gesetzgebende Gewalt nicht in demselben Subject vereinigt werden könnten, was geschehen würde, wenn man den Staaten die Attribute des Fürsten übertrüge. Außerdem seien die Staaten so zusammengesetzt, daß sie die oberste Gewalt nur auf eine parteiische Weise würden ausüben können, zum Vortheile der Personen und Städte, die jetzt in ihnen vertreten seien. Die untern Classen, sämmtliche Landbewohner und alle zum dritten Stande nicht zugelassenen Städte seien ohne Repräsentanten, besonders seitdem sie ihren natürlichen Vertheidiger, die Regierung, verloren hätten.

Die dritte Frage bezieht sich auf die neue der Volksvertretung zu gebende Organisation, ohne sich vom Geiste der alten Verfassung zu entfernen, oder der Gerechtigkeit und den Interessen des Landes zu widersprechen. Vonck behauptet, daß das Bestehen der drei Stände allein constitutionel sei, daß aber die bestehende Verfassung und Einrichtung eines jeden derselben es keineswegs sei: der geistliche Stand bestehe nur aus Aebten, die sich an der Spitze von Abteien befänden, die Kapitel und die zahlreiche Landgeistlichkeit seien in keiner Weise vertreten. Der Stand der Adligen zähle nur einige Mitglieder des Adels, während alle Adligen, die Landeigenthümer wären, dazu gehörten, und der dritte Stand sei gar auf die Deputirten der drei Städte Brüssel, Löwen und Antwerpen beschränkt. Er verlangt, daß in demselben die kleineren Stadt- und Landgemeinden ebenfalls vertreten seien. Der dritte Stand solle die ganze Nation mit Ausnahme der Geistlichkeit und

des Adels repräsentiren, es sei daher billig, daß er zwei Stimmen und nicht wie bisher eine gegen zwei habe. Um diese Veränderungen vorzunehmen, bedürfe es keiner Nationalversammlung, jeder Stand könne sich selbst reorganisiren.

Die vierte Frage betrifft endlich die beste Staatsform, welche den Bedürfnissen und Grundsätzen des Landes am meisten entspreche. Nach Vonck sollen die Gewalten in die gesetzgebende, ausübende und richterliche getheilt und jede derselben mit einer besondern Institution versehen werden; neben diesen will er noch eine vierte, die er pouvoir collatif nennt, errichten. Die ausübende Gewalt, sowie das pouvoir collatif, welche in dem Recht, zu allen öffentlichen Aemtern und Würden zu ernennen, besteht, theilt er einem Staatsrathe zu, der aus fünf von den Ständen und dem Rathe von Brabant ernannten Mitgliedern besteht. Die richterliche Gewalt gehört den bestehenden Tribunalen, die gesetzgebende den reorganisirten Ständen, doch so, daß die von ihnen votirten Gesetze der Sanction des Staatsraths bedürfen und vom Rathe von Brabant publicirt werden.

Man sieht, die verschiedenen Ansichten kamen in zwei Punkten überein, deren einer die Volkssouverainetät, der andere die Herstellung der Republik waren. Diese Uebereinstimmung löste aber keineswegs die Schwierigkeiten der durch den Rückzug der kaiserlichen Regierung geschaffenen Situation. Daß das Volk die oberste Gewalt nicht persönlich ausüben könne, darüber waren Alle einverstanden, aber die Einen behaupteten, die Stände besäßen sie legitim und ipso facto der Absetzung des früheren Souverains, während die Andern darüber erst das Volk befragen und

noch Andre die Stände erst reorganisiren wollten, um sie zur Ausübung der höchsten Gewalt geschickt zu machen. Die erstere Ansicht war die der Geistlichkeit, eines großen Theils des Adels und der unendlichen Mehrheit der Mittel- und untern Classen, wenn von einer selbständigen Meinung der letzteren in diesen Dingen die Rede sein kann. Ueberall war hier Liebe zu dem Bestehenden, Hergebrachten, Anhänglichkeit an den alten Formen, Abneigung gegen Neuerungen vorherrschend, ein gewisser bedächtiger Geist, der die Mängel des gegenwärtigen Zustandes lieber erträgt, ehe er dem ungewissen Erfolge der Verbesserungen sich anvertrauen will. Der Adel und die Geistlichkeit fürchteten außerdem für ihre Stellung und ihren Einfluß, die im allgemeinen wohlhabende, ja reiche Mittelclasse für ihren Besitz, die Stimmung war hier in keiner Weise und auch im entferntesten nicht so gesteigert und den neuen Ideen über sociale Verfassung zugewandt wie in Frankreich. Was in diesem Lande vorging, war nur geeignet, in diesen Ansichten, die bei Vielen Grund zu einer tüchtigen, nationalen, ehrenhaft conservativen Gesinnung wurden, zu bestärken, man fürchtete Aehnliches für Belgien, das Fortgerissenwerden auf einer Bahn, auf der man kein Ende absah, die tiefen Erschütterungen, denen bei dem Nachbar alle Verhältnisse, auch die ehrwürdigsten und der Gesellschaft heilsamsten, unterlagen, die politische Aufregung, die alle Bezüge zu durchdringen drohte und eine friedliche, geordnete, regelmäßige Existenz, wie man sie in den Niederlanden seit beinahe einem Jahrhundert gewohnt war, unmöglich machte. Diese Betrachtungen, verbunden mit der Wirkung, die das Beispiel des Klerus, der sich diesen Ansichten ganz anschloß, hervorbrachte, verschafften der

Partei einen großen, weitverbreiteten Anhang, eine Ausdehnung, die sie fast als die alleinige nationale erscheinen ließ, und gaben ihren Führern eine Macht in die Hände, die sie zu Herren der Situation machte. Nichts erschreckte diese Ansicht mehr, als die extremen Meinungen eines Theils der Andersgesinnten, sie sahen in der Zusammenberufung einer Nationalversammlung den Anfang der größten Uebel, gewaltsamer innerer Umwälzungen, die Ideen, von welchen jene Fraction ausging, hätten zu denselben Consequenzen geführt wie in Frankreich, und die Religion, an der man aufrichtig und mit größter Ergebenheit hing, konnte sich von ihnen direct bedroht und gefährdet glauben. Darum verwarf man sie und Alles, was dazu führen konnte. „Unser Volk," schrieb van Eupen*) an einen später guillotinirten

*) Dieses merkwürdige Document, eine Art politischen Glaubensbekenntnisses eines der hauptsächlichsten Leiter der Partei, findet sich im Moniteur français v. 23 Januar 1790. Monsieur, schreibt van Eupen an Lebrun, le public ici voit avec une espèce d'indignation, la façon, dont vous traitez les événemens de notre révolution. Je veux vous en prévenir, pour le sort de votre feuille, ne vous imaginez pas, Monsieur, que les dogmes, que vous débitez et que vous cachez tour à tour, soient jamais goutés ici. Notre peuple se rit chrétiennement de la folie philosophique du jour et ne se rébutera jamais d'en être la risée. *Nos stulti propter Christum!* Le peuple croit que sa piété a soutenu ses armes, il l'a vu évidemment, pour jamais douter, que notre bonheur soit l'ouvrage du Dieu d'Israel. Il sait même observer que les Etats qui se tiennent à la philosophie altière et tant soit peu impie, se brouillent et vont à rien. Nous sommes donc tous absolument résolus à être vrais Chrétiens et à aimer l'ordre. Les Etats sont du même avis et jurent de maintenir avec toute la grandeur digne de souverains sages, la religion

Journalisten, der damals das Journal de l'Europe redigirte, „unser Volk verlacht christlicherweise die philosophischen Thorheiten der Zeit. Es weiß, daß die Frömmigkeit seine Waffen beschützt, daß die Staaten, welche einer übermüthigen Philosophie fröhnen, untergehen."

Die Erscheinung einer Schrift des Advokaten d'Outrepont, welche er wenige Tage nach dem Einzuge der Staaten (20. December) veröffentlichte und in der er auf die Zusammenberufung einer Nationalversammlung drang, beunruhigte in einem hohen Grade die conservative Partei und wurde eine der Hauptursachen der Verfolgung, welche diese Ansichten später erfuhren. Ihre Gegner begriffen sehr wohl, daß die Pflicht der Selbsterhaltung sie nöthigte, alle Bestrebungen dieser Art auf das allernachdrücklichste zu bekämpfen, zwischen ihnen und den Anhängern d'Outrepont's war keine Verständigung möglich. Allerdings waren die letzteren verhältnißmäßig wenig zahlreich, aber im Augenblick der ersten Manifestationen dieser Partei lag ihre numerische Schwäche noch nicht am Tage, sie galten allgemein als die Freunde Vonck's, dessen Meinung mit der ihrigen in einigen Punkten zusammentraf, in den bei weitem meisten und wichtigsten jedoch himmelweit davon verschieden war. Vonck und sein Anhang hatten sich noch nicht, wie es später geschah, von ihnen losgesagt, und die Partei der Staaten begriff beide in derselben Verurtheilung, in

catholique, la seule base de la prospérité publique. Je vous conseille en conséquence de vous épargner la peine de nous débiter ces misères anti-chrétiennes, de même que les principes turbulens, qui ne sont propres qu'à ruiner la vertu patriotique et l'ordre public.

demselben Hasse; dieser Umstand hatte die traurigsten, für das Interesse des neuen Staates nachtheiligsten Folgen. Die Abneigung, welche seit einiger Zeit schon zwischen van der Noot und Vonck bestand, deren hauptsächlichster Grund ihre Meinungsverschiedenheit war, erschwerte die Verständigung und machte sie später ganz unmöglich. Die Parteien stellten sich in äußerster Schroffheit und Erbitterung einander gegenüber, anstatt eine Vermittelung der Gegensätze anzustreben, welche die nothwendigste Bedingung einer dauerhaften inneren Organisation war, bekämpfte und verfolgte man sich gegenseitig. Ihr Verhältniß wurde zuletzt das des Siegers und des Besiegten, ein Verhältniß, das auf die Länge, auch ohne das Dazwischentreten äußerer Ereignisse, das Auseinanderfallen und den Untergang des aus diesem Kampfe hervorgegangenen Gemeinwesens hätte herbeiführen müssen.

Die Ereignisse, welche den Abzug der Oestreicher zur Folge hatten, waren hauptsächlich das Werk der Verbindung pro aris et focis gewesen. Die Mitglieder derselben suchten diesen Umstand und die Abwesenheit der Führer der Staatenpartei zu benutzen, um eine die Situation beherrschende Stellung einzunehmen und sich einen überwiegenden Einfluß auf die jetzt zu nehmenden Maßregeln zu sichern. Zu diesem Zweck organisirte sich in Brüssel ein größtentheils aus Anhängern Vonck's gebildetes patriotisches Comité. Kaum war das bredaer Comité in der Hauptstadt angelangt, als seine erste Sorge darauf ging, sich der Errichtung desselben zu widersetzen. Die Parteien trafen hier zum erstenmale zusammen, van der Noot behauptete, das patriotische Comité sei illegal, zu einer gesetzlichen Existenz bedürfe es der Autorisation der Staaten; ehe

es diese nicht erlangt, dürfe es in keiner Weise sich in die öffentlichen Angelegenheiten mischen. Vonck widerstand anfangs; da er aber bald die Unmöglichkeit, sich der öffentlichen Meinung, die sich immer allgemeiner zu Gunsten der Staaten aussprach, für den Augenblick zu widersetzen, einsah, so gab er diesen ersten Versuch, seine Partei politisch zu constituiren und ihr einen Mittelpunkt und ein Organ zu geben, auf. Das patriotische Comité ging auseinander. Dieser erste Sieg der Staatenpartei sicherte ihr für die nächste Zeit die Herrschaft, die sie mit Eifer und Thätigkeit benutzte, um sich die Ausübung der obersten Gewalt definitiv zu sichern. Schon am 30. November hatte das bredaer Comité, in seiner Eigenschaft als Repräsentant der Staaten von Brabant handelnd, mit den Staaten von Flandern, die sich nach dem Abzuge der kaiserlichen Truppen in Gent constituirt hatten, einen Vertrag abgeschlossen, in dem man sich gegenseitig anheischig machte, jede Verständigung mit dem Kaiser zu verweigern und die Souverainetät über beide Provinzen, was die auswärtigen und die Militairangelegenheiten beträfe, einem Congreß zu übertragen, der aus, von beiden Staaten zu ernennenden Deputirten bestehen sollte. Am 19. December traten nun die Staaten von Brabant, zum erstenmale seit ihrer Auflösung durch Joseph II., zusammen, und am 20. wurde der einstimmige Beschluß gefaßt, den Staaten der übrigen Provinzen die Absetzung des bisherigen Souverains anzuzeigen, ihnen die Unionsacte mit Flandern mitzutheilen und sie einzuladen, Bevollmächtigte nach Brüssel zu senden, um mit den Staaten von Brabant die Mittel zu berathen, welche zum Abschluß einer allgemeinen Verbündung der Provinzen führen könnten. Im Hennegau und

in Namur traten um dieselbe Zeit die Stände zusammen, constituirten sich, wie in Brabant, als souverain und proclamirten das Aufhören der kaiserlichen Herrschaft; dasselbe geschah später in Limburg. Der erste Schritt zur Herstellung einer Föderativ-Republik war so gethan. Bald darauf, am zweiten Weihnachtstage, erklärten sich die Staaten von Brabant in feierlicher Sitzung für souverain, was bisher noch durch keinen besonderen Act geschehen war, wenn sie sich auch als solche betrachtet und gerirt hatten. Diese Erklärung begreift vier Punkte: Die Souverainetät, welche bisher vom Herzoge von Brabant ausgeübt wurde, geht hinfort auf die drei Stände von Brabant über. — Die Verfassung der Provinz bleibt in allen ihren Punkten unverändert, der Rath von Brabant behält namentlich alle seine Rechte und Prärogativen. — Der dritte Stand soll in Zukunft ohne allen Einfluß der beiden ersten gebildet werden. Die Mitglieder der drei Stände, sowie alle Beamteten der Provinz leisten den Eid auf die Constitution und dem Volke. Zuvor jedoch schwören sie den Kirchen von Brabant, in die Hände des Erzbischofs von Mecheln, die römisch-katholische Religion, nach der Formel Pius' IV., aufrechtzuerhalten und zu bewahren. — Die Ceremonie der Eidleistung fand am 31. December auf dem Rathhause zu Brüssel statt, nachdem am 28. schon die Staaten von Brabant ein neues Sendschreiben an die der andern Provinzen erlassen, in welchem sie die Nothwendigkeit der Errichtung eines mit der ausübenden Gewalt bekleideten Congresses auseinandersetzen und dieselben auffordern, Deputirte mit den nöthigen Vollmachten dazu nach Brüssel zu senden. Die Provinzen kamen diesem Verlangen nach, da man überall einsah, daß das Erste und Wichtigste die

Herstellung der Föderation sei, welche allein, indem sie aus den Provinzen einen Staat machte, die Unabhängigkeit der ersteren und die neue Ordnung der Dinge sichern konnte. Die Deputirten wurden ohne Verzug ernannt und schon am 7. Januar 1790 konnten die Generalstaaten, aus den Abgeordneten der Provinzen Brabant, Flandern, Hennegau, Namur, Mecheln, Geldern, Tournay und dem Tournaisis bestehend, in Brüssel zusammentreten. Nur Luxemburg fehlte, das der Revolution sich nicht angeschlossen hatte und ihr auch immer abgeneigt blieb; die kaiserliche Herrschaft hörte während der ganzen Bewegung, nicht einen Augenblick auf, hier unangefochten zu bestehen. Die Stände von Limburg machten zuerst einige Schwierigkeiten, sich den übrigen in Allem anzuschließen, ihr Beitritt erfolgte erst später.

Nach viertägiger Berathung nahmen die Generalstaaten einen, ihnen bei ihrem Zusammentritt vorgelegten Föderationsentwurf an (11. Januar). Die Bundesacte, welche das Grundgesetz des neuen Staats bilden sollte, enthält, nach einer Einleitung, in welcher die Ursachen der Revolution recapitulirt werden, in 12 Artikeln folgende wesentliche Bestimmungen. Die Provinzen vereinigen und verbünden sich unter der Benennung: Vereinigte belgische Staaten. Die souveraine Gewalt wird von ihnen gemeinschaftlich und in einer Centralform eingesetzt, ihre Ausübung ist auf folgende Gegenstände beschränkt: gemeinschaftliche Vertheidigung, das Recht, Krieg und Frieden zu erklären, Bündnisse zu schließen, diplomatische Agenten abzusenden und zu empfangen, Bildung und Unterhalt einer Bundesarmee. — Unter dem Titel des souverainen Congresses der vereinigten belgischen Staaten wird eine Behörde errichtet, welche die oberste

Gewalt ausübt und aus Abgeordneten jeder der Provinzen zusammengesetzt ist. Die Provinzen bekennen die römisch-katholische Religion und wollen die Einheit der Kirche unverletzt erhalten. Zu diesem Ende soll der Congreß die bestehenden Verbindungen mit dem päpstlichen Stuhle beibehalten und fortsetzen, sowol bei Besetzung der bischöflichen Sitze als für alle andern Angelegenheiten. Der Congreß hat allein das Recht, Münzen zu schlagen. Die Provinzen tragen zu den durch die Ausübung der höchsten Gewalt veranlaßten Ausgaben in dem unter den frühern Herrschern festgestellten Verhältnisse bei. Alle andern Souverainetätsrechte, Gesetzgebung, Freiheit und Unabhängigkeit, alle Gewalten, Gerichtsbarkeiten und Rechte, die nicht ausdrücklich gemeinschaftlich gemacht und dem Congreß übertragen sind, verbleiben ungestört einer jeden Provinz. Es ist unwiderruflich beschlossen, daß alle zwischen dem Congreß und einer oder mehren Provinzen sich erhebenden Streitigkeiten über die Bundessteuer und sonst irgend einen Gegenstand gütlich ausgeglichen werden sollen. Zu diesem Zwecke sollen in vorkommenden Fällen Schiedsrichter ernannt werden, deren Urtheil vom Congresse zu vollziehen ist. Die Provinzen verpflichten sich aufs engste zu gegenseitiger Hülfe im Fall eines Angriffes einer oder mehrer derselben durch einen äußern Feind. Keine Provinz darf ein Bündniß oder einen Vertrag ohne Bewilligung des Congresses schließen, eben sowenig wie sie ohne dessen Zustimmung irgend etwas auf die Gemeinschaft Bezügliche contrahiren kann. Die Vereinigung von Ost- und Westflandern ist jedoch von diesem Verbote ausgeschlossen. Der Bund ist fest, dauernd und unwiderruflich, es steht keiner Provinz und auch nicht der Mehrheit derselben frei, ihn zu

brechen oder sich von ihm loszusagen, unter welchem Vorwande oder Beweggrund es auch sei. Die Civil- und Militairgewalt, oder ein Theil der einen oder der andern können nie in derselben Person vereinigt sein, Niemand, der im Militairdienst steht, kann im Congreß sitzen; alle für Bundeszwecke bestimmte Subsidien, Steuern u. s. w. sollen nach einem aus dem Steuerbetrag der letzten zehn Jahre zu ziehenden Mittel für die einzelnen Provinzen berechnet und festgesetzt werden.

Die Bundesacte wurde von allen anwesenden Deputirten unter Vorbehalt der Ratification ihrer Committenten unterzeichnet. Diese Ratificationen trafen unverzüglich ein und der Föderationsact wurde nun am 20. Januar 1790 öffentlich und feierlich vollzogen und proclamirt. Die Anzahl sämmtlicher von den Provinzen gesandten Abgeordneten betrug 53; da aber die Zahl, welche jede einzelne Provinz zu schicken hatte, nicht festgesetzt war und dadurch mehrfache Misverhältnisse zwischen den Stimmen und der Bedeutung mehrer Provinzen eingetreten waren, so wurde beschlossen, daß die Zahl sämmtlicher Mitglieder der Generalstaaten auf 90 festzusetzen sei, wovon 20 auf Brabant, 22 auf Flandern, 9 auf Westflandern, ebensoviel auf Hennegau, 7 auf Namur, 7 auf Luxemburg, das man dem Rechte nach mit in die Conföderation einbegriff, obgleich es factisch immer außerhalb derselben blieb, 6 auf Limburg, 4 auf Mecheln, 2 auf Tournay, 2 auf Tournaisis und ebensoviel auf Geldern kamen. Um den kleineren Provinzen, wenn sie einstimmig votirten, nicht ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht über die größern zu geben, und um zugleich zu verhindern, daß Brabant und die beiden Flandern nicht

alle übrigen überstimmten, kam man überein, daß, um einen Vorschlag anzunehmen oder zu verwerfen, eine Mehrheit von wenigstens 56 Stimmen erfoderlich sei. Der Vorsitz in der Versammlung der Generalstaaten sollte in einer durch das Loos festzusetzenden Reihefolge von Woche zu Woche unter den verschiedenen Provinzen wechseln, und um die Organisation zu vervollständigen, wurden van der Noot, mit dem Titel eines bevollmächtigten Agenten und dem Prädicat Excellenz, und van Eupen, als Staatssecretair mit demselben Prädicat, den Sitzungen beizuwohnen ermächtigt. Von welchem Standpunkt man nun auch diesen Versuch einer definitiven Constituirung des neuen Föderativstaates betrachten mag, jedenfalls muß man die Unvollkommenheit und Mangelhaftigkeit der Verfassung, die ihn begründen sollte, zugeben. Die wenigen Bestimmungen, welche das Bundesdocument vom 20. Januar enthält, sind durchaus unzureichend, um eine kräftige, mit den nöthigen Attributen zur Aufrechterhaltung der Einheit und Handhabung der Centralgewalt ausgerüstete Regierung herzustellen. Eine Menge der wesentlichsten Punkte, insbesondre alle Maßregeln, um die Provinzen im Fall einer Weigerung zur Leistung ihrer Bundespflichten zu zwingen, sind durchaus unbeachtet geblieben; die Souverainetät, die den einzelnen Provinzen für ihre innern Angelegenheiten zugesichert wird, ist eine Macht, die in der Bundesverfassung durchaus kein Gegengewicht findet. Das Auffallendste von Allem aber ist die Abwesenheit eines eigentlichen Oberhauptes der ausübenden Gewalt. Van der Noot ist dies keineswegs, die Bundesacte gedenkt seiner in keiner Weise, seine und van Eupen's Stellung zu den Generalstaaten beruhte auf einem einfachen Beschluß dieser Versammlung, daß beide

an der Seite ihres Präsidenten sitzen sollten, es werden ihm keine besondern Gewalten übertragen, weder in seinem eigenen Namen, noch in Vertretung der Nation. Die ausübende Gewalt ist einer Versammlung von Deputirten anvertraut, die keiner reellen Verantwortlichkeit unterworfen ist und auf welche die gesetzgebende Gewalt der Generalstaaten keinen unmittelbaren Einfluß ausübt. Es ist schwer, sich etwas Unzusammenhängenderes und Mangelhafteres zu denken als diese Organisation. Auch ohne Hinzutritt äußerer Umstände, rein sich selbst überlassen, hätte dieser Föderativstaat in einer wenig entfernten Zeit seiner innern Schwäche und Haltungslosigkeit erliegen müssen. Das Princip, auf dem er beruhte, bedurfte ganz andrer Bindemittel und Stützpunkte, um sich aufrechtzuerhalten, die gänzliche politische Unkenntniß und Unerfahrenheit Derjenigen, die an der Spitze dieser neuen Ordnung standen, zeigt sich nirgends deutlicher und in die Augen fallender als in diesen Constitutionsversuchen. Dazu kommt noch, daß fast während der ganzen Dauer der Republik die vollziehende und die gesetzgebende Gewalt von denselben Personen ausgeübt wurden. Der Congreß, der eine permanente Behörde bilden sollte, war bis zum Monat August nicht von den Generalstaaten, deren Zusammenberufung und Dauer ganz und gar von den Umständen abhingen, getrennt, beide Versammlungen waren factisch identisch; die Mitglieder der einen bildeten auch die andre. Dieselbe Behörde, die das Gesetz gegeben, vollzog es auch; welche Verwirrung und welche Uebelstände daraus hervorgingen, ist leicht zu denken, die Herstellung eines regelmäßigen, normalen, in seinen verschiedenen Elementen streng gesonderten Ganges der Regierung wurde

rein unmöglich, während dieser Zustand der Dinge der Intrigue Thür und Thor öffnete und Unrechtmäßigkeiten aller Art begünstigte. Aber alle diese Mängel blieben unbemerkt, der Jubel über die gewonnene Freiheit war allgemein, die große Mehrheit der Nation hatte ein unbedingtes, fast blindes Vertrauen in die Stände, politische Ideen waren wenig verbreitet, die alten Rechte und Privilegien waren wiederhergestellt, das genügte den Meisten; die Souverainetät der Staaten schien die Herrschaft der Willkür und des Unrechts unmöglich zu machen, für den Augenblick war Alles auf das Beste, an die Zukunft dachten Wenige und noch Wenigere besaßen politische Bildung genug, um die Unhaltbarkeit, die innere Leere der neuen Schöpfungen einzusehen. Diejenigen, die sich darüber keine Täuschung machten und die Dinge im rechten Lichte sahen, wagten oder konnten nicht ihre Ueberzeugungen veröffentlichen, denn eine der ersten Maßregeln der Provinzialbehörden, in Flandern unter andern, war die Beibehaltung der Censur gewesen.

Unter diesen Umständen erscheint es fast natürlich, daß die von Seiten der kaiserlichen Regierung wiederholt gemachten Versuche, auch nach der Sendung des Grafen Ferraris noch, eine Verständigung herbeizuführen, ohne allen Erfolg blieben. Die Generalstatthalter schrieben von Bonn aus von neuem an die Stände aller Provinzen, gaben die allerbestimmtesten Zusicherungen einer allgemeinen Amnestie und gänzlicher Wiederherstellung aller Verhältnisse auf den alten Fuß, mit den umfassendsten Garantien gegen jede Willkür von Seiten der Regierung. Der Papst richtete auf Verlangen des Kaisers ein höchst eindringliches Breve an sämmtliche belgische Bischöfe, in dem

er sie inständigst auffoderte, allen ihren Einfluß anzuwenden, um eine gütliche Ausgleichung mit der Regierung durch Unterhandlungen mit dem Vicekanzler möglich zu machen. Der Fürst Kaunitz schrieb in demselben Sinne und aus besonderem Auftrag des Kaisers an den Cardinal-Erzbischof von Mecheln. Aber Alles vergebens. Die Stände sämmtlicher Provinzen ließen die Zuschrift Marie Christinens und ihres Gemahls ohne alle Antwort, einige unter ihnen legten sie sogar uneröffnet bei Seite. Die Bischöfe erwiderten auf das Breve des Papstes, die Sachen seien zu weit vorgeschritten, es läge außer ihrer Gewalt, die Nation zu einem Rückschritt zu bewegen, und der Cardinal antwortete dem Fürsten, es sei ihm unmöglich, dem Wunsche des Kaisers nachzukommen, seit dem Abschluß der Bundesacte sei jede Aussicht auf ein Arrangement mit der Regierung verloren. Die öffentliche Stimmung war um diese Zeit in der That auch von der Art, daß jeder Versuch, eine Aussöhnung mit dem Kaiser zu bewirken, nur das Verderben seines Urhebers herbeigeführt hätte. Der Haß und die Erbitterung gegen die Oestreicher hatte grade jetzt in Folge eines besondern, in diese Zeit fallenden Umstandes seinen höchsten Grad erreicht. Man entdeckte in Brüssel die Originale der Correspondenz Joseph's II. mit dem General d'Alton und die Instructionen Kobenzl's an Trautmannsdorf, die in der Unordnung und dem Wirrwar des Abzugs dort gelassen worden waren. Diese Documente, sowie mehre andre ähnlicher Art, die Correspondenz der Generalstatthalter mit dem Grafen Trautmannsdorf, die des Letzteren mit dem Kaiser, mehre Berichte sehr delicater und compromittirender Natur, Alles wurde unverzüglich veröffentlicht und dem Pu-

blicum zur Einsicht vorgelegt, damit Jedermann sich von der Echtheit dieser Schriften, ihrer vollkommenen Authenticität überzeugen konnte. Als man aus den Briefen Joseph's an d'Alton ersah, daß der Kaiser alle strengen und willkürlichen Maßregeln des Letztern, die so schwer auf dem Lande gelastet, selbst anbefohlen hatte, als die Instructionen Kobenzl's deutlich bewiesen, daß die Regierung sich durch die in der äußersten Noth gemachten Zugeständnisse nicht gebunden glaubte: da war der Eindruck, den diese Bekanntmachung hervorbrachte, von der Art, daß Niemand es wagen konnte, von Unterhandlungen mit dem Kaiser zu reden.

Während diese Ereignisse in Brüssel vorgingen, war van der Mersch mit seinem durch zahlreiche östreichische Deserteurs beträchtlich vermehrten Corps den kaiserlichen Truppen, auf ihrem Rückzuge nach Luxemburg, fast auf dem Fuße gefolgt. Am 17. December in Namur eingerückt, hatte er die Stadt kurz darauf verlassen, war über die Maas gegangen, in Luxemburg selbst eingedrungen. Hier aber änderte sich die respective Lage der kriegführenden Parteien ganz und gar. Die Bewohner dieser Provinz waren durchaus kaiserlich gesinnt und leisteten den östreichischen Truppen allen Vorschub, während sie die Patrioten als Feinde empfingen. Das Land war arm und bot wenig Hülfsmittel zum Unterhalt einer Armee dar, dazu war es Winter, die Communicationen schwer, die meisten Wege für Truppen und Kriegsgeräth unbrauchbar, größere Operationen schwierig, wenn nicht unmöglich, besonders mit so neuen, schlecht equipirten und im Ganzen wenig consistenten Soldaten, wie die von van der Mersch es waren. Während die Patrioten so mit den

ungünstigsten Bedingungen aller Art zu kämpfen hatten, gestaltete sich die Lage der kaiserlichen Truppen durchaus vortheilhafter, sie befanden sich in einem ihnen freundlich gesinnten Lande, waren mit dem Nothwendigen weit besser versehen als ihre Gegner und nur wenige Stunden von den Hülfsquellen aller Art entfernt, die ihnen die Festung Luxemburg bot, ohne des Stützpunktes zu gedenken, den dieselbe ihnen für ihre Operationen gewährte. Alle diese Umstände stärkten und erhöhten in demselben Grade die moralische Stimmung der Oestreicher, wie sie die der Patrioten niederschlugen. Van der Mersch erwog dies Alles sehr wohl und hätte es vorgezogen, die Maas nicht zu überschreiten, sondern hinter derselben eine feste Stellung zu nehmen, deren Mittelpunkt Namur gewesen wäre und in der er die Ereignisse hätte abwarten können. Aber die Leiter in Brüssel gingen auf diesen Plan nicht ein, ohne Kenntniß der Verhältnisse und von dem leeren Wahne erfüllt, die Patrioten hätten sich nur zu zeigen, um die Oestreicher zu Paaren zu treiben, bestanden sie trotz aller Vorstellungen darauf, daß die Armee vorgehen solle, die Festung Luxemburg blockiren, wenn sie sie nicht nehmen könne, und dergleichen Ungereimtheiten mehr. Van der Mersch gab wider Willen nach, aber schon am 2. Januar erlitten seine Truppen eine Niederlage bei Nassogne, die ihn nöthigte auf Marche zurückzugehen. Doch auch da konnte er sich nicht halten, wenige Tage darauf mußte er die Provinz ganz räumen; er nahm sein Hauptquartier wieder in Namur und ließ nur einzelne Posten zur Beobachtung des Feindes auf dem rechten Ufer der Maas. Die Oestreicher, die im höchsten Grade einer Reorganisation bedurften, bezogen die Winterquartiere und die krie-

gerischen Operationen ruhten nothgedrungenerweise während der ersten Monate des Jahres 1790 auf beiden Seiten.

Van der Mersch begriff die Nothwendigkeit, diesen Stillstand zu benutzen, um die Truppen der Patrioten auf einen andern Fuß zu setzen, als sie bisher gewesen waren. Ohne regelmäßige Verpflegung, mit dem Nothwendigen höchst mangelhaft, oft gar nicht versehen, befanden sich diese Truppen in einem höchst traurigen Zustande. Alle Reclamationen van der Mersch's blieben ohne Resultat, man hatte zwar eine Art Intendantur bei der Armee errichtet, aber die Direction einem Bruder van der Noot's anvertraut, der, bei der größten Untauglichkeit zu diesem Geschäft, noch das Mistrauen und die Abneigung seines Bruders gegen van der Mersch theilte. Die grenzenlose Unordnung, die in dieser Verwaltung herrschte, die Uebelstände, die daraus hervorgingen, bestimmten van der Mersch gegen Ende Januar nach Brüssel zu gehen, um die Interessen der Armee in Person bei den Generalstaaten zu vertheidigen. Auf Vonck's und seiner Freunde Veranstaltung wurde ihm ein glänzender Empfang zu Theil, auch die Generalstaaten bezeigten sich freundlich, man ernannte ihn zum General-Feldzeugmeister und erhöhte seine Gage bis auf 25,000 Fl. jährlich. Den wesentlichsten Zweck seiner Reise aber erreichte er nicht, in Betreff der von ihm vorgeschlagenen Verbesserungen wurde er mit leeren Versprechungen hingehalten. Van der Noot wußte zu verhindern, daß er irgend einen Einfluß auf die Leitung der militairischen Angelegenheiten erhielt, die Capitulation der Citadelle von Antwerpen wurde während seines Aufenthaltes in Brüssel, aber ohne sein Vorwissen abgeschlossen und ein preußischer Offizier mit dem Grade

eines Generallieutenants in den Dienst der Republik genommen, ohne daß er ein Wort davon erfuhr. Van der Noot hatte schon lange gewünscht, Jemanden zu haben, den er im Nothfall van der Mersch entgegensetzen könne; auf der andern Seite hielten es die Mächte, welche bei der belgischen Frage interessirt waren, für sehr wichtig, unter den höhern Befehlshabern der Armee der Patrioten einen ihnen ergebenen Mann zu haben. Ihre Agenten hatten daher van der Noot vorgeschlagen, dem preußischen General von Schönfeld eine Stellung in der Armee zu geben. Van der Noot ging ohne Rückhalt darauf ein, er sah in dieser Ernennung einen doppelten Vortheil: einmal hielt er van der Mersch dadurch in Schach und dann konnte er den Eintritt eines preußischen Generals in belgische Dienste als einen Beweis des Wohlwollens der Mächte und ihres Entschlusses, die Republik thätig zu unterstützen, im Publicum geltend machen. Schönfeld erhielt den Oberbefehl über ein neugebildetes Armeecorps, das unter dem Vorwande, die Citadelle von Antwerpen zu beobachten, in der Nähe von Brüssel blieb. Dies Corps, das van der Noot unter der Hand haben wollte, um die Anhänger Vonck's und seine sonstigen Gegner niederzuhalten, wurde mit allem Nothwendigen reichlich versehen, während die Truppen unter van der Mersch, die vor dem Feinde lagen, an Allem Mangel litten. Van der Mersch wandte sich noch, von den Generalstaaten besonders beauftragt, an den General Schlieffen, der Lüttich mit preußischen Truppen besetzt hielt, und bat ihn um die Erlaubniß, hessische und braunschweigische Truppen, die sich in Mastricht befanden, in den Sold der Republik zu nehmen, erhielt aber eine abschlägige Antwort.

V.

Es ist jetzt nothwendig, einen Blick auf die Stellung zu werfen, welche die Mächte der brabantischen Revolution gegenüber genommen hatten, ehe die weiteren Ereignisse derselben verfolgt werden können. Während die Patrioten noch mit den kaiserlichen Truppen um den Besitz von Brabant kämpften, hatte das Comité von Breda schon Agenten nach London, Berlin und dem Haag geschickt, um den dortigen Höfen das Manifest des brabantischen Volks mitzutheilen und die Anerkennung der Unabhängigkeit desselben von ihnen zu erlangen. Der Ritter von Rooda ging mit dieser Mission nach London, der Dr. van Leempoel, früher Professor in Löwen, nach dem Haag und der Graf von Hoen und ein Abbé O'Hearn nach Berlin. Van der Noot, der diese Angelegenheit fast ausschließlich leitete, rechnete unbedingt auf Erfolg, da er über die politische Situation im Allgemeinen im gröblichsten Irrthum befangen war. England, Preußen und Holland sahen in dem Aufstande der östreichischen Niederlande nur ein Mittel, eine Gelegenheit, Zwecke ihrer besondern Politik zu erreichen, keins von diesen Cabineten dachte daran, die Unabhängigkeit dieser Provinzen, ihre Constituirung als selbständigen Staat, als Zielpunkt seiner Bemühungen aufzustellen. Die Allianz Östreichs mit Rußland und der Krieg gegen die Türkei hatten eine Situation geschaffen, welche den Interessen einer jeden dieser drei Mächte entgegengesetzt und nachtheilig war. England konnte nicht dulden, daß Oestreich irgend eine Suprematie auf dem Continente ausübe, wozu es durch sein Bündniß mit Rußland und etwanige Erfolge in der Tür-

kei leicht geführt werden konnte. Preußen fürchtete für seine Stellung in Deutschland und seine sonstigen Interessen von der möglichen Vermehrung der kaiserlichen Macht; für Holland endlich war Joseph von jeher ein lästiger, ja schädlicher Nachbar gewesen, sein Feldzug gegen den Barrieretraktat und für die Freiheit der Schelde waren bei der Nation noch nicht vergessen, ebensowenig wie die Unterstützung, die Oestreich während der Unruhen von 1787 der antioranischen Partei gewährt hatte, es bei dem Stadthouder war, der ohnedies durch die engsten Bande an Preußen geknüpft war. Nichts schien natürlicher, als daß die vereinigten Provinzen jede Bewegung unterstützten, die zur Schwächung der östreichischen Macht in den Niederlanden führen konnte. Für alle drei Mächte war nun die brabantische Revolution eine treffliche und erwünschte Gelegenheit, diese sie drückende Situation zu ändern. Zu diesem Zwecke mußten die Vorgänge in den Niederlanden benutzt, keineswegs aber durch einige Billigung ihrer Resultate definitiv sanctionirt werden. Wenn aus der Verlegenheit, die der Aufstand dem Kaiser bereitete, aller Nutzen, den sie den Cabineten gewähren konnte, gezogen war, so konnte es denselben sehr gleichgültig sein, wenn die kaiserliche Herrschaft wieder in diesen Provinzen hergestellt wurde. Außerdem wäre es gefährlich gewesen, bei den Bewegungen, die in Frankreich stattfanden, das Resultat einer Revolution im Nachbarlande anzuerkennen und zu bestätigen. Der revolutionaire Geist, der sich überall regte, hätte darin eine Aufmunterung sehen können, welche die Mächte ihm zu geben in keiner Weise geneigt waren. Von diesem Standpunkte aus müssen die ersten Verhandlungen der Cabinete,

ihr Verhalten zu der neuen Ordnung der Dinge bis zu den Conferenzen von Reichenbach, mit denen die zweite Phase der diplomatischen Geschichte der brabantischen Revolution eintritt, beurtheilt werden. Preußen hatte es sich am meisten angelegen sein lassen, den Patrioten Theilnahme und Interesse zu bewahren; es schien auch am meisten geneigt, die übrigen Mächte zu entschiedenern Schritten zu bestimmen. Graf Schlieffen ging mit einer außerordentlichen, auf die Angelegenheiten der Niederlande bezüglichen Mission nach London, nachdem er einen ähnlichen Auftrag im Haag ausgerichtet hatte. Doch nahm England die ersten Mittheilungen nicht eben sehr günstig auf, es fürchtete, daß eine zu direkte Intervention zum Kriege mit Oestreich führen könne, was seiner Politik nicht zusagte. Das preußische Cabinet basirte die Rechtmäßigkeit und die Nothwendigkeit einer Intervention auf den utrechter Frieden und den Barrierentraktat von 1715, den die Mächte garantirt hatten. In beiden Verträgen war die Constitution der Niederlande unter ihren Schutz gestellt und außerdem das Haus Oestreich in den Besitz derselben nur gesetzt, um zu vermeiden, daß sie nicht unter französische Herrschaft kämen, welches letztere in Folge der neuesten Ereignisse zu befürchten sei. Außerdem vindicirte Preußen dies Recht für sich insbesondre in seiner Eigenschaft als Kurstaat und Mitglied des deutschen Reiches, zu dem die Niederlande von Anfang an und seit dem Jahre 1548, ausdrücklich, als burgundischer Kreis, gehört hätten.

Diese ersten Schritte waren im August 1789 geschehen; nach Ankunft der belgischen Agenten in Berlin wurden die Unterhandlungen wieder aufgenommen und ernst-

licher betrieben. Die Abgeordneten wurden ohne officiellen Charakter vom Grafen Herzberg empfangen, und in Folge ihrer Auseinandersetzungen legte das Staatsministerium dem Könige einen Bericht vor, in dem es auf die Nothwendigkeit aufmerksam macht, den Uebergang der Niederlande unter französische Herrschaft und die Wiederherstellung der kaiserlichen Herrschaft ohne Garantien, als den Interessen der drei Mächte entgegen, zu verhindern. Zu diesem Zwecke schlägt es vor sich mit dem englischen und holländischen Cabinet jetzt schon zu verständigen und förmliche Unterhandlungen auf die Grundlagen hin anzuknüpfen, daß, wenn Belgien seine Unabhängigkeit selbständig vertheidigen könne, man dieselbe anerkennen, im Fall einer Niederlage der Patrioten durch die kaiserlichen Truppen, man verhindern solle, daß der Kaiser absolut über diese Provinzen herrsche, zu welchem Zwecke man die Herstellung der alten Verfassung verlangen müsse. Dieser Bericht war von einem Memoire der belgischen Agenten über denselben Gegenstand begleitet. Der König autorisirte die Unterhandlungen und es wurden dem englischen und holländischen Gesandten in Berlin, Ewart und van Reede, Noten in diesem Sinne übergeben. Das preußische Cabinet bestand so eifrig auf eine Intervention, weil es damit, wie sich bald herausstellte, einen andern Plan verband, auf dessen Durchführung es einen sehr großen Werth legte. Seine Absicht war, durch ein bewaffnetes Einschreiten der Alliirten Oestreich zu bestimmen, Frieden mit der Pforte zu schließen und Galizien an Polen abzutreten, damit dies eine Compensation für die beabsichtigte Cession Danzigs und Thorns an Preußen erhielte. Diese Note wurde am Anfang December übergeben, Ende De-

cember beantworteten die Generalstaaten dieselbe. Sie schlugen vor die Unabhängigkeit der belgischen Provinzen nicht sogleich und ohne weiteres anzuerkennen, vielmehr eine Convention abzuschließen, in der man über folgende Principien übereinkäme. Die drei Mächte würden sich nur dann in die belgischen Angelegenheiten mischen, wenn sie vom Kaiser dazu aufgefodert, oder durch die Dringlichkeit der Umstände dazu genöthigt würden. Auf jeden Fall würden sie alsdann die Aufrechterhaltung der alten Privilegien dieser Provinzen garantiren. Sollte Belgien sich als unabhängiger Staat behaupten und jede Aussicht auf eine Verständigung mit dem Kaiser verschwinden, so würden die Alliirten ihre Anerkennung dieser Unabhängigkeit von der Natur der Verfassung, die das Land sich gäbe, oder der seiner äußern Beziehungen abhängen lassen. Man würde keiner andern Macht erlauben sich in diese Angelegenheiten zu mischen, und die Verbündeten machten sich anheischig, für alle Folgen, die aus dieser Uebereinkunft hervorgehen könnten, gemeinschaftlich einzustehen. Diese Vorschläge entsprachen nun zwar nicht durchaus den Wünschen des berliner Cabinets, da sie aber von England in allen Punkten gutgeheißen wurden und das letztere den preußischen Plan in Betreff Galiziens ausdrücklich verwarf, so gab man nach und es kam zum Abschluß einer Convention auf die angegebenen Grundlagen hin. Ehe jedoch die Unterhandlungen darüber beendigt waren, erließ Preußen eine neue Note (4. Januar 1790) an die beiden Mächte, in welcher es den Vorschlägen Hollands beitrat, zugleich aber darauf bestand, die Unabhängigkeit Belgiens sogleich anzuerkennen, wenn die Republik sich verbindlich machen wollte, ihre Verfassung den Mächten

zur Billigung vorzulegen und keine Allianzen mit andern zu schließen. Die Alliirten ihrerseits sollten Belgien ihre Hülfe zusagen und zu diesem Zweck ein aus preußischen, hessischen, im englischen Solde stehenden, und holländischen Truppen bestehendes Corps in Bereitschaft halten. Aber England verwarf auch diesen Vorschlag und man mußte sich mit der Convention begnügen, welche schon am 9. Januar 1790 zu Berlin unterzeichnet wurde. In derselben erklären die Mächte, daß, da Umstände eintreten könnten, die ihre Intervention in die belgischen Angelegenheiten erheischten, sie die Grundsätze, nach denen eine solche stattfinden solle, zu fixiren beabsichtigten. Diese Grundsätze sind durchaus dieselben, welche Holland vorgeschlagen hatte, ohne die geringste Abänderung. Diese Convention, deren Abschluß und hauptsächlichster Inhalt bald bekannt wurden, deren authentischer Text aber erst ganz vor kurzem veröffentlicht worden ist, wurde für Belgien dadurch wichtig, daß sie die augenblickliche und directe Hülfe, auf die van der Noot und seine Partei alle ihre Berechnungen, ihre ganze Politik gründeten, unmöglich machte, während sie den Mächten alle Zeit und alle Freiheit ließ, die Ereignisse zu benutzen, wie es ihren Interessen angemessen erscheinen würde. Daß van der Noot und van Eupen noch auf dem einmal eingeschlagenen Wege beharrten, als sie schon Kenntniß dieser von den Mächten aufgestellten Principien hatten, ist der beste und schlagendste Beweis ihrer politischen Unfähigkeit, die die wahre Bedeutung der Convention auch nicht im entferntesten begriff. Daß dieser Irrthum übrigens fast allgemein getheilt war, beweisen mehre Flugschriften, die um iese Zeit erschienen und in welchen die politischen Ver-

hältnisse der brabantischen Revolution zu Europa besprochen werden. Selbst einsichtsvolle, weit über van der Noot stehende Männer gehen von der Ansicht aus, daß die Mächte durchaus kein Interesse hätten, die östreichische Herrschaft in den Niederlanden wiederherzustellen. Es scheint, daß das kaiserliche Cabinet, obgleich die auf die Convention bezüglichen Verhandlungen geheim gehalten wurden, doch Kunde von den Gesinnungen Englands erhielt, die unter denen der drei Mächte offenbar die ihm am wenigsten feindlichen waren. Denn der kaiserliche Gesandte in London, Graf Reviczky, erhielt einige Zeit nach dem Abschluß der Uebereinkunft den Auftrag, dem Cabinet von St. James die Vermittelung in den Angelegenheiten der Niederlande officiell anzutragen. Jedoch ohne Erfolg: England, durch die Convention gebunden, lehnte sie ab.

Es ist schon bemerkt worden, daß das preußische Cabinet durch die Wendung, welche die Unterhandlungen genommen, nicht ganz zufriedengestellt war. Um seine Demonstrationen gegen Oestreich, an deren Gelingen ihm die Erwerbung mehrer, seinen Interessen sehr wichtiger Gebietstheile geknüpft schien, von einer andern Seite her wieder aufzunehmen, schloß es am 31. Januar 1790 zu Konstantinopel einen Allianzvertrag mit der Pforte. In demselben versprach Preußen, im Frühjahr Oestreich und Rußland den Krieg zu erklären, und die Pforte ihrerseits machte sich anheischig, bei dem Friedensschluß dahin zu wirken, daß Galizien an Polen zurückgegeben werde und der Friede überhaupt zum Vortheile Preußens ausfalle. Insofern als dieser Vertrag und die Aussicht auf einen Krieg mit Preußen das östreichische Cabinet bestimmen

mußten, sich mit der Pforte zu verständigen, und als seine Lage dadurch im Allgemeinen sich besserte, wurde derselbe für Belgien wichtig, obgleich er dort wenig Beachtung fand. Die Bezüge der allgemeinen politischen Lage zu ihrer besondern wurde von den Führern der herrschenden Partei wenig oder gar nicht begriffen.

Es ist noch übrig, ein Wort über das Verhältniß zu sagen, in dem sich Frankreich der brabantischen Revolution gegenüber befand. Ludwig XVI. hatte die Eroberungsplane Joseph's, seinen Krieg mit der Pforte, seine Allianz mit Rußland durchaus gemisbilligt und Alles gethan, um diese Politik Oestreichs zu verhindern. Da es ihm nicht gelang, so mußten die Ereignisse in den Niederlanden insofern willkommen sein, als sie das wiener Cabinet nöthigten, wenigstens zu nöthigen beitrugen, von der Verfolgung seiner Plane abzustehen. Andrerseits war eine Bewegung dieser Art auf dem wichtigsten Punkt seiner Grenze und in einem Augenblick, wo Frankreichs innerer Zustand es über kurz oder lang in eine feindselige Stellung zum übrigen Europa bringen konnte, ein seinen Interessen durchaus entsprechendes Ereigniß, umsomehr als die Umstände leicht bei dem neuen Staat selbst den Wunsch einer nähern Anschließung an Frankreich herbeiführen konnten. Zwei Ursachen jedoch hinderten, daß das Cabinet von Versailles aus dieser Lage alle Vortheile zog, die sie darzubieten schien. Einmal wurde es durch den Ausbruch der Revolution in seinem Innern und die überwältigende Macht, mit der sie auftrat, außer Stand gesetzt, den äußeren Verhältnissen den Grad von Aufmerksamkeit und Energie zuzuwenden, der nöthig gewesen wäre, um die Lage der Niederlande auszubeuten. Und dann war die

Richtung, welche die brabantische Revolution nahm, die Ideen, welche die herrschende Partei leiteten, nicht von der Art, daß die französisch-revolutionaire Partei, die sich bald der Gewalt bemächtigte, mit ihnen hätte sympathisiren können. In Brabant standen die Bevölkerungen auf, um das zu vertheidigen, was man in Frankreich mit Erbitterung angriff und sich aus allen Kräften zu vernichten bemühte, die alte Verfassung und die katholische Religion. Dieses natürliche und nothwendige Einanderabstoßen stellte sich jedoch erst später heraus, als der Zweck, den die Leiter der Bewegung in Belgien anstrebten, deutlicher hervortrat. Im Anfang wurde die brabantische Revolution von den französischen Revolutionairs mit Jubel und Enthusiasmus begrüßt. Camille Desmoulins gründete ein politisches Wochenblatt unter dem Titel: „Manifeste du peuple brabançon; extrait des révolutions de France et de Brabant," das vom October 1789 bis zum September 1791 erschien und in dem er sich viel mit den Vorgängen in den Niederlanden beschäftigt. Die anfänglichen Lobeserhebungen hörten jedoch bald auf; der antikatholisch gesinnte Republikaner konnte unmöglich eine Bewegung billigen, die zuletzt die Gewalt in die Hände des Adels und der Geistlichkeit brachte. Van der Noot wurde ihm verhaßt, während es ihm möglich war, sich viel eher mit Vonck und seinen Freunden, deren Ideen den seinigen viel näher lagen, zu verständigen. Doch auch diese Letztern wurden ihm verdächtig, als er ihre enge Verbindung mit dem Grafen von der Marck, dem Freunde des Hofes, der Paris verlassen und sich in Brabant der Revolution angeschlossen hatte, sah. Alles dies setzt ihn in Verlegenheit, sodaß er mehre Monate hindurch ganz und gar

von den belgischen Angelegenheiten schweigt. Das Journal erschien aber dessenungeachtet immer unter demselben Titel und Camille Desmoulins behauptete stets, daß Frankreichs Interessen es erfoderten, die Bewegung in Brabant zu unterstützen, er tadelt die Constituante auf das heftigste wegen der Gleichgültigkeit, die sie dagegen bezeigte.

VI.

Die Herrschaft der Stände schien nach den letzten Vorgängen fürs erste hinreichend befestigt und war es auch in der That. Aber die Partei Vonck's, welche durch die ersten Erfolge ihrer Gegner für einen Augenblick zurückgedrängt und von der Gewalt fern gehalten war, hielt sich nicht für besiegt, wenn auch für geschlagen. Diese Partei vereinigte alle Anhänger der socialen Ideen, die sich jetzt in Frankreich in so gewaltsamer Weise der Herrschaft bemächtigten, und fand besonders in den höhern Classen der Gesellschaft, unter einem Theile selbst des höchsten Adels, den Offizieren, dem Advokaten-, Kaufmanns- und höheren Bürgerstande zahlreiche Freunde. Der Herzog von Ursel, der mit Auszeichnung bei der kaiserlichen Armee gegen die Türken gedient hatte, gab, als er die Vorgänge in Brabant erfuhr, seine Entlassung und eilte nach Brüssel, wo er sich offen und mit Eifer der Partei Vonck's anschloß, dasselbe that der Graf von der Marck, ein jüngerer Prinz aus dem Hause Aremberg, der Freund Mirabeau's und der unglücklichen Marie Antoinette, und mehre andre hervorragende und ausgezeichnete Männer. Van der Noot sah die Nothwendigkeit ein, einen Schritt dieser Ansicht entgegenzuthun, der übrigens auch von der öf-

fentlichen Meinung allgemein verlangt wurde. Der Herzog von Ursel, der einer großen Popularität genoß, wurde an die Spitze des neuerrichteten Kriegsbureaus gestellt. Für die Partei war diese Stellung um so wichtiger, als van der Mersch und der größte Theil der Offiziere des unter seinen Befehlen stehenden Corps zu ihr gehörten. Die hauptsächlichsten Bemühungen Vonck's waren jedoch auf die Presse gerichtet, die ihm Mittel wurde, seine politischen Ideen und besonders seine Angriffe gegen die Souverainetät der Staaten, die den Mittelpunkt derselben bildeten, zu verbreiten. Er und seine Freunde entwickelten dabei eine sehr große Thätigkeit; Vonck ließ in den letzten Tagen des Januar seine „Considérations impartiales sur la situation de Brabant" erscheinen, die einen großen Eindruck hervorbrachten und mehre Auflagen erlebten. Schon vor ihm hatte sein Freund, der Advokat Verlooy, dieselben Fragen öffentlich besprochen, den Staaten die Rechtmäßigkeit ihrer Gewalt bestritten und die Errichtung eines Volksraths, dem die gesetzgebende Gewalt, und die eines Senats, dem die ausführende Gewalt zu übertragen sei, verlangt. Später erschien eine Broschüre des Grafen Proli, welcher ebenfalls gegen die Souverainetät der Staaten auftrat, ohne sich durchaus für Vonck's Ansichten auszusprechen. Die Stimmung war eine sehr bewegte und die Bestrebungen der Partei gingen darauf hinaus, diese Aufregung zu unterhalten, um die Staaten zu zwingen, sich über die Fragen, die das Publicum spalteten und die es mit immer wachsendem Interesse verhandelte, zu äußern. Die Meinung, daß die letzteren rechtlicher Weise die oberste Gewalt nicht ausüben konnten, gewann immer mehr Terrain und der Augenblick war vor-

auszusehen, wo sie stark genug sein würde, die am Ruder befindliche Partei zu zwingen, ihr Rede zu stehen. Diesen Bemühungen gegenüber suchte die Staatenpartei zuerst ihre Gegner mit denselben Waffen, das heißt in der Presse zu bekämpfen. Es erschienen mehre, zum Theil tüchtig gearbeitete Schriften, in denen die Natur der früheren Verfassung des Landes auseinandergesetzt wurde. Das System, das sie dem Vonck's entgegensetzten, beruht auf folgenden Grundzügen. Die Verfassung des alten Herzogthums Brabant war nicht eine beschränkt monarchische, sondern eine republikanische, der Herzog nichts als ein Protektor der Republik, der anfangs weder das Münzrecht, noch eine Menge andrer Rechte der Souverainetät besaß, wie dies aus einer Menge von Thatsachen, vor dem 16. Jahrhundert, erhellt. Die Herzogswürde machte keineswegs einen wesentlichen Theil der Verfassung aus, die nicht erst aus einem Vertrage des Fürsten mit dem Volke hervorging, sondern die älter ist als die Herzöge. Die eigentliche und wirkliche Souverainetät gehörte den Ständen, denn sie bewilligten die Subsidien, entschieden alle Fragen über Krieg und Frieden durch ihre Intervention bei den Verträgen, empfingen den Eid des Herzogs bei seinem Regierungsantritt, setzten den Fürsten ab, wenn er unfähig wurde zu regieren, oder seinen Eid brach. Die Herzogswürde sei so in strengem Sinne weder erblich noch patrimonial gewesen. Was die Zusammensetzung der Stände, besonders des dritten betrifft, so habe derselbe von jeher seine Vertretung in den Deputirten der drei Hauptstädte gehabt, die andern Städte hätten nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, nicht in Folge eines Rechtes, sondern par courtoisie dabei figurirt. Daß der Herzog jetzt seiner

Gewalt entsetzt sei, füge nichts Besonderes der der Stände hinzu. Der Fall sei weder neu noch unvorhergesehen. Johann IV. und Philipp II. seien entsetzt und immer hätten die Stände die Souverainetät entweder selbst ausgeübt oder ausüben lassen, bis ein neuer Fürst an die Stelle des frühern getreten. Die Stände seien die gebornen Vertreter des Landes, Mitbesitzer mit dem Herzog der obersten Gewalt; höre diese für den Herzog auf, so falle sein Theil natürlich ihnen zu. Dies letzte Argument war das beliebteste, am öftersten wiederholte. Es schien den Anhängern der Staaten ohne Replik. Um diese Widerlegung würdigen zu können, bedurfte es einer gewissen Bildung, einiger historischen Kenntnisse wenigstens, während Vonck's Argumente den gewöhnlichen Auffassungskräften näher lagen. Daher hatten auch die ersteren bei weitem nicht den Erfolg, dessen die letzteren sich erfreuten und in Folge dessen Vonck, schon in den ersten Tagen des Februars (10. Febr.), zur Reorganisation seines Comités unter dem Namen der „Patriotischen Gesellschaft" schreiten konnte. Die Bemühungen seiner Anhänger fanden darin einen Mittel- und Anhaltepunkt, der ihnen sehr nützlich wurde und dessen sie sich mit vielem Erfolge zur Ausbreitung ihres Einflusses bedienten. Wollte die Partei, welche sich im Besitze der Gewalt befand, sich darin erhalten, so mußte sie diesen Tendenzen, ehe sie zu weit um sich griffen, entgegentreten, es war dies eine unerläßliche Pflicht der Selbstvertheidigung. Alle Mittel schienen dazu gut, wenn sie nur zum Zwecke führten. Der Cardinal-Erzbischof von Mecheln wurde bewogen, in einem amtlichen Documente seine Misbilligung der Bestrebungen Vonck's auszusprechen und offen für die Staaten

Partei zu nehmen. Er that dies in einem Fastenbriefe, der in den ersten Tagen des Februar veröffentlicht wurde und der eben so sehr politischer, wie religiöser Natur ist *).

*) Joignons en outre à notre ferveur dans la foi, l'union la plus parfaite et la plus constante avec nos concitoyens. Souvenons-nous que la tranquillité publique, le bonheur de la patrie, la prospérité et la gloire de ces belles provinces, dépendent essentiellement de cette union heureuse, qui de tous les citoyens doit former, pour ainsi dire, une seule âme, un seul esprit, un seul coeur, entièrement dévoués à la cause commune, dépouillés de tout intérêt particulier et disposés à tout sacrifier au bien être de la nation entière, qui sera toujours heureuse et invincible aussi longtems, que ses membres resteront sincèrement et parfaitement unis entre eux, et dont la perte serait immanquable, si jamais la jalousie, la méfiance et la dissention, s'emparant malheureusement de vos esprits, parvenaient à en troubler ou rompre la concorde et la paix. C'est pourquoi n'écoutez point, nos très chers frères, nous vous en conjurons, n'écoutez point les conseils pernicieux de ces gens turbulens et insidieux, qui sous l'apparence de vouloir soutenir vos droits sur une Souveraineté que vous ne pourrez jamais exercer par vous-mêmes, ne cherchent qu'à semer la discorde et qui ne vous inspirent une injuste méfiance à l'égard des pères de la patrie que pour amener par des changemens et des nouveautés aussi impraticables que dangereuses, une confusion générale dans les affaires publiques, confusion dont nos ennemis communs ne manqueraient pas de se prévaloir, pour replonger la religion et l'Etat dans de nouveaux malheurs. Non, non, ne craignez point que ceux, qui depuis des siècles ont été les représentans nés du peuple et qui vous ont donné souvent aux dépens même de leur liberté, des preuves incontestables de leur dévouement parfait à vos intérêts, veuillent jamais s'approprier privativement et à votre préjudice, les droits de la Souveraineté. Mais soyez entièrement persuadés,

Man errichtete in Brüssel ein comité ecclésiastique, um der patriotischen Gesellschaft entgegenzuarbeiten. Dies Comité entwickelte eine große Thätigkeit und suchte besonders durch die Presse, deren vornehmste Organe es für seine Zwecke gewann, zu wirken. Es erließ an die geistlichen und weltlichen Behörden in den Städten und auf dem Lande ein Circular, in welchem diese aufgefodert wurden, ohne Verzug durch ihre Pfarrgenossen und Unterge-

qu'en l'exerçant en votre nom et se chargeant de tout ce qu'elle a de pénible et de laborieux, ils ne perdront dans aucun tems de vue la conservation et l'accroissement de la religion de nos pères, vos avantages, votre prospérité et la felicité publique. Ce sera là toujours leur principal soin et le but de leurs opérations et non pas le vain étalage d'une autorité, dont ils connaissent trop bien les devoirs et les charges, pour pouvoir en être éblouis, au point d'en abuser. Ils viennent de vous en donner les assurances les plus positives dans l'acte solemnel, par lequel en renouvelant publiquement, à la face du peuple assemblé la profession de la foi catholique et le serment de maintenir la constitution, ils se lièrent de nouveau à la nation par des liens sacrés et indissolubles, qui étant pour vous les garans les plus surs de leur fidelité inviolable et de leurs soins infatigables, dignes des pères de la patrie, méritent aussi de votre part, une confiance entière et une docilité, dignes des membres et des enfans de cette même patrie. Regardez donc, j'ose le dire, comme les ennemis de la religion et de l'Etat, tous ceux qui par des raisonnemens aussi frivoles que subtils, qui se ressentent de la philosophie de ce siècle, voudraient troubler un bonheur, dont nous sommes à la veille de jouir, qui ne peut être que l'effet de cette union désirable et de cette paix, qui doit faire dans ce moment l'objet des voeux les plus ardens de tout bon citoyen. — S. Mandement de Son Eminence le Cardinal Archevêque de Malines, Primat des Pays-bas, pour le Carême de l'an 1790.

benen erklären zu lassen: ihre Absicht sei und werde beständig darauf hingehen, daß die Religion und die Verfassung verblieben und aufrecht erhalten würden, wie sie gewesen seien und wie ihre Herren, die drei Stände, sie beschworen hätten. Sie wollten keine andre Vertreter, als die drei verfassungsmäßig bestehenden Stände, diese sollten im Namen des Volks und für dasselbe die souveraine Gewalt ausüben, die der Nation gehöre und von ihr ihnen übertragen sei. Sie protestirten ausdrücklich gegen Alles, was man der Religion und der Verfassung zuwider unternommen habe oder unternehmen wolle, sie betrachteten als Verräther am Vaterlande und Störer der öffentlichen Ruhe alle Diejenigen, welche Aenderungen oder Neuerungen einzuführen beabsichtigten, sei es in der Religion oder in der Verfassung; sie beschwören zugleich die Herren Stände, die äußerste Strenge gegen diese Neuerer und Ruhestörer anzuwenden. Diese Erklärung wurde in allen Gemeinden von Brabant durch die Pfarrer in die Häuser geschickt und erhielt in kurzer Zeit eine höchst bedeutende Zahl von Unterzeichnungen. Der Erfolg dieser Bemühungen war so, wie ihre Urheber ihn wünschten, der Fastenbrief des Erzbischofs besonders brachte in Folge des großen und allgemeinen Ansehens, das dieser Prälat genoß, einen Eindruck hervor, dessen Macht und Einfluß seine Gegner selbst anerkennen mußten. Die Bestrebungen der Vonckisten, wie man die Mitglieder der patriotischen Gesellschaft und die sonstigen Anhänger der Ideen Vonck's jetzt nannte, wurden dem Volke zuerst verdächtig und bald verhaßt. Um diese Stimmung öffentlich zu constatiren, wurde den Ständen eine Adresse übergeben, die jene Erklärung wiederholte, mit der Behauptung, sie hätte über

400,000 Unterschriften erhalten. Und um sie nun auch als den äußern Umständen und dem politischen Interesse des Landes entsprechend darzustellen, veröffentlichte man ein Schreiben des brabantischen Agenten im Haag, worin van Leempoel aussagt, er sei zu der Erklärung autorisirt, daß keine der drei verbündeten Mächte irgendwie den Belgiern, was sie zu thun hätten, vorzuschreiben beabsichtige, daß für den Augenblick aber die eigene Sicherheit der Mächte nicht erlaube, daß die bestehende Verfassung der Provinzen im geringsten verändert werde. Da nun um dieselbe Zeit (12. Februar) ein Brief des nach Berlin gesandten Agenten bekannt wurde, der die Anerkennung der neuen Ordnung der Dinge durch das preußische und holländische Cabinet als nahe bevorstehend bezeichnete, so erschien jeder Versuch, wesentliche Aenderungen in derselben vorzunehmen, doppelt gefährlich und van der Noot, der sich als der eifrigste Vertheidiger der Beibehaltung des Alten von Anfang an gezeigt, wurde in den Himmel erhoben, während man jetzt schon Vonck als einen Feind des Vaterlandes bezeichnete. Um den Letztern in den Augen der Menge noch mehr herunterzusetzen, seine Bestrebungen als durchaus unnütz darzustellen und zugleich die weniger scharfsichtigen unter seinen Freunden über den wahren Stand der Frage zwischen den beiden Parteien zu täuschen, erließen van der Noot und van Eupen eine öffentliche Bekanntmachung, in der sie erklärten; daß das Manifest des brabantischen Volkes in allen seinen Punkten ausgeführt werden solle, daß Alles, was geschehen, im Namen des Volkes geschehen sei, bei dem die Souverainetät wohne, und daß es den Ständen nie in den Sinn gekommen, dem entgegenzuhandeln.

Vonck seinerseits blieb diesen Demonstrationen gegenüber, so nachtheilig sie auch seinem Einflusse wurden, nicht unthätig. Sein hauptsächlichster Stützpunkt in Brüssel waren die Freiwilligen-Compagnien, deren Organisation mit der der Gilden zusammenhing und die, obgleich seit 1787 mehre Male aufgelöst, sich doch immer wieder gebildet hatten. Die Mehrheit derselben war durchaus demokratisch gesinnt, ihre Führer waren größtentheils Mitglieder der patriotischen Gesellschaft, unter ihnen befand sich der Vicomte Eduard von Walckiers, Vonck's genauer Freund, einer der Leiter seiner Partei. Er befehligte die zweite Compagnie der St. Sebastians-Gilde. Die Vonckisten benutzten besonders diese Corps, um eine Bewegung, deren Zweck der Sturz des Regimentes der Staaten und und eine Aenderung der Verfassung im demokratischen Sinne war, vorzubereiten. Es wurden Maßregeln getroffen, um das Personal der ihnen am meisten ergebenen Compagnien zu vermehren, sie vollständig zu bewaffnen und unter der Hand zum Handeln in Bereitschaft zu setzen. Diese Umtriebe entgingen den Staaten nicht, die ihrerseits Maßregeln dagegen trafen. Das Kriegsdepartement untersagte die Anwerbung von Rekruten für die Freiwilligen, und der Magistrat, unter dem dieses Corps besonders stand, unterdrückte sogar die Compagnie Walckiers' durch eine besondre Ordonanz. Diese letztere fand jedoch einen so heftigen Widerstand, daß man es für gerathen hielt, ihr keine Folgen zu geben.

VII.

Unterdessen wurde die Organisation der vollziehenden Gewalt durch Einsetzung und Eröffnung des Congresses vervollständigt. Derselbe sollte aus Deputirten der Provinzen bestehen, die 30 Jahr alt, in der Provinz, von der sie gesandt, domicilirt sein mußten. Die Dauer ihrer Functionen wurde auf drei Jahre festgesetzt, jede Provinz konnte die ihrigen, deren Zahl auf keinen Fall sieben überschreiten durfte, einzeln oder im Ganzen zurückrufen, sie blieben der Provinz verantwortlich und genossen einen Gehalt von 5000 Fl. Da die Mitglieder der Generalstaaten in den ersten sieben Monaten nach der Einsetzung des Congresses zugleich auch Mitglieder desselben waren, beide Versammlungen also aus denselben Personen bestanden, so wurde beschlossen, daß jede derselben einen Tag um den andern Sitzung halten sollte. Der Congreß theilte sich, zur Ausübung seiner Gewalten und Leitung der Geschäfte, in drei Comités, in welchen die letzteren eingeleitet und so weit geführt wurden, bis sie der Versammlung zur Beschlußnahme vorgelegt werden konnten. Diese drei Comités waren das der auswärtigen Angelegenheiten, das sogenannte comité politique, das des Krieges und das der Finanzen. Kaum eingesetzt, hatte der Congreß sich schon mit den wichtigsten Angelegenheiten zu beschäftigen. Joseph II., seit längerer Zeit schon kränkelnd, war durch den Kummer, den die Ereignisse in den Niederlanden und die Gesammtlage der Monarchie, um den Anfang des Jahres 1790, ihm verursachten, in einen so leidenden Zustand versetzt, daß sein Ende nahe bevorstehend erschien. Kobenzl, der die erste Nachricht von der gefährlichen Wen=

bung, welche die Krankheit des Kaisers genommen, am 24. Februar zu Luxemburg erhielt, theilte sie sogleich den Ständen von Brabant, der einzigen Behörde, die er als von der Regierung selbst wiederhergestellt, anerkennen konnte, mit und benutzte die Gelegenheit, um sie zur Umkehr und Versöhnung aufzufordern. Unmittelbar darauf kam ihm die Kunde vom Tode des Kaisers (20. Februar) zu. Er theilte sie sogleich den Ständen sämmtlicher Provinzen mit und erließ zu gleicher Zeit (28. Februar) ein offnes Sendschreiben an alle Bewohner derselben, in dem er ihnen Rathschläge über das, was sie nun zu thun hätten, gibt. Diese Rathschläge, die, wenn man sie mit der eigentlichen Sachlage in dem Augenblick, wo sie gegeben wurden, zusammenhält, etwas sonderbar erscheinen, gehen von der Ansicht aus, daß die Belgier eine Versöhnung mit dem Kaiserhause wünschen. Zu diesem Zwecke sollen sie die Territorien, die sie in Luxemburg, Geldern und Limburg besetzt halten, sogleich räumen, die Blokade der Citadelle von Antwerpen aufheben, jede weitere Bewaffnung oder kriegerische Maßregel einstellen, alle Offiziere und Soldaten und wer sonst in Folge der Unruhen gefangen gehalten sei, in Freiheit setzen und ihm einen Bevollmächtigten nach Luxemburg senden, mit dem er über das Weitere zur Wiederherstellung der Ordnung und der Huldigung des neuen Souverains berathen könne. Dies zweite Schreiben Kobenzl's kam den Ständen von Brabant zu, als sie das erste noch nicht beantwortet hatten. Sie beschlossen nun, daß beide gedruckt werden sollten, auf keines derselben aber irgend eine Antwort oder Erwiderung gegeben werde. Obgleich bei der Stimmung, die unter der Partei, welche die Gewalt in Händen hatte,

um diese Zeit herrschte, eine andre Antwort in der That unmöglich war, so ist das Verfahren doch mit Recht auffallend und mindestens unüberlegt. Der Tod Joseph's brachte in den Verhältnissen und Bezügen der brabantischen Revolution, nicht allein zum Kaiserhause, sondern zu Europa die wesentlichsten und tiefgehendsten Veränderungen hervor. Daß bei Joseph's Lebzeiten an eine Ausgleichung kaum zu denken war, leuchtet ein, das verhinderte seine Stellung zu den aufgestandenen Provinzen sowohl, wie das Interesse der Mächte, die dem Aufstande ihre Theilnahme geschenkt hatten. Ganz anders dagegen stellten sich die Dinge für seinen Nachfolger. Der Erzherzog Leopold von Toskana war ohne alle Schuld an den Vorgängen, die die Revolution herbeigeführt hatten, er hatte nichts gethan, was ihn des Vertrauens der Belgier unwürdig gemacht hätte, er war ohne alle Theilnahme an dem politischen System, das Joseph in die russische Allianz und zum Türkenkrieg, der ihn mit dem übrigen Europa entzweite, gerissen hatte. Er konnte beides, das Verfahren gegen Belgien und die allgemeine Politik seines Vorgängers, aufgeben, ohne dadurch seiner Würde, oder seinen Interessen im geringsten zu nahe zu treten. Und daß er es thun würde, war um so gewisser vorauszusehen, als eine Aenderung des inneren und äußeren Regierungssystems das einzige Mittel war, die kaiserliche Macht, von den harten Schlägen, welche sie unter Joseph erlitten hatte, wiederherzustellen, und die Gefahren, die ihr in nächster Nähe drohten, abzuwenden.

Zu diesem Zwecke mußte das östreichische Cabinet auf einem der beiden Punkte, aus denen seine Verlegenheiten und Bedrängnisse hervorgingen, sich zu Zugeständnissen be-

reitwillig zeigen. Der Kaiser mußte entweder die niederländischen Wirren so schnell als möglich zu endigen suchen, um, auf dieser Seite frei, alle seine Kräfte der orientalischen Frage zuwenden zu können, oder er mußte diese durch Opfer und Nachgeben beizulegen suchen, um den Aufstand der belgischen Provinzen mit seiner Gesammtmacht bekämpfen zu können. Er beschloß zuerst es mit den abgefallenen Unterthanen zu versuchen. Noch von Florenz aus sandte er an die Generalstatthalter nach Bonn eine Erklärung, welche durch dieselben an die Stände aller Provinzen gelangen sollte und in der er die vortheilhaftesten Anerbietungen, die umfassendsten Zugeständnisse macht. Der neue Souverain weist zuerst jeden Antheil an dem von der Regierung seines Vorgängers gegen die Niederlande beobachteten Verfahren zurück, er habe stets alle Verletzungen der Verfassung, alle willkürlichen und ungesetzlichen Maßregeln gemisbilligt, und könne deswegen für die Folgen derselben nicht verantwortlich sein, noch in seinem durch die Verträge gesicherten, durch alle Mächte garantirten Erbfolgerecht in diesen Provinzen dadurch beschädigt werden. Er sei überzeugt, daß der Fürst nur zum Besten seiner Unterthanen bestehen könne und dürfe; von ihnen anerkannt und eingesetzt, könne und dürfe er nur durch das Gesetz und mit der Grundverfassung übereinstimmend regieren und Abänderungen nur mit Zustimmung der Stände treffen, deren er ebenfalls zur Erhebung aller Steuern und Auflagen, welchen Namen sie immer hätten, bedürfe. Um die Annäherung und Ausgleichung zu erleichtern, biete er den niederländischen Ständen die volle Bestätigung der Joyeuse entrée und die der besondern Privilegien einer jeden Provinz, mit einer allge-

meinen und vollkommenen Amnestie an. Außerdem solle keine der früher angestellten Personen, ohne Zustimmung der Stände, ihr Amt fortsetzen oder wiederangestellt werden können, kein Fremder zu öffentlichen Stellen zugelassen und für die Besetzung der höhern den Provinzen ein Vorschlagsrecht zugestanden werden. Die Generalstatthalter sollen immer aus der kaiserlichen Familie, oder geborne Niederländer sein, das letztere solle auch vom Minister und dem Commandanten der Truppen gelten. Mit Zustimmung der Stände sollen neue Regimenter, nach den Provinzen benannt, errichtet und deren Offiziere auf Vorschlag der Stände angestellt und befördert werden. Der Soldat werde dem Fürsten und den Ständen Treue schwören, solle nie außer Landes und im Lande selbst nur zur Vertheidigung gegen äußere Feinde und zur Erhaltung der Ordnung, im letzteren Falle nur nach Aufforderung der Stände oder des Magistrats, verwendet werden. In Kirchensachen sollten die Bischöfe eine durchaus von der weltlichen Gewalt unabhängige Autorität bilden, jede Diözese ihre Seminarien haben, von einem Generalseminar nicht mehr die Rede sein. Alle wichtigeren Angelegenheiten des Landes sollten von den Generalstaaten, die sich nach Gutdünken und ohne besondre Erlaubniß der Regierung versammeln können, berathen werden. Der Souverain könne kein neues Gesetz ohne Zustimmung der Generalstaaten machen, jede neue Verordnung solle nicht eher Gesetzeskraft haben, als bis sie von dem Provinzialrath einregistrirt sei, der zu diesem Behufe das Gutachten den Staaten einholen könne. Entständen Schwierigkeiten darüber, so bleibe die Verordnung suspendirt, bis die Sache den Generalstaaten vorgelegt ist. Die letzteren haben das

Recht, sich zu jeder Zeit direct, ohne Vermittelung der Minister oder der Generalstatthalter, mit Bitten oder Beschwerden an den Souverain zu wenden; ohne ihre gänzliche und freie Einwilligung dürfe, mit Ausnahme des Ertrages der Domainen, die Regierung kein Geld außer Landes schicken oder verwenden; die Einkünfte des Landes sollten im Lande selbst ausgegeben werden. Die Provinzialstaaten leiten alle Angelegenheiten der innern Verwaltung wie früher, ohne Einmischung der Regierung, sie ernennen zu den untern Aemtern der Provinz.

Diese Vorschläge waren vortheilhafter, als selbst die kühnsten Hoffnungen erwarten konnten. König Leopold begab sich freiwillig eines bedeutenden Theils der Macht, die seine Vorfahren in den Niederlanden besessen, und bot den Provinzen Garantien an, wie sie die entschiedenste demokratische Gesinnung kaum vollständiger wünschen konnte. Wären die Machthaber in Brüssel einer ruhigen Ueberlegung, einer richtigen Würdigung der allgemeinen Verhältnisse und Dessen, was die Zukunft ihnen bringen konnte, fähig gewesen, so hätten sie die Vortheile einer Annahme der Anerbietungen Leopold's anerkennen müssen. So aber wiegten sie sich mit leeren Hoffnungen fremder Hülfe, der Taumel der ersten Augenblicke war bei ihnen dauernd geworden, sie pochten auf eine Stellung, deren Unhaltbarkeit ihnen allein und Denen, die sie zu täuschen wußten, und ihre Anzahl war groß in allen Provinzen, entging. Anstatt die Vortheile, welche ihnen die Lage der Verhältnisse noch bot, zu benutzen, anstatt mit dem Fürsten, dem Alles daran gelegen sein mußte, mit den Provinzen ohne Vermittelung der Mächte zu unterhandeln und seine Herrschaft in denselben ohne ihre Dazwischenkunft wiederherzu-

stellen, zu unterhandeln, zogen sie es vor jedes Eingehen auf die Propositionen desselben zu verweigern. Allerdings war die öffentliche Stimmung so, daß eine unmittelbare Annahme derselben, vielleicht sogar die Anknüpfung von Unterhandlungen, Schwierigkeiten gefunden hätte; aber der Einfluß, den van der Noot und sein Anhang auf das Volk ausübten, war so groß, daß eine Umstimmung desselben, wenn auch nicht plötzlich und auf einmal, sondern nach und nach, keineswegs, sobald sie wollten, zu den Unmöglichkeiten gehörte. Um so mehr als der Eindruck, den das Bekänntwerden der Anerbietungen Leopold's hervorbrachte, ein vielfach günstiger war und hier und da Stimmen laut wurden, welche eine Annahme derselben riethen. Aber anstatt sich dieser ersten Regungen zu einem allgemeinen Umschwunge zu bedienen, wandte man vielmehr Mittel höchst unwürdiger Art an, um jenem Eindrucke entgegenzuarbeiten. Es erschien eine, angeblicher Weise in dem Cabinet des Grafen Trautmannsdorf gefundene, Note, in der dieser Minister behauptet, der Erzherzog Leopold habe alle von seinem Bruder getroffenen Maßregeln gebilligt. Zugleich ließ man das Gerücht verbreiten, das Document, welches die Vorschläge enthielt, sei falsch, untergeschoben, Leopold selbst werde es in kurzem desavouiren. Dann mußte van Leempoel aus dem Haag schreiben, die Vorschläge seien echt, aber der König werde sie widerrufen.

Der Schritt, zu welchem van der Noot und van Eupen den Congreß in dieser Angelegenheit verleiteten, hatte unberechenbare Folgen. Das Verwerfen der Propositionen Leopold's bezeichnet den Wendepunkt der Revolution, nicht den äußeren Thatsachen nach, denn für diese erscheint er

erst später, wol aber für die inneren Gründe der Ereignisse. Selbst unter den günstigsten äußern Umständen konnte die vorhandene Situation und die Elemente, auf denen sie beruhte, nie einen so vortheilhaften und gesicherten innern Zustand heibeiführen, wie die Vorschläge des Königs ihn verhießen. Die Unabhängigkeit der Provinzen war unter den damaligen politischen Verhältnissen Europas auf die Dauer nur durch den Anschluß an eine der größeren Mächte möglich, und für diesen Anschluß günstigere Bedingungen zu erlangen, als sie Oestreich jetzt bot, dazu war von keiner Seite Aussicht vorhanden. Durch das Zurückweisen dieser Bedingungen wurde Leopold zu Concessionen an die Mächte in der orientalischen Frage genöthigt, und in Folge der Ausgleichung, die diese Zugeständnisse herbeiführten, verlor die brabantische Revolution den Stützpunkt und die Chancen, die sie bisher in dem feindlichen Verhalten Preußens, Englands und Hollands gegen das wiener Cabinet gefunden hatte. Ohne diesen Stützpunkt, auf ihre eigenen Kräfte reducirt, konnte die Revolution auf die Dauer nicht widerstehen, und Diejenigen, welche die Vorschläge Leopold's zu verwerfen riethen, sprachen so, ohne es zu wissen, noch zu wollen, das Todesurtheil derselben aus.

VIII.

Der Kampf der Parteien dauerte unterdessen mit einer immer steigenden Heftigkeit fort. Van der Noot begriff, daß mit großer Energie verfahren werden müsse, wenn die herrschende Partei sich gegen die Umtriebe der Vonckisten und die Bestrebungen der Anhänger der Restauration, wel-

chen die Vorgänge der letzten Zeit neuen Muth eingeflößt hatten, aufrecht und am Ruder erhalten wollte. Schönfeld wurde zum Generalinspector aller Truppen der Republik ernannt, die Concentration und die Ausrüstung des unter seinem Befehle stehenden Corps bei Antwerpen mit Eifer betrieben, um im Nothfall eine bewaffnete Macht, auf die man sich stützen könne, bereit zu haben. Die Staaten von Brabant wurden bewogen, von den Freiwilligen-Compagnien einen Eid zu verlangen, den sie ihnen, den Staaten, als Repräsentanten der souverainen Nation zu leisten hätten. Man hoffte dadurch dieses gefährliche, in seiner Mehrheit aus Anhängern Vonck's bestehende Corps unschädlich zu machen und moralisch zu entwaffnen, und von der Noot legte auf diese Maßregel nur um so größeres Gewicht, als die Ansicht, man müsse die Vorschläge Leopold's annehmen, unter den Vonckisten viele Vertheidiger gefunden hatte, er also eine Coalition der beiden Hauptfractionen der Opposition befürchten konnte; die Freiwilligen wurden am 9. März zu dieser Eidleistung zusammenberufen, verweigern aber, Jemand anders als der Nation zu schwören. Ihr Widerstand gegen jeden andern Eid, ihre der herrschenden Partei feindselige Gesinnung bricht mit so vieler Energie aus, die Bewegung nimmt in wenigen Augenblicken einen so drohenden Charakter an, daß van der Noot, für seine Sicherheit fürchtend, den Schwur annimmt, wie die Freiwilligen ihn leisten, und großer persönlichen Gefahr nur dadurch entgeht, daß er sich dem Herzog von Ursel, den die Freiwilligen mit vielen Demonstrationen zu ihrem obersten Befehlshaber ernannt haben, in die Arme wirft und unter Thränen betheuert, er sei eines Herzens und eines Sinnes mit ihm.

Diese Wendung, durchaus unerwartet, war eine offenbare Niederlage für die Staatenpartei. Der Eid, den die Freiwilligen geschworen, vernichtete die Souverainetät der Staaten und setzte das Volk an die Stelle derselben. Ließ van der Noot es ohne Widerstand dabei bewenden, so war es in kurzer Zeit um seine Herrschaft geschehen, die Ansichten der Vonckisten hatten in den letzten Monaten außerordentlich viel Terrain gewonnen, ein so offner Sieg, wie die Vorfälle des 9. März, konnte und mußte ihre Bemühungen, sich der Gewalt zu bemächtigen, dem Ziele um ein Bedeutendes näher bringen. Dieser Sieg war durch Ueberraschung gewonnen, van der Noot hatte auf einen unbedeutenden Widerstand gerechnet und darum keine Vorbereitungen getroffen. Jetzt galt es dergleichen zu treffen, um weiteren Niederlagen vorzubeugen. Zu diesem Zwecke wandte er hauptsächlich zwei Mittel an: einmal suchte er die Freiwilligen untereinander zu entzweien, und dann regte er das Volk gegen die Vonckisten im Allgemeinen auf, sie wurden als eine Partei dargestellt, welche den Umsturz der Religion und schrankenloser Anarchie wollte.

Das erste Mittel schlug fehl, das zweite gelang leider nur zu vollständig. Es gelang dem Herzog von Ursel, die Uneinigkeit, welche unter den Freiwilligen durch die Anstiftungen einer Anzahl von van der Noot bearbeiteter oder gewonnener Mitglieder des Corps auszubrechen drohte, im Keime zu ersticken und einen Beschluß gegen Diejenigen, welche den Eid vom 9. März zu leisten weigern würden, durchzusetzen. Die patriotische Gesellschaft, welche den Freiwilligen öffentliche Glückwünsche und Danksagungen für ihr Verhalten an jenem Tage gebracht hatte,

beschloß diese Gelegenheit zu einem entscheidenderen Schritte zu benutzen. Sie hielt am 15. März eine Versammlung, in der eine Adresse an die Stände von Brabant vorgelesen, angenommen und von 41 anwesenden Mitgliedern unterzeichnet wurde. Die Stände hatten selbst den Wunsch zu erkennen gegeben, die Ansichten und Tendenzen der patriotischen Gesellschaft kennen zu lernen, und die Adresse schien äußerlich so gerechtfertigt. In derselben beruft man sich auf die „Considérations impartiales“ von Vonck, um die Nothwendigkeit einer gänzlichen Reorganisation der öffentlichen Gewalt zu beweisen, die einer neuen Form bedürfe, da in der jetzigen das Volk, der einzige rechte Souverain, keineswegs vollständig vertreten sei. Die Stände sollten zu diesem Zwecke entweder den von Vonck in jener Schrift angegebenen Plan annehmen, oder selbst einen entwerfen, der allgemeine Billigung erhalten könne. Das hieß nun allerdings verlangen, die Stände sollten die Gewalt niederlegen, in deren factischem Besitze sie sich befanden, und insofern konnte das an sie gestellte Anliegen sonderbar erscheinen, aber weiter war es auch nichts. Die Adresse ist in einem sehr ruhigen Ton abgefaßt und es gehört die beklagenswerthe Uebertreibungs- und Entstellungssucht der Parteileidenschaft dazu, um in diesem Document ein Staatsverbrechen, ein Attentat auf Hochverrath zu sehen.

Daß das letztere darin enthalten sei, behaupteten van der Noot und seine Freunde, der Augenblick schien ihnen gekommen, zu dem großen Mittel einer Aufregung des Volks zu greifen. Kaum war die Adresse erschienen, so ließ man überall in den untern Classen verbreiten, die Unterzeichner der Adresse verlangten eine Volksversamm-

lung. Durch die neusten Vorgänge in Frankreich hatte das Volk in Brüssel einen großen Abscheu vor dem Worte assemblée nationale bekommen, das es sich mit Zerstörung der Religion und ihrer Institutionen und der gesetzlichen Ordnung überhaupt synonym dachte. Zugleich wurden die Namen der Unterzeichner überall vertheilt, diese als Verräther an der Sache des Vaterlandes bezeichnet, als Feinde der alten, mit so vielem Blute wieder erkauften Verfassung, der Zorn das Volk gegen sie angerufen und alle wahren Patrioten aufgefordert, sich am 16. Morgens auf dem großen Platz vor dem Rathhause, diesem uralten Schauplatz aller Volksbewegungen, zu versammeln. Anschläge, die zu Plünderung und Mord aufriefen, fanden sich an öffentlichen Gebäuden, die Häuser der vornehmsten Anhänger Vonck's wurden den Haufen besonders bezeichnet. Am 16., einem Dienstag, drängt sich die Menge früh schon durch die Straßen, nach dem großen Platze, unter dem Rufe: Es leben die Stände! Es lebe van der Noot! Nieder mit den Vonckisten! beginnen bald Scenen der schrecklichsten Unordnung, Personen werden gemishandelt, sechs bis sieben Häuser von Privatleuten, die für Demokraten galten, geplündert und verwüstet. Die Freiwilligen schreiten endlich ein und verhindern durch ihre bloße Gegenwart, da ihnen ausdrücklich verboten war, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, weitere Excesse. Zugleich erläßt der souveraine Rath von Brabant, sobald er Kunde von den Unruhen erhält, eine Ordonanz, in der alle Versammlungen, namentlich die der patriotischen Gesellschaft, und alle Plünderung oder sonstige Angriffe auf Sicherheit und Eigenthum verboten werden. Dessenungeachtet wiederholen sich dieselben Scenen mit

noch größerer Wuth am folgenden Tage. Eine große Anzahl von Häusern wird der Plünderung preisgegeben und die Unordnung scheint in völlige Anarchie überzugehen, als eine Compagnie Freiwilliger, von dem Vicomte Walckiers befehligt, dem Angriffe der Ruhestörer ausgesetzt, indem sie ihnen in ihrer Zerstörungswuth Einhalt thun will, endlich, dem Befehle zuwider Feuer, gibt. Zwei der Aufrührer fallen, die übrigen ergreifen die Flucht, die Haufen zerstreuen sich. Aber die Aufregung wächst, nachdem Blut geflossen, in erschreckender Weise. Ueberall rottet sich das Volk zusammen und fordert den Kopf Walckiers', der auf seine Mitbürger habe schießen lassen; um größeres Unglück zu vermeiden und auf Zureden van der Noot's, gibt der Vicomte seine Entlassung (18. März) und vollzieht die von ihm verlangte Entwaffnung seiner Compagnie. Darauf verläßt er die Stadt, dem Beispiele der meisten Anhänger Vonck's folgend, die ihre Sicherheit in der Flucht gesucht hatten. Vonck selbst mit einigen seiner nächsten Freunde bleibt in Brüssel verborgen und entkommt den Verfolgungen, die jetzt gegen ihn und seine Partei beginnen, erst später.

So war in wenigen Stunden, durch einen verbrecherischen Aufruf an die Leidenschaften der Menge, die Kraft der Opposition gebrochen, jeder Versuch einer Veränderung der politischen Organisation unmöglich gemacht und die Herrschaft der Staatenpartei auf lange gesichert. Das Corps der Freiwilligen, seiner Führer beraubt, durch Meinungsverschiedenheit unter seinen Mitgliedern moralisch geschwächt, von den wüthenden Demonstrationen der Volkshaufen eingeschüchtert, verzichtet auf jeden Widerstand und wird von nun an ein williges und passives Instrument

in den Händen van der Noot's und van Eupen's. In Brüssel selbst finden die Bestrebungen und Tendenzen der Demokraten keine Stätte mehr, sie werden dort ganz entkräftet und auf lange Zeit unschädlich gemacht, als die Generalstaaten am 31. März eine Art Entwurf zu einer neuen politischen Organisation erlassen und den Provinzen zur Annahme übergeben. In diesem Entwurfe heißt es, daß die Generalstaaten in ihren wahren Gesinnungen verkannt seien, daß, sobald es die Umstände erlaubten, die Stände einer jeden Provinz sich beschäftigen würden, eine vollständigere Vertretung aller Classen des Volks herzustellen. Die Basen der neuen Verfassung näherten sich den Ansichten Vonck's, damit gewann man seine immer noch zahlreichen Anhänger, und das Versprechen war in solcher Form gegeben, daß man ohne alle Verpflichtung in Bezug auf die Zeit seiner Erfüllung blieb.

Aber der Kampf der Parteien war mit der Niederlage der Vonckisten in der Hauptstadt noch keineswegs geendet. Er begann bald von neuem mit großer Heftigkeit zuerst in der Armee, dann in den Provinzen. Die Behandlung, welche van der Mersch bei seinem Aufenthalte in Brüssel von van der Noot erfahren, hatte ihn mit gerechtem Unwillen erfüllt und sein engstes Anschließen an Vonck und seine Freunde bestimmt. Die Ideen derselben hatten von jeher viele Anhänger bei der Armee, besonders unter den Offizieren gehabt, van der Mersch war bei den Truppen sehr beliebt und sein Beispiel wurde fast allgemein befolgt. Dazu kam, daß die große Gleichgültigkeit und Vernachlässigung, welche der Congreß dem in Namur stationirten Corps bezeigte, die Abgerissenheit und der Mangel an dem Nothwendigsten, worin man dasselbe ließ, die offenkundige

Begünstigung Schönfeld's und seiner Truppen, die ebenso offenkundige Zurücksetzung van der Mersch's die Gemüther erbitterten und den Vonckisten, die sich der Stimmung zu bemächtigen und sie gegen die herrschende Partei zu richten suchten, leichtes Spiel machte. Seitdem der Herzog von Ursel von der Direction des Kriegsdepartements zurückgetreten war, was in Folge der Ernennung Schönfeld's geschehen, hatte van der Mersch jedes Mittel und die Hoffnung verloren, Einfluß auf die Leitung der Angelegenheiten zu erlangen, er konnte sich nur zu sehr überzeugen, daß man nichts so sehr wünschte, als ihn davon ganz zu entfernen. Seine Hinneigung zu Vonck war ein Umstand, der in den Augen van der Noot's ihn unwürdig machte, irgend eine Gewalt auszuüben. Man wagte jedoch nicht, ihm seine Entlassung zu geben, denn sein tüchtiges und erfolgreiches Auftreten im Anfang der Revolution hatte ihn sehr populair gemacht und beim Volke galt er immer noch als der vornehmste brabantische Kriegsheld; aber man suchte ihm seine Stellung so zu verleiden, daß er von selbst austreten sollte. Die unter seinen Befehlen stehenden Truppen wurden diese Absicht wohl gewahr, sie hingen aber um desto fester an ihrem General und die Stimmung gegen den Congreß wurde immer erregter und im höchsten Grade gereizt, als die Nachricht von den Vorfällen zu Brüssel am 16. und 17. März nach Namur kam und zahlreich zuströmende Flüchtlinge Schutz und Sicherheit bei der Armee suchten. Van der Mersch erklärte sogleich den anwesenden Congreßdeputirten, daß er unter solchen Verhältnissen nicht länger dienen könne und seine Entlassung nehme. Kaum war dieser Entschluß den Truppen bekannt geworden, als die Offiziere

sich versammelten (30. März) und erklärten, daß die Entlassung ihres Generals nur der Nation gegeben und von ihr angenommen werden könne. Sie wollten dadurch zu verstehen geben, daß sie die Autorität des Congresses nicht anerkannten. In einem Manifeste, das von 160 Offizieren unterzeichnet und den Ständen von Brabant und der übrigen Provinzen überschickt wurde, fügen sie zu dieser Erklärung noch hinzu, daß sie den in der Adresse vom 15. März aufgestellten Grundsätzen beitreten. Das war nun eine offene Kriegserklärung, die Feindseligkeiten gingen hier von den Vonckisten aus, während in Brüssel die Staatenpartei der thätlich angreifende Theil gewesen war. Gleich nach der Bekanntmachung dieses Manifestes ging man noch weiter. Einer der in Namur befindlichen Deputirten des Congresses, der die Stadt verlassen wollte, wurde von den Offizieren festgehalten und seiner Papiere beraubt. Unter diesen letzteren befand sich ein in sehr feindlichem Geiste abgefaßter Bericht über van der Mersch, der veröffentlicht wurde und die Erbitterung gegen den Congreß auf den höchsten Grad brachte. Die Offiziere, die sich jetzt in völligem Aufstande befanden, setzten ein Comité ein, dem die Leitung und Anordnung des weiter Vorzunehmenden anheimfiel. Die erste Sorge desselben war, eine Adresse abzufassen, in welcher man die Wünsche der Armee auseinandersetzte; van der Mersch solle an der Spitze der Truppen bleiben, der Herzog von Ursel wieder Präsident des Kriegsdepartements werden und der Graf von der Marck zweiter Befehlshaber des Heeres sein. Diese Adresse war mit Umgehung des Congresses, den die Truppen nicht mehr anerkannten, an die Provinzialstände gerichtet. Van der Mersch hatte sich den ersten Ausbrü-

chen der Bewegung fern gehalten; als dieselbe aber einen regelmäßigeren Gang durch die Einsetzung des Comités angenommen, erklärte er sich für sie, trat der Adresse vom 15. März bei und versprach den Oberbefehl zu behalten. Zu gleicher Zeit kamen Vonck, Verlooy, d'Aubremy, der Herzog von Ursel, der Graf von der Marck und andre hervorstechende Mitglieder in Namur an und in weniger als zwei Tagen war dort eine Macht versammelt, die unter einer entschlossenen und energischen Führung dem Regimente der Staaten in kurzer Zeit hätte ein Ende machen und die Revolution in ganz neue Bahnen leiten können.

An dieser Führung aber fehlte es, sei es, daß den Vonckisten der nöthige Muth und Unternehmungsgeist abging, sei es, daß sie vor der Aussicht eines Bürgerkrieges zurückwichen; anstatt zu handeln, anstatt ohne Verzug auf Brüssel zu marschiren, wo sie eintreffen konnten, ehe die zerstreuten Truppen Schönfeld's concentrirt waren, begnügte man sich Proclamationen und Erklärungen zu erlassen, seine Absichten zu expliciren, das Geschehene zu rechtfertigen und dergleichen mehr. Das Comité der Offiziere schrieb an den Congreß, um ihm die Gründe des Verfahrens der Armee auseinanderzusetzen, und gab dabei zu verstehen, daß man eigentlich nur den Sturz van der Noot's und van Eupen's beabsichtige. Vonck und die mit ihm gekommenen Chefs der patriotischen Gesellschaft erklärten weitläuftig, was sie eigentlich mit der Adresse vom 15. März beabsichtigt, und verwahrten sich gegen die Voraussetzung, daß sie eine Nationalversammlung gewollt, und das Comité der Offiziere erließ ein „Ultimatum," um zu sagen, daß es mit diesen Ansichten ganz

einverstanden sei. Ueberall Halbheit, Declamation und leere Phrasen, statt Thaten; auch trotz der Gunst der Umstände, konnte diese neue Schilderhebung nicht anders als mit einer Niederlage für eine so bestellte Partei endigen. Währendd man so in Namur eine kostbare Zeit mit unnützem Hin- und Herreden verlor, faßten sich die Staaten von dem ersten Schreck, den die Nachricht vom Aufstande der Armee ihnen verursacht. In Brüssel sowohl wie in den Provinzen hörte man sie mit großer Entrüstung, die öffentliche Stimme sprach sich überall entschieden gegen dieses Auftreten der Offiziere als berathender Körper aus, van der Mersch wurde, trotz aller seiner Popularität, selbst von seinen Freunden und ihm wohlwollenden Behörden, wie die Staaten von Flandern es waren, heftig getadelt, und von allen Seiten ergingen Aufforderungen an den Congreß, mit Energie und Strenge einzuschreiten, um die aufrührerischen Truppen zur Pflicht zurückzubringen. Der letztere entwickelte bei dieser Gelegenheit große Thätigkeit und Entschlossenheit. Schönfeld erhielt sogleich Befehl, mit seinem ganzen Corps in zwei Colonnen über Brüssel und Löwen auf Namur zu marschiren, es wurden Emissaire nach Namur gesandt, um die Bürgerschaft in Gehorsam gegen den Congreß zu erhalten, und zugleich strenge Rechenschaft über alle bisherige Vorgänge von van der Mersch gefordert. Dieser, von dem entschiedenen Auftreten seiner Gegner eingeschüchtert, von Vonck und seinen andern Freunden schlecht berathen, war schwach genug, zu erwidern, was die Offiziere gethan hätten, sei ohne sein Vorwissen und ohne seine Theilnahme geschehen. Dadurch schlug er den Muth auch seiner entschiedensten Anhänger nieder, und als die Erklä-

rung der Generalstaaten in Betreff der an der Verfassung vorzunehmenden Veränderungen, die eine anscheinende Uebereinstimmung mit Vonck's Grundsätzen zeigte, in Namur bekannt wurde, sprachen die Meisten laut ihren Entschluß, sich mit ihren Gegnern auszusöhnen, aus. Der Graf von der Marck und später der Herzog von Ursel kehrten nach Brüssel zurück, um den Staaten ihren Dank für diese Erklärung zu überbringen und sich als Vermittler zwischen ihnen und den Vonckisten in Namur anzubieten. In Brüssel ging man aber nicht darauf ein, sondern ließ den angeordneten strengen Maßregeln ihren Lauf. Schönfeld's Märsch wurde nicht unterbrochen und schon am 6. April befand er sich mit einer seiner Colonnen vor Namur. Van der Mersch war ihm, als er die Nachricht von seinem Anrücken erhielt, mit allen seinen Truppen entgegengegangen. In geringer Entfernung trafen die beiden Corps auf einander, beide nahmen eine Stellung ein, die augenblicklichen Kampf möglich machte, und es schien einen Moment hindurch, als wenn es dazu kommen sollte. Ehe er jedoch den Befehl zum Angriff gab, sandte Schönfeld einen Adjutanten, um van der Mersch zu fragen, ob er unterhandeln wolle, und es kam nach einigem Hin- und Herreden zu einer Art mündlicher Convention zwischen ihm und der Deputation des Congresses, die Schönfeld zugegeben war, nach welcher das Blutvergießen verhindert und Niemand willkürlich festgenommen werden sollte. Van der Mersch, in einer schwer zu begreifenden Verblendung, stipulirte durchaus keine Garantien noch Sicherheiten für sich und seine Anhänger, man konnte glauben, er ergebe sich auf Discretion. Seine Truppen vereinigten sich mit denen Schönfeld's und man zog der Stadt zu. Hier

waren aber gleich nach dem Abzuge von van der Mersch Unruhen der beklagenswerthesten Art ausgebrochen. Das Volk, von den Emissairen des Congresses seit einigen Tagen schon bearbeitet, war, als kaum der letzte Mann von dem Corps der Patrioten den Rücken gewendet, in Masse aufgestanden, hatte die Thore geschlossen, Kanonen auf die den Abziehenden zugekehrten Wälle gefahren, was an Posten in der Stadt und Citadelle gelassen war, entwaffnet und zu Gefangenen gemacht und sich dann mit roher Wuth auf alle Die geworfen, die man ihm als Vonckisten bezeichnete. Mehre dieser letzteren wurden verhaftet, unter ihnen der Graf von der Marck, der unverrichteter Sache von Brüssel zurückgekommen war. Vonck und die andern Häupter der patriotischen Gesellschaft entgingen mit Noth den äußersten Mishandlungen und flüchteten sich auf das französische Gebiet nach Givet. Dieselben Mittel, die man in Brüssel angewandt hatte, wurden auch hier mit demselben Erfolge in Bewegung gesetzt. Man hetzte den Pöbel gegen die Demokraten auf und behauptete nachher, das Volk selbst habe sich gegen die Vonckisten entschieden. Van der Mersch, der vor wenigen Stunden noch in Namur als Herr gewaltet hatte, war jetzt dort seines Lebens nicht mehr sicher, er begab sich, der Anweisung der Congreßdeputation zufolge, nach Brüssel, um dort dem Congreß Rechenschaft abzulegen. Als er sich vor demselben stellte, wurde ihm Arrest angekündigt. Wenige Tage nachher brachte man ihn nach Antwerpen auf die Citadelle, hier wurde er und später in Löwen in unwürdiger Gefangenschaft gehalten, mit Schmähungen der empfindlichsten Art überhäuft und erlangte seine Freiheit erst bei dem Einzuge der Oestreicher, kurze Zeit vor der Restaura-

tion. Eine regelmäßige Untersuchung war nie gegen ihn eingeleitet, er trat vom Schauplatz ab, auf dem er noch große Dienste hätte leisten können; die Schwäche, Unüberlegtheit und Unentschlossenheit, die er in der letzten Zeit gezeigt, hatten für ihn einen Ausgang herbeigeführt, den die großen Erfolge seines ersten Auftretens keineswegs vorhersehen ließen. Mit ihm wurden, trotz der Convention, eine Menge tüchtiger Offiziere gefangen gesetzt, denen man ebenfalls nie den Prozeß machte, die aber wegen ihres Betragens in Namur verdächtig waren.

Diese zweite Niederlage hatte für die demokratische Partei viel nachtheiligere Folgen als die erste, der Sieg ihrer Gegner war viel vollständiger und, was das Schlimmste von Allem war, das unbesonnene Auftreten ihrer Anhänger in der Armee hatte ihr den größten Schaden in der öffentlichen Meinung gebracht, die nun in den Vonckisten Störer der öffentlichen Ruhe, Feinde jeder gesetzlichen Ordnung sah und alle, selbst die strengsten Maßregeln, die härtesten und ungerechtesten Verfolgungen, denen sie jetzt ausgesetzt wurden und während der ganzen Dauer der Herrschaft der Staatenpartei blieben, billigte und dem allgemeinen Interesse entsprechend fand.

Man hätte glauben können, daß unter so harten Schlägen die Partei Vonck's erliegen müsse und daß nach den namurer Vorfällen jede Lebensäußerung derselben unmöglich geworden sei. Dem war aber nicht so, ein letzter Versuch, die Herrschaft, die ihr in der Hauptstadt und bei der Armee versagt war, in den Provinzen zu erringen, bewies, daß die Ansichten und Tendenzen, auf denen sie beruhte, noch Anhänger genug zählten, um den Sieg noch nach so vielen Niederlagen streitig zu machen. Im Hen-

negau und in Flandern hatten sich von Anfang der Revolution an die Provinzialbehörden selbst für Reformen der Volksvertretung in den Ständen, wie Vonck sie wollte, ausgesprochen, in Gent war selbst in Folge einer Volksbewegung das städtische Regiment in diesem Sinne geändert worden. Dieser Umstand bewog die Demokraten, die in Flandern noch des Beistandes der zahlreichen Freunde von van der Mersch gewiß waren, in dieser Provinz eine Bewegung zu organisiren, deren Zweck der Sturz der Herrschaft der Staatenpartei war. Sie benutzten dazu einen Zeitpunkt, wo die durch Schönfeld erlittenen Niederlagen im Kampfe gegen die Oestreicher, von denen gleich weiter unten die Rede sein wird, das Ansehn van der Noot's und des Congresses zu erschüttern anfingen. Es wurden zahlreiche Anwerbungen gemacht, die Freiwilligen von Menin, Courtray und mehren andern flandrischen Städten, unter denen sich viele Vonckisten befanden, wurden ins Geheimniß gezogen und versprachen, sowie der größte Theil der von Gent, ihre Mitwirkung, alle Vorbereitungen wurden getroffen, um die Provinz in kürzester Zeit zu insurgiren. Gegen Ende Mai oder in den ersten Tagen des Juni sollte der Aufstand ausbrechen. Van der Noot und van Eupen, die von allen diesen Bewegungen frühzeitig in Kenntniß gesetzt wurden, suchten den Sturm zu beschwören, da sie sich im Augenblick nicht stark genug fühlten, ihn im Falle des Ausbruchs zu unterdrücken. Sie nahmen ihre Zuflucht zu denselben Mitteln, die sie früher mit so vielem Erfolg angewandt hatten. Das Volk wurde von neuem bearbeitet, die Vonckisten, hieß es, handelten im Einverständniß mit den Oestreichern, sie wollten sich der Gewalt bemächtigen, um sie zur Wiederherstellung

der kaiserlichen Herrschaft zu benützen. Zugleich wandten sie sich an die Häupter der demokratischen Partei, die seit ihrer Flucht aus Namur sich in Lille befanden, und machten ihnen Anträge zu einer Ausgleichung und Versöhnung. Die Letzteren gingen darauf ein und nahmen die Unterhandlungen in demselben Moment an, wo die Bewegung in Flandern ausbrechen sollte. Van Eupen begab sich selbst nach Douai, wo er nach sehr lebhaften Debatten endlich mit den Vonckisten übereinkam, daß diese Schritte beim Congreß thun sollten, um eine Ausgleichung herbeizuführen; er seinerseits machte sich anheischig, ihre Zurückberufung, sowie die Freilassung von van der Mersch zu bewirken. Es scheint, daß dieser Verhandlung eine Art französischer Vermittlung nicht fremd blieb, wenigstens hatten die Vonckisten sich bemüht, eine solche herbeizuziehen, auch rechneten sie viel auf den Beistand Frankreichs zum Gelingen ihrer Unternehmungen. Unbegreiflicherweise brach aber während dieser Unterhandlungen die lange vorbereitete Bewegung aus, sei es aus Unbedachtsamkeit oder geschah es absichtlich, man gab keine Gegenbefehle und am 28. Mai, während van Eupen mit zwei Deputirten des Congresses in Douai sich befand, setzten sich die Freiwilligen und ein Theil der Garnison von Menin in Marsch auf Courtray, wo sie mit den Verschwornen der übrigen Städte zusammentreffen sollten, um mit ihnen vereint auf Gent zu marschiren. Das Complot war aber einige Tage vor seinem Ausbruch verrathen worden, die Staaten von Flandern hatten genaue Kenntniß von allen Details des Plans, und es waren in Eile solche Maßregeln von ihnen getroffen, daß die Vereinigung in Courtray unmöglich wurde. Als die Verschwornen von Menin von keiner

Seite die erwarteten Verstärkungen ankommen sahen, zerstreuten sie sich und die ganze Unternehmung hatte so, kaum angefangen, den kläglichsten Ausgang. Zwar brachen noch auf mehren Punkten in Flandern partielle Aufstände aus, sie wurden aber sogleich durch kräftige Maßregeln der Staaten unterdrückt und endigten mit dem Tode einiger Unglücklichen, gegen die man mit der ganzen Schärfe des Gesetzes verfuhr. Vonck und seine Freunde hatten unterdessen verabredetermaßen an den Congreß geschrieben, aber der Ausbruch und das gleichzeitige Scheitern der Verschwörung hatte die Sachlage durchaus verändert. Von den verabredeten Concessionen konnte jetzt nicht mehr die Rede sein, der Congreß wies sie zurück und verlangte vor Allem von den Vonckisten jetzt Garantien ihrer Aufrichtigkeit, eine Art Abbitte und andre Beweise von Unterwerfung, die diese verweigerten. Das Ganze endete ohne ein andres Resultat als die gänzliche Entfernung der demokratischen Partei von allen öffentlichen Angelegenheiten.

Jetzt erst war, und gewiß zum großen Theil durch die Schuld der Vonckisten, der Sieg der Staatenpartei definitiv und vollständig. Dieser Sieg und die Art, wie er gewonnen worden, gehört mit zu den Ursachen, denen die Revolution unterlag. Es war ein großes Unglück für dieselbe, daß von Anfang an der Zwiespalt der Meinungen in Bezug auf die innere Organisation die ganze Bevölkerung in zwei feindliche Lager theilte, deren Kampf und Ringen um die Herrschaft die ersten Monate, die man zur Befestigung der neuen Zustände hätte anwenden sollen, erfüllten. Um innerlich zu erstarken, um das begonnene Werk auch unter der Ungunst der äußeren Um=

stände fortzuführen und sein Bestehen zu sichern, bedurfte es vor Allem einer vermittelnden Meinung und zwar bei den Gewalthabern noch mehr, als unter den Massen. Die Schroffheit der Gegensätze, die Heftigkeit, mit der die Meinungsverschiedenheiten von vorn herein auftraten, die Wuth, mit der sie sich anfeindeten, die gänzliche Abwesenheit wahrhaft großer politischer Capacitäten und Charaktere, sowie die zügellose, unwürdige, schmuzige Richtung, welche die Presse seit dem ersten Beginnen der Revolution nahm, alle diese Umstände zusammengenommen verhinderten die Bildung einer solchen Meinung. Die Regierung selbst wurde in ein Extrem hineingestoßen und alle Fehler, die großen und schweren Unrechtlichkeiten, die sie sich hat zu Schulden kommen lassen, waren Folgen dieses ersten Irrthums, der den Congreß glauben machte, daß er sich nur auf die eine der beiden Meinungsfractionen zu stützen brauche, um auf die Dauer herrschen zu können. Durch die Wendung, welche der Kampf der Parteien genommen hatte, war die Stellung der Staatenpartei zu den Vonckisten die des Siegers zu dem Besiegten geworden. Um diese Stellung nicht zur Ursache einer lange anhaltenden gefährlichen Aufregung zu machen, war eine große Mäßigung, eine überlegene politische Klugheit erforderlich. die leider kein Mitglied dieser Partei besaß und deren Anwendung auch durch die Mittel, denen man den Sieg verdankt hatte, sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht worden wäre. Man hatte die Leidenschaften der Menge aufgeregt, ihren Fanatismus als Hebel und Werkzeug zur Erreichung von Parteizwecken benutzt, die eigentliche Selbständigkeit der Regierung, ihre moralische Unabhängigkeit, die doch bei jedem souverainen Regiment die Hauptsache

ist, war gänzlich verloren gegangen; einmal auf diesen falschen Weg gerathen, konnte sich die Staatenpartei nur dadurch am Ruder erhalten, daß sie diese Leidenschaften der Menge immer wach erhielt und ihnen, die, einmal losgelassen, unersättlich sind, stets neue Nahrung hinwarf. Durch diese Nothwendigkeit ihrer Lage wurde die herrschende Partei in ein System hineingetrieben, das in vielen Stücken in einen reinen Terrorismus ausartete und einen anormalen, wüsten, in jeder Weise verwerflichen Zustand herbeiführte, dessen Folgen bei längerer Dauer die Auflösung aller Bande der gesellschaftlichen Ordnung hätte sein müssen. Die gehässigsten Leidenschaften wurden entzügelt, die schreiendsten Ungerechtigkeiten begangen, Recht und Gesetz mit Füßen getreten und das Alles unter dem Vorwande, Religion und Sitte seien in Gefahr, während es sich eigentlich nur um Fragen äußerer Gewalt handelte, bei denen moralische Interessen nicht unmittelbar betheiligt waren. Allerdings kann nicht geleugnet werden, daß die Tendenzen der Vonckisten zu Zuständen führen konnten, welche mit unbestreitbaren Sympathien der Nation wenig im Einklang gestanden hätten. Das Beispiel Frankreichs bewies nur zu sehr, wie gefährlich die von Vonck vertheidigten Meinungen der Religion werden konnten, und seine Tendenzen waren in vielen andern Stücken von der Art, daß das nationale Bewußtsein sich dadurch verletzt fühlen mußte; ja, man konnte mit Recht befürchten, daß mit seinem System die Aufrechterhaltung der Nationalität selbst Gefahr liefe; aber das Alles berechtigte nicht, die Anhänglichkeit der Massen an den vaterländischen Cultus und die vaterländischen Institutionen zu Mitteln der Unterdrückung und einer Verfolgung zu machen, von der ihre Urheber

sehr oft selbst am besten wußten, daß die angeblichen Ursachen derselben nur auf Verleumdung, Entstellung oder Uebertreibung beruhten.

Was kurz nach dem Scheitern des Complots in Flandern in Brüssel selbst vorging, beweist nur zu sehr die Wahrheit dieser Bemerkungen. Die Niederlagen der Armee und die immer mehr sich verbreitenden Gerüchte einer bevorstehenden Aussöhnung Oestreichs mit den Mächten, welche sich bisher der Sache der Revolution günstig gezeigt hatten, brachten eine gereizte Stimmung unter dem Volke hervor, für die einen Ableitungs- und Entladungsweg zu finden, den Machthabern nothwendig erschien. Die Bestrebungen der Vonckisten boten eine erwünschte Gelegenheit dazu, man beschuldigte sie eine Verschwörung angestiftet zu haben, die in Brüssel am Feste der Dreieinigkeit ausbrechen sollte. Auf ein gegebenes Signal wollten sie, hieß es, während der feierlichen Festprocession den Erzbischof von Mecheln, van der Noot, van Eupen und alle Mitglieder des Congresses, die derselben beiwohnen würden, umbringen und eine allgemeine Verfolgung aller der Staatenpartei zugethanen Bürger beginnen. Es lagen durchaus keine Beweise vor, welche das Dasein eines solchen Plans auch nur wahrscheinlich machten, es erscheint moralisch unmöglich, daß Menschen, die so aller Energie und Thatkraft bloß waren, wie die Häupter der Vonckisten, und auf deren persönlichem Charakter kein Makel haftet, ein so verruchtes Project ersinnen konnten. Dessenungeachtet fand das Gerücht Glauben genug unter der Menge, um sie im höchsten Grade aufzuregen und die strengen, ja grausamen und ungesetzlichen Maßregeln, welche die Regierung ergriff, in ihren Augen zu rechtferti

gen. Eine Menge von Personen, des Vonckismus verdächtig, wurden ihrer Freiheit beraubt, ohne Recht oder Urtheil lange im Gefängniß gehalten, der allerunwürdigsten Behandlung ausgesetzt, ein Schreckenssystem gegen alle Anhänger dieser Meinung in Anwendung gebracht, das die letzten Zeiten der östreichischen Herrschaft, die Grausamkeiten und Willkür d'Alton's übertraf, nie hatte dieser trotz aller seiner Härte und Heftigkeit eine Sprache geführt, wie sie in dem Munde der Organe und Vertheidiger der Staatenpartei um diese Zeit sich findet*).

*) „La trame est mise au grand jour — et il faut encore des formes pour donner aux ennemis de la patrie le loisir d'échapper, pour les mettre en état d'ourdir de nouvelles trames. Et ce sont des avocats, des magistrats, qui crient à l'injustice, lorsque la promptitude de l'emprisonnement, délivre la patrie de quelque scélérat prêt à la mettre en feu. Ces hypocrites partisans d'une justice factice ne craignent donc pas de dévoiler le secret de leur abominable coeur? — les formes sont respectables sans doute, quand elles assurent la vie du citoyen, mais quand elles compromettent la vie de tous, qu'elles minent la patrie sur le bord de sa ruine, qu'elles encouragent la scélératesse et la félonie, qu'elles rassurent les meurtriers et les brigands, elles sont détestabes!“ S. Journal historique de l'abbé Feller, 15. Juni 1790. — „Il est tems d'étouffer ces vipères, il est tems de purger notre terre des monstres qui l'infectent. — Justice, Justice! que nos ennemis, les traîtres que nous avons comblés de bienfaits et d'honneurs, expient dans les tourmens les plus affreux, les crimes horribles dont ils se sont rendus coupables! Suivons l'exemple de ces braves Américains. Ils avaient brisé leurs fers, ils n'étaient pas encore tranquilles. Des complots les désolaient, les harcelaient, empêchaient la réunion des esprits et leur félicité républicaine; qu'ont-ils fait? Ils ont pendu sur le champ tous

Die Zügellosigkeit der Presse, ein Fanatismus, der den wüthendsten Ausgeburten der französischen Revolution kaum nachsteht, beweist, wie krankhaft und den wesentlichsten Interessen der geselligen Ordnung verderblich der durch den Kampf der Parteien hervorgerufene innere Zustand war. Die Verfolgung der Vonckisten beschränkt sich übrigens nicht auf Brabant allein, sie hatte auch in den Provinzen, doch in geringerem Grade statt, am meisten in Flandern, wo unter andern auch der Herzog von Ursel verhaftet wurde.

IX.

Als der General Schönfeld den Oberbefehl der Armee an der Stelle von van der Mersch übernahm, befand sich dieselbe in einem Zustande, der, wenn er auch nichts weniger als vollkommen war, doch ausgedehntere und regelmäßige Operationen möglich machte. Der Kern derselben bestand aus ungefähr zehn Regimentern Infanterie, die in den verschiedenen Provinzen gebildet waren und nur vollkommen einexercirte Soldaten enthielten, außerdem besaß sie eine zahlreiche leichte Infanterie, deren Dienste bei

---

les intriguans, les conspirateurs, enfin tous les ennemis du bien public. Depuis ce tems, ils sont libres, ils sont heureux. Quel exemple à suivre, quel exemple nécessaire! Il est tems, plus de lenteur, plus de bannissement, plus de pillage, la mort, la mort, la mort la plus honteuse. Cent traîtres suppliciés, nous n'aurons bientôt plus d'Autrichiens à combattre, nous serons libres, heureux. C'est le désir du peuple belge, c'est sa voix, c'est celle de Dieu! Vox populi, vox Dei! — S. Borgnet, Lettres II. p. 166.

der eigenthümlichen Beschaffenheit des Terrains in den Provinzen Namur und Luxemburg von großem Nutzen waren. Die Cavallerie war wenig zahlreich und unbedeutend, die Artillerie, obgleich es nicht an Kanonen fehlte, ebenfalls unbefriedigend, doch hatte diese in der Person des Obersten Köhler, eines englischen Offiziers, der in brabantische Dienste getreten war, einen trefflichen Chef. Die Truppen hätten auf einen achtunggebietenden Fuß gesetzt werden können, wenn ihnen nicht von Anfang an alle Disciplin gefehlt hätte. Van der Mersch, persönlich von den Soldaten sehr geliebt, hatte die größte Mühe gehabt, seine Haufen zusammenzuhalten. Schönfeld konnte oder wollte nicht mit der nothwendigen Strenge verfahren, um die immer steigenden Unordnungen zu unterdrücken. Wie im Congreß fehlte es auch bei der Armee an einer überwiegenden Persönlichkeit, ein Mangel, der um so fühlbarer werden mußte, da er nicht durch ein tüchtiges und erfahrnes Offiziercorps ersetzt wurde; die meisten Mitglieder desselben waren junge Leute ohne Dienstkenntniß und nicht im Stande, sich das Vertrauen und die Achtung des Soldaten zu erwerben. An individuellem Muthe gebrach es weder den einen noch den andern, aber dessenungeachtet wurden die Truppen, seitdem Schönfeld den Oberbefehl übernommen, fast in allen bedeutenderen Gefechten von den Ostreichern geschlagen, eben weil keine höhere, energische und einsichtsvolle Leitung vorhanden war. Die Feindseligkeiten begannen in der ersten Hälfte des Mai; die äußersten Vorposten des brabantischen Corps waren bis gegen Marche vorgegangen, wurden aber am 18. Mai von den Oestreichern geworfen und konnten sich nicht eher als in Namur sammeln. Schönfeld beschloß nun

einen concentrischen Angriff auf die Stellung der Kaiserlichen. Seine sämmtlichen Streitkräfte waren in drei Colonnen getheilt, mit der der Mitte wollte er die Fronte der feindlichen Stellung angreifen, während die beiden andern die Flanken derselben bedrohen sollten. Die Oestreicher erhielten aber Kunde von diesen Dispositionen, und anstatt den Angriff, der auf den 24. Mai festgesetzt war, abzuwarten, rückten sie schon am 23. von Marche aus und fielen auf die ohne Arg anrückende Avantgarde der Colonne des Centrums. Sie wurde geworfen und zog sich auf die letztere zurück, aber auch diese wurde nach kurzem Widerstande zu schnellem Rückzug gezwungen, der mit großer Unordnung vor sich ging. Die beiden andern Colonnen blieben ohne alle Nachricht von diesen Vorfällen und setzten ihren Marsch in tiefster Sicherheit fort, bis sie am 24. auf die Oestreicher stießen, die sich zwischen sie eingedrängt hatten und eine nach der andern mit Leichtigkeit auseinander sprengten. Die Niederlage war vollständig und bei dem gänzlichen Mangel aller, auch der gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln, mit dem die brabantischen Truppen geführt waren, unvermeidlich. Die zersprengten Haufen sammelten sich erst hinter den Wällen Namurs, als die Maas zwischen ihnen und den Feinden lag. Die Oestreicher waren noch zu schwach, um über den Fluß zu gehen, sie hatten diese ersten Erfolge mit wenigen Truppen erfochten und erwarteten die angekündigten Verstärkungen, um zu umfassenderen Operationen zu schreiten.

Der Congreß schrieb den unglücklichen Ausgang dieses ersten Zusammentreffens dem Mangel an Disciplin und dem ungeordneten Zustande, in dem sich die Armee

befand, zu. Um diesen Gebrechen abzuhelfen, hielt er es für gerathen, dem General Schönfeld eine Art militairischer Dictatur zu übergeben. Van der Noot's Vertrauen in diesen Offizier war blind, unbeschränkt, er glaubte immer noch Preußen durch die Auszeichnungen, die er ihm zu Theil werden ließ, zu einer thätigeren Hülfe zu bestimmen. Trotz der dringendsten Gegenvorstellungen wurde Schönfeld mit einer dictatorischen Gewalt über die Truppen bekleidet, er erhielt das Recht über Leben und Tod der Soldaten, ohne irgend eine Beschränkung. Er ernannte zu allen Stellen und Graden, mit Ausnahme des Generalstabs. Außerdem erließen die bei der Armee befindlichen Bevollmächtigten des Congresses die allerstrengsten Verordnungen, um die Mannszucht wiederherzustellen, es wurden Feldprediger in Menge ernannt, die Armee erhielt einen geistlichen Chef in der Person eines Abtes; aber alle diese äußeren Mittel blieben ohne Erfolg, die Unordnung nahm eher zu als ab, das Uebel war unheilbar, denn es stellte sich täglich mehr heraus, daß der Oberbefehlshaber, der alle Mittel dagegen in Händen hatte, es nicht heilen wollte.

Wenn der Zustand der Armee beunruhigend war, so flößten die Verlegenheiten der innern Lage nicht weniger Besorgniß ein. Der Schatz war erschöpft und außer dem Ertrag der Posten und der Lotterie keine regelmäßigen Steuern vorhanden, die ihn hätten füllen können. Der Unterhalt der Truppen kostete bei dem hohen Solde, den sie empfingen, und dem Verschleuderungssystem, das sich in fast alle Zweige der Militairverwaltung eingeschlichen hatte, wöchentlich mehr als 100,000 Gulden. Man hatte eine Zeit lang von den drei Millionen Fl. gelebt, die sich in

der in Brüssel zurückgelassenen kaiserlichen Hauptkasse gefunden, aber als diese verwirthschaftet waren, wurde die Noth groß, und da an augenblickliche Herstellung eines geordneten Finanzsystems nicht zu denken war, blieb nichts anders übrig, als die Provinzen um außerordentliche Beiträge anzugehen. Dies geschah denn auch mit großer Dringlichkeit von Seiten des Congresses, zuerst mit geringem Erfolge, später, als die Niederlagen des Monat Mai die Nothwendigkeit einer bessern Organisation gezeigt und den Patriotismus der Bevölkerungen von Neuem aufgeregt hatten, flossen die Beiträge reichlicher, und es fehlte nicht an Demonstrationen aller Art von Seiten Einzelner sowol wie ganzer Körperschaften und Gemeinden, welche die große Popularität der Sache der Revolution und die Bereitwilligkeit, ihr mit Opfern aller Art beizuspringen, an den Tag legten. Tausende von Landleuten, mit Gutsherren und Geistlichen an der Spitze, strömten in die Hauptstadt und brachten Geld und Gaben aller Art, die den leeren Schatz wieder auf einige Zeit füllten. Man vermied so eine Anleihe, die für den Augenblick Schwierigkeiten gefunden hätte. In den ersten Monaten der Revolution war zwar dem Congreß von englischen sowol wie von holländischen Capitalisten Geld angeboten worden, die Umstände hatten sich aber seitdem bedeutend geändert.

X.



Die äußern Beziehungen des neuen Staats gingen um diese Zeit (Mai bis Juli 1790) einer gänzlichen Umgestaltung entgegen. Der Congreß lebte zwar noch immer der Hoffnung, daß die drei Mächte die Revolution und

ihre Resultate um jeden Preis gegen Oestreich aufrechterhalten würden, und suchte aus allen Kräften diese Ueberzeugung bei dem Volke zu unterhalten; aber mehre Umstände und Vorgänge waren denn doch geeignet, dieses Vertrauen zu erschüttern, und die Machthaber glaubten, größerer Sicherheit wegen, auch anderswo Schritte thun zu müssen, um sich den Beistand, dessen sie bedurften, zu verschaffen, wenn er ihnen von Seiten der Allürten verweigert werden sollte. Zu diesem Zwecke wurden Unterhandlungen in Paris angeknüpft. Der Congreß sandte mehre Bevollmächtigte dorthin, die sich mit dem französischen Cabinet in Verbindung setzen sollten. Dasselbe vermied aber auf irgend welche Mittheilung von Seiten dieser Agenten einzugehen. Die Sache kam in der Nationalversammlung zur Sprache und auf den Vorschlag Lafayette's überließ man die ganze Angelegenheit der Weisheit des Königs, der schon durch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten seine Absicht, die Agenten nicht anzuerkennen, bekundet hatte. Dieser Beschluß wurde besonders auf den innern Zustand Brabants und darauf begründet, daß der Congreß nicht den Charakter einer aus dem Volke hervorgegangnen Macht habe. Dieser Letztere hielt sich noch nicht für geschlagen. Er wandte sich direct an Lafayette und suchte ihn für seine Sache zu gewinnen, aber die Vonckisten hatten diesen schon so eingenommen, daß er eine ablehnende Antwort ertheilte, die über seine Sympathien für die Gegner der Staatenpartei keinen Zweifel ließ. Die Jakobiner allein bestanden darauf, die brabantische Revolution, wenn sie sich auch in andern Bahnen bewege als die französische, zu unterstützen, aber sie hatten damals noch nicht die Gewalt und den Einfluß,

den sie später erlangten. Die Partei, welche am Ruder war, zeigte sich ihr entschieden abgeneigt und begünstigte später sogar, so viel sie vermochte, die Restauration der östreichischen Herrschaft.

Der zwischen Preußen und der Pforte abgeschlossene Vertrag hatte unterdessen die allgemeine politische Lage der Mächte bedeutend verändert. Die Möglichkeit einer Kriegserklärung Preußens gegen Oestreich war näher gerückt und Leopold mußte sie um jeden Preis zu vermeiden suchen, wenn er sich nicht den schlimmsten Verlegenheiten aussetzen wollte. Da jede Aussicht auf eine gütliche Beilegung der niederländischen Frage durch das Benehmen des Congresses verschwunden war, so blieb ihm nichts andres übrig, als Zugeständnisse in den orientalischen Angelegenheiten zu machen, um dadurch in den Stand gesetzt zu werden, mit allen Kräften gegen Belgien zu verfahren. Leopold kannte sehr wohl die Absichten des preußischen Cabinets, er war auch bereit, auf den Austausch einzugehen, der dasselbe in den Besitz von Danzig und Thorn gesetzt hätte, aber ehe er noch seine Zustimmung zu erkennen geben konnte, erfuhr er den Widerspruch Englands gegen ein Arrangement dieser Art, und jetzt war ihm vor allen Dingen darum zu thun, Zeit zu gewinnen, um diese Uneinigkeit der Alliirten zur Verbesserung seiner eigenen Lage zu benutzen. Es geschah dies durch eine Annäherung, die zwischen dem wiener Hofe und dem englischen stattfand und die von Seiten des letzteren besonders durch das Misvergnügen herbeigeführt wurde, mit dem man in London den Vertrag zwischen Preußen und der Pforte ansah. Das berliner Cabinet that seinerseits Schritte, um diese Annäherung zu verhindern, und betrieb mehr als je die

Annahme seines Pacificationsplans, indem es England sowol wie Oestreich durch die Drohung, den Allianzvertrag mit der Türkei auszuführen und Belgien anzuerkennen, zu erschüttern suchte. Eine directe Correspondenz, die zwischen dem König von Preußen und dem König von Ungarn angeknüpft war, sollte die Verständigung erleichtern und trug auch in der That viel dazu bei. England erwiderte auf die preußischen Noten, daß der von Preußen vorgebrachte Entwurf große Nachtheile darböte, die Türkei dürfe nicht zu sehr geschwächt werden, was statthaben würde, wenn sie die Abtretung Galiziens durch bedeutenden Territorialverlust möglich machen sollte. Als unerläßliche Bedingung seines Beitritts zu irgend einem Arrangement stellte das londoner Cabinet die Rückkehr der Niederlande an das Haus Oestreich auf, unter Beibehaltung des alten Rechtszustandes dieser Provinzen; es forderte das berliner Cabinet dringend auf, den Belgiern nichts zu versprechen, was mit diesem obersten Grundsatz aller Unterhandlungen in Widerspruch stehen könne. Man begriff nun in Berlin die Nothwendigkeit, nachzugeben und Belgien durchaus fallen zu lassen. Dies geschah denn auch in der Antwortsnote des Herrn von Hertzberg, in der Preußen nur noch verlangte, daß die Niederlande in den Waffenstillstand, den man negociren wollte, eingeschlossen würden. Als Holland diese Wendung der Angelegenheiten erfuhr, that es bei dem wiener Cabinet Schritte, um an den bevorstehenden Unterhandlungen Theil zu nehmen, indem es seine Vermittelung unter der Bedingung anbot, daß der Waffenstillstand sich auch auf die belgischen Provinzen ausdehne. Diesen letzteren Punkt verweigerte das wiener Cabinet indessen entschieden und die Generalstaa-

ten nahmen an den Negotiationen nur in Folge einer Auffoderung Preußens Theil. Die Unterhandlungen begannen in der zweiten Hälfte des Juni zu Reichenbach in Schlesien. Der preußische Bevollmächtigte stellte als Grundlage derselben folgende Punkte auf: Oestreich schließt Frieden mit der Pforte, gibt ihr die in der Moldau und Wallachei gemachten Eroberungen mit Ausnahme Belgrads zurück und trennt sich von Rußland, im Fall dies den Krieg allein fortsetzen wollte. Preußen fordert die Pforte auf, an Oestreich einen Theil der Wallachei und türkisch Kroatien zu cediren, während das letztere alsdann einen Theil von Galizien an die Republik Polen abtritt, damit diese ihrerseits Danzig und Thorn an Preußen überlasse. Belgien erhält eine vollkommene Amnestie und behält seine alte Verfassung, die lütticher Angelegenheit wird gemeinschaftlich beigelegt und beide Höfe suchen den Frieden zwischen der Pforte, Schweden und Rußland zu vermitteln. Die östreichischen Bevollmächtigten, der Prinz von Reuß-Plauen und der Baron Spielmann, bemerkten dagegen, der auf die Niederlande bezügliche Artikel müsse ganz unterdrückt werden, denn diese Angelegenheit befände sich durchaus außerhalb des Kreises der Unterhandlungen, und in der definitiven Antwort des wiener Cabinets werden außerdem andre, für Oestreich vortheilhaftere Tauschbedingungen vorgeschlagen. Diese Antwort auf die preußische Note vom 17. Juni kam in Reichenbach am 12. Juli an. In der Zwischenzeit hatten sich die Ansichten des preußischen Cabinets bedeutend geändert. Man hatte wenig Grund vorauszusetzen, daß Rußland den Arrangements, die man beabsichtigte, beitreten würde, und wollte die Schwierigkeiten, die aus solcher Weigerung für Preu-

ßen hervorgehen würden, vermeiden. Außerdem fürchtete man sich Polen und die Pforte durch die Anforderungen, die man an beide stellte, zu entfremden, was andrer Rücksichten wegen nicht rathsam schien; man hielt darauf, mit beiden in freundlichen Beziehungen zu bleiben. Preußens Stellung wurde offenbar besser, wenn es uninteressirt erschien, und Danzig und Thorn mußten später oder früher doch in seinen Besitz gelangen, und dann vor Allem wollte man sich um keinen Preis mit England entzweien. Deswegen ließ Preußen in seiner Replik auf die östreichische Note vom 12. Juli alle seine frühern Foderungen fallen und schlug als Grundbedingung des Friedens die Wiederherstellung des territorialen status quo ante bellum der kriegführenden Mächte vor. In Folge dessen entsagte es der früher verlangten Gebietsvermehrung. Oestreich beeilte sich auf diese Grundlagen hin zu unterhandeln, Preußen hatte der Niederlande nicht mehr erwähnt, das wiener Cabinet bemerkte aber ausdrücklich, daß es Belgien nicht mit in den Waffenstillstand begriffe, und daß es Truppen in die Niederlande schicken wolle, um den vermittelnden Schritten der drei Mächte Gewicht zu geben. Da dagegen nichts bemerkt werden konnte, so kam es schon am 27. Juli zum Abschluß einer Convention, der man die Form von Erklärungen gab. In Bezug auf die Verhältnisse mit der Pforte wurde die preußische Note vom 15. Juli mit dem status quo vor dem Kriege als Basis des abzuschließenden Friedens zu Grunde gelegt, in Betreff der Niederlande erklärte Preußen, daß es bisher im Einverständniß mit seinen Verbündeten gehandelt habe und fernerhin handeln werde, und deshalb kein andres Engagement übernehme, als die Rückkehr derselben unter die

östreichische Herrschaft und die Garantie ihrer frühern Verfassung, der Amnestie wurde nur beiläufig erwähnt und sie nicht unter die wesentlichen Bedingungen miteinbegriffen. Diese Erklärungen wurden direct von Oestreich und Preußen gegeben, Holland und England nahmen nur in sofern daran Theil, als sie in einem besondern Instrument die Ausführung der in den Erklärungen enthaltenen Stipulationen gewährleisteten, die Bestimmungen in Betreff der Niederlande wurden von den holländischen und englischen Bevollmächtigten indessen nur sub spe rati angenommen; doch fügten sie ausdrücklich hinzu, daß die Wiedereinsetzung der östreichischen Herrschaft in diesen Provinzen durchaus in der Absicht ihrer Cabinete läge.

Die reichenbacher Acte änderten von Grund aus die politische Lage der brabantischen Revolution. Der Friede zwischen den Mächten wurde dadurch gesichert, die belgische Sache außer aller Beziehung mit den orientalischen Verhältnissen gesetzt und die Nothwendigkeit einer Restauration als eins der Erfordernisse der neuen, durch den Frieden geschlossenen Situation aufgestellt. Damit war das Todesurtheil dieser Revolution gesprochen und es galt jetzt nur noch, dasselbe zu vollziehen.

XI.

Die Nachricht von den Beschlüssen der Conferenz zu Reichenbach gelangte in den ersten Tagen des August nach Brüssel. Man konnte glauben, daß sie dort eine allgemeine Bestürzung hervorbringen würde und die Nothwendigkeit einer schnellen Unterwerfung Allen einleuchtend machen. Aber nichts von dem geschah. Die Männer, welche

so viele Beweise politischer Unfähigkeit gegeben hatten, zeigten jetzt eine Energie, einen Muth, der eines bessern Erfolgs würdig gewesen wäre. Die Vorgänge der letzten Monate, wo die Nation mit einer bewunderungswürdigen Aufopferung und Hingabe die verlorne Sache ihrer Unabhängigkeit unter den ungünstigsten Umständen vertheidigt, beweisen, wie tiefe Wurzeln diese Sache in den Gemüthern geschlagen hatte. Vom politischen Standpunkte aus erscheint der Entschluß, den der Congreß jetzt faßte und für den er das Volk zu begeistern wußte, unklug und thöricht, denn er konnte nur die Agonie der bisherigen Ordnung der Dinge verlängern, indem er das Land in einen Kampf stürzte, der unmöglich glücklich enden konnte; aber er hat dessenungeachtet etwas Heroisches, dem man seine Anerkennung nicht versagen kann. Obgleich von den Mächten aufgegeben, beschloß man die brabantische Freiheit und Unabhängigkeit, die Resultate der Revolution, bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Der Congreß erließ in diesem Sinne ein Schreiben an die Stände sämmtlicher Provinzen, das zu den merkwürdigsten Documenten dieser Periode gehört: „Wir hatten gehofft", schreibt er ihnen, „daß ein Krieg zwischen Preußen und Oestreich unser Schicksal sichern würde, oder daß die Friedenspräliminarien wenigstens unsre Unabhängigkeit gewährleisteten; aber die Vorsehung hat uns nicht die großen Güter der Freiheit für so wenig Mühe geben wollen, wir sind ihrer noch nicht würdig, wir schätzen sie nicht genug, wir sollen ihren wahren Werth erst durch den Preis, den sie uns kostet, erkennen. Es ist noch zu viel von jener trägen Gefühllosigkeit in uns, in der der Despotismus die Menschen gefangen hält, die Vorliebe für unser besonderes Wohl, für unsre Meinungen beherrscht

uns noch zu sehr, die edle Gesinnung, welche kein anderes Wohl als das des Staates kennt, ist uns noch zu erhaben; uns fehlt noch ein wahrhaft republikanisches Herz und die Hingebung an das allgemeine und untheilbare Interesse der öffentlichen Sache. Aber Unglück und Widerspruch erwecken den Nationalgeist, durch den Krieg, durch die Furcht, alles zu verlieren, lernt das Volk, daß es ein Gut gibt, das Alle interessirt, das Alle vertheidigen müssen. Und in diesem Falle befinden wir uns. In der Ruhe unsrer werdenden Freiheit sind die Uneinigkeiten entstanden, welche uns entzweit haben, aber bei jedem Unfall haben wir Aller Herzen, Aller Arme sich zur gemeinschaftlichen Vertheidigung vereinigen gesehen. — Rufen Sie, meine Herren, Ihren Mitbürgern ihre Tugenden und ihre Fehler ins Gedächtniß, erinnern Sie sie an die Dienste, die sie uns angeboten haben, und die Gründe, wodurch sie sich bisher haben leiten lassen; rufen Sie ihnen die wunderbaren Siege zurück, die wir davongetragen haben, damit Muth und patriotischer Eifer sich in ihnen zu dem Vertrauen auf den Gott der Gerechtigkeit gesellt, der ein Rächer ist aller Unterdrückten und der uns so sichtbar beschützt hat. Alle mögen sich in der Handhabung der Waffen üben und sich bereit halten, dem Staate zu Hülfe zu eilen, im Fall, was wir noch nicht glauben, wir uns selbst überlassen, allein unsre Sache vertheidigen müssen. Diese Sache ist gerecht, wir wollen der Welt zeigen, daß wir noch Belgier sind und daß wir nicht vergebens unsre Hoffnung auf Gott gestellt haben. Wenn wir seine Altäre vertheidigen, wird er unsre Herde beschützen!" —

Zugleich wurden die energischsten Maßregeln angeordnet, um den Widerstand zu organisiren. Es wurde ein Zwangs-

anlehen von zehn Millionen Gulden ausgeschrieben, der öffentliche Geist durch wiederholte Publicationen, Aufrufe u. s. w. des Congresses aufrechterhalten und man ließ, um das Vertrauen in die Zukunft zu beweisen, Nationalmünzen schlagen, was bisher noch nicht geschehen war, und die auf der einen Seite den belgischen Löwen mit der Umschrift Libertas — Domini est regnum und auf der andern die Wappen der eilf Provinzen mit der Legende Et Ipse dominabitur gentium und auf dem Rande die Worte Quid fortius leone? führten. Zugleich suchte man die Hoffnung zu verbreiten, daß die reichenbacher Beschlüsse noch nicht definitiv seien, daß mehre Mächte ihre Unzufriedenheit damit hätten zu erkennen gegeben, daß keineswegs alle Aussicht auf fremde Hülfe abgeschnitten sei und dergleichen mehr. Da die Geschäfte sich häuften und schnelle Erledigung der laufenden dringendes Bedürfniß wurde, so beschloß man, daß der Congreß und die Generalstaaten, die bisher aus denselben Mitgliedern bestanden hatten, getrennt werden sollten. Zu diesem Ende mußten die Provinzen neue Mitglieder der Generalstaaten ernennen, das bisherige Personal derselben bildete fortan ausschließlich den Congreß, der außerdem noch durch eine Anzahl außerordentlicher Deputirter aus den Provinzen für eine Zeitlang verstärkt wurde, denen man ausführliche Rechenschaft von der Lage der politischen Verhältnisse zu geben versprach. Um über die letztere vollkommen fixirt zu sein, ging van Eupen noch in der ersten Hälfte des August nach dem Haag, wo ihm der Großpensionnair van de Spiegel dringend rieth, sich so schnell als möglich mit den verbündeten Mächten zu verständigen, damit sie sich der Niederlande annehmen könnten. Van Eupen erklärte, daß an eine freiwillige Unterwerfung nicht zu den-

ken sei, daß man es vorzöge, die Ereignisse abzuwarten. Die Belgier fürchteten nichts, sagte er, sie würden bald eine Armee von 40,000 Mann haben und damit wollten sie schon die Oestreicher verhindern über die Maas zu gehen; sie seien entschlossen sich bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen. Auf das wiederholte Andringen van de Spiegel's, auf Unterhandlungen einzugehen, erwiderte er immer, ehe man unterhandeln könne, müsse die Unabhängigkeit Belgiens anerkannt sein. Schon bei der ersten Kunde von den kaiserlichen Beschlüssen hatte der Congreß eine Adresse an den König von Preußen gerichtet, in der er die frühern Versprechungen des preußischen Cabinets zurückrief und dringend um Hülfe bat, Graf Hertzberg antwortete ablehnend in einer Note vom 20. August, und einige Tage später gab der englische Minister Burke dem belgischen Agenten die sehr deutliche Erklärung, daß Belgien nichts von England zu hoffen habe, man möge sich unterwerfen, das sei das Vernünftigste; sollte man etwa französische Truppen zu Hülfe rufen wollen, so würden England und Holland nicht anstehen, den Oestreichern in ihren Unternehmungen gegen die Provinzen mit einem Armeecorps beizuspringen. Dies Letztere bezog sich auf Schritte, welche der Congreß von neuem in Paris und besonders bei der Constituante hatte thun lassen, um die thätige Theilnahme des französischen Cabinets an den belgischen Angelegenheiten hervorzurufen. Aber die Drohungen Englands waren unnöthig, denn jene Schritte hatten auch nicht den geringsten Erfolg. So war es denn über allen Zweifel herausgestellt, daß die Politik des Widerstandes auf keinerlei Beistand von irgend einer Seite her rechnen dürfe. Dessenungeachtet verharrte der Congreß darin und erließ am

28. August eine in der That unbegreifliche Erklärung über die Mittheilungen, die ihm gemacht waren. „Die Mächte werden sich wahrscheinlich um so eher entscheiden, unsre Unabhängigkeit anzuerkennen", heißt es dort, „je mehr die Republik sich durch Kraft und innere Einheit in einem Achtung gebietenden Zustande befindet. Selbst König Leopold wird unsern Anstrengungen nachgeben, wenn er unsre Haltung sehen wird; er wird vor den ungeheuern Ausgaben, die er zu machen hat, zurückweichen, selbst dann, wenn wir unsern eigenen Kräften überlassen bleiben. Die reichenbacher Präliminarien haben zwar unsre Unabhängigkeit nicht anerkannt, aber es findet sich auch nichts darin, was derselben entgegen wäre!" Man traut seinen Augen kaum, wenn man dies Document liest. Welch ein trauriger Patriotismus, der so sich selbst und die Andern täuschen und verblenden kann!

Das Hauptmittel, auf welches der Congreß zählte, war die Organisation eines zahlreichen Corps Freiwilliger, zu der er schon wiederholt dringende Aufrufe in die Provinzen hatte ergehen lassen, und das mit den regelmäßigen Truppen vereint operiren sollte. Schon im April hatte man an diese Maßregel gedacht, nach den Niederlagen im Mai war sie wieder mit Eifer aufgenommen worden, und jetzt, wo sie ernstlich ins Werk gesetzt wurde, hoffte man die größten Erfolge von ihr. Eine jede Provinz brachte ein Corps, das mit ihrer Bevölkerung im Verhältniß stand, zusammen und sandte dasselbe zur Armee, wo die Freiwilligen sich auf drei Wochen zum activen Dienst zu engagiren hatten. Für ihre Ausrüstung hatten sie selbst zu sorgen, ein jeder mußte wenigstens eine Flinte haben, der Staat gab ihnen aber Sold, während sie im Felde stan-

den. Sie bildeten Compagnien von 125 Mann, deren zwei eine Division ausmachten; jede Division hatte sich mit einem Feldprediger zu versehen, der geistliche Chef der ganzen Armee war der Abt von Tongerloo. Am 4. September sollten Alle bei der Armee eingetroffen sein. Die Bevölkerungen kamen diesem Aufrufe mit großem Enthusiasmus nach; die waffenfähige Mannschaft ganzer Dörfer, ihren Pfarrer oder Vicar an der Spitze, von Karren mit Lebensbedarf aller Art gefolgt, durchzog das Land und eilte der Maas zu. Um ihren Eifer zu beleben, erließen die Stände von Brabant eine Bekanntmachung, in der sie dem Lande eröffneten, daß der erlauchte van der Noot selbst sich an die Spitze der Freiwilligen stellen würde. Nur die Offiziere, auf die diese unorganisirten Soldaten übrigens weit weniger hörten als auf ihren Feldprediger, trugen Uniform, alle Uebrigen behielten ihre gewöhnliche Kleidung, auf die man als Kennzeichen rothe Aufschläge und Kragen setzte. Von vielen Orten zogen die Gutsherren mit und theilten Leid und Freude mit ihren Bauern. Im Ganzen brachte man gegen 20,000 Mann zusammen.

Die Armee hatte unterdessen ihre Stellung geändert, die im Anfang zu ausgedehnt gewesen war. Sie hielt den Lauf der Maas besetzt von Lüttich an bis in die Nähe von Givet. Schönfeld befehligte das Centrum und hatte sein Hauptquartier in Andoy, Köhler, der zum Generalmajor ernannt war, den rechten Flügel. Auf diesem letzteren allein zeigte sich einige Thätigkeit. Köhler hielt seine Soldaten beständig in Bewegung und vertheidigte seine Stellung aufs trefflichste, während Schönfeld seine Zeit mit Gelagen und Festen aller Art verbrachte. Gegen Ende August hatte die Colonne von Bouvignes, wie man den rechten

Flügel nannte, ein Gefecht gegen die Oestreicher zu bestehen, in dem die brabantischen Truppen zum letztenmale siegreich waren, während um dieselbe Zeit durch die Unachtsamkeit der Offiziere Schönfeld's Colonne einen großen Theil ihrer Artillerie verlor. Die Oestreicher hatten außerdem die Concentrirung der feindlichen Linie benutzt, um einen Einfall in das blosgegebene Limburg zu machen; ein Corps von 1000 Belgiern wurde hier auseinandergesprengt und zum Theil vernichtet, doch konnten sich die kaiserlichen Truppen hier noch nicht halten und verließen die Provinz bald darauf wieder.

Unter diesen Umständen trafen die Freiwilligen bei der Armee ein. Vierzehn Tage hindurch suchte man ihnen die nothdürftigsten Elemente des Felddienstes beizubringen, dann beschloß Schönfeld einen allgemeinen Angriff auf die östreichischen Linien für den 22. September. Die Bewegung sollte diesmal in zwei Colonnen stattfinden, Köhler sollte auf Rochefort, Schönfeld auf Marche losrücken. Von beiden Seiten griff man mit vielem Muthe an, die Freiwilligen gingen entschlossen ins Feuer und schlugen sich im Ganzen bei weitem besser, als man erwarten konnte. Schönfeld's Colonne warf die östreichischen Vortruppen und verfolgte sie einige Stunden hindurch, wurde dann aber von dem Hauptcorps des Feindes, das ihre linke Flanke umgangen hatte, zum Rückzug in ihre frühere Stellung genöthigt. Köhler's Corps hatte anfangs auch einigen Erfolg, als aber hinter den Truppen einige Munitionswagen zufällig in die Luft flogen, glaubten sich die Soldaten im Rücken angegriffen, verrathen, ein panischer Schrecken warf sie in wilde Flucht, auf der sehr Viele umkamen. Der Rückzug ging auf die Maas, die hier, zwischen hohen

Ufern eingezwängt, viel Tiefe und reißende Strömung hat, in der eine große Anzahl ertranken. Die Wirkungen dieser Niederlage waren die traurigsten, die Freiwilligen, deren drei Wochen abgelaufen waren, eilten so schnell als möglich in ihre Heimat zurück, die andern Truppen blieben, entmuthigt und einer täglich wachsenden Desorganisation verfallen, hinter der Maas stehen, welche die Oestreicher nicht überschreiten mochten, so lange die erwarteten Verstärkungen noch nicht eingetroffen waren. Die ganze Demonstration, von der die Patrioten so viel Redens gemacht, die die Sache der Revolution retten und die brabantische Unabhängigkeit auf alle Zeiten sichern sollte, hatte nur ein unbestreitbares Resultat: sie zeigte die Unmöglichkeit, mit den Waffen in der Hand der Restauration, sobald sie ernstlich ans Werk ging, zu widerstehen.

XII.

Die reichenbacher Beschlüsse hatten die belgischen Angelegenheiten nur dem Principe nach entschieden, zu ihrer gänzlichen und definitiven Ausgleichung versammelten sich die Minister der betheiligten Mächte zu einer Conferenz im Haag. Dieselbe wurde durch den Groß-Pensionnair van de Spiegel von Seiten Hollands, Lord Auckland und den Grafen von Keller für England und Preußen gebildet. Der östreichische Bevollmächtigte, Graf Mercy d'Argenteau, kam erst später an, einstweilen traten die ebengenannten Diplomaten in mehr officiose als officielle Beziehungen zu dem belgischen Congreß, als sie durch eine besondere, dem Grafen von Nassau-Corvay anvertraute Sendung des letzteren dazu aufgefordert wurden. Am 17. September erließen sie

eine sogenannte insinuation verbale an den Congreß, in der sie die Nothwendigkeit, einen Waffenstillstand abzuschließen, auseinandersetzten, um dem Blutvergießen in Limburg und an der Maas ein Ende zu machen, ohne sich über die weiteren Unterhandlungen auch nur im geringsten auszulassen. Es wurde sogleich eine neue verstärkte Session des Congresses einberufen, um auf diese erste Mittheilung zu antworten. Dieselbe dauerte jedoch nur vier Tage, am 24. September zusammengetreten, endigte die Versammlung ihre Berathungen schon am 28. durch den Beschluß, zu unterhandeln, ohne jedoch auf den Vorschlag einer Unterbrechung der Feindseligkeiten einzugehen. Diese Weigerung gründete sich auf die Ungewißheit, in der sich Belgien über die weiteren Absichten Oestreichs und der Mächte befinde. Der Graf Merode, früher kaiserlicher Gesandter im Haag, seit dem Anfang der Revolution aber aus dem östreichischen Staatsdienst getreten, wurde mit dem bekannten Geschichtsforscher Rapsaet beauftragt, die in diesem Sinne abgefaßte Antwort des Congresses nach dem Haag zu bringen. Die Minister bemerkten diesen Abgesandten, daß Belgien sich durch die Zurückweisung des Waffenstillstandes in eine sehr gefährliche Lage versetze, denn der König von Ungarn habe sich nur dann zu den in den reichenbacher Acten stipulirten Garantien verpflichtet, wenn man sich freiwillig unterwürfe, wozu es, wenn die Feindseligkeiten fortdauerten, keinen Anschein habe. Diese Bemerkung war einleuchtend und da außerdem die Agenten des Congresses im Haag dringend baten, die Aufforderung der Minister in ernsthafte Ueberlegung zu ziehen, so entschloß man sich die Frage über die Räthlichkeit eines Waffenstillstandes und die Bedingungen desselben den Befehls-

habern der Armee vorzulegen. Schönfeld und Köhler entschieden sich beide zu Gunsten desselben, wenn er unter der Garantie der drei Mächte und bis zum Monat März unter der Bedingung abgeschlossen würde, daß die Republik ihre Streitkräfte unterdessen vermehren könnte und beide Armeen ihre Stellungen behaupteten. Die Gründe, womit sie dieses Gutachten unterstützten, waren die allertriftigsten; van der Noot und van Eupen aber, die mit dieser Verhandlung beauftragt waren, gingen nicht darauf ein, weil sie, ihrer eigenen Erklärung nach, die Wuth des Volkes fürchteten. Und in der That, die Menge, auf die sie so lange einen unbeschränkten Einfluß geübt, die bisher ein willenloses Instrument in ihren Händen und zu ihren Zwecken gewesen war, fing jetzt an, ihnen über den Kopf zu wachsen und sie zu beherrschen. Die beständige Aufregung, in der man das Volk erhielt, die Reizmittel aller, besonders religiöser Art, für die diese Bevölkerungen von jeher sehr empfänglich gewesen sind, die man ohne Unterlaß anwandte, hatten zuletzt die Massen in einen solchen Zustand von revolutionairer Wuth und Ueberspanntheit gesetzt, daß die frühern Leiter, die Helden des Tages, selbst von den fanatischen Ausbrüchen derselben zu leiden hatten, wenn sie sich nicht sklavisch dem Willen und der Laune der tobenden Haufen fügten. Es hatte eine traurige Zeit, für Brüssel besonders, begonnen, der Pöbel war Herrscher, sein Geschrei machte das Gesetz, dem selbst die Bessern sich zitternd fügten, Scenen der gräßlichsten Unordnung, Excesse aller Art, Mord und andre Thaten des schauderhaftesten politischen Wahnsinns gingen unter den Augen der Machthaber vor, ohne daß diese kaum ihre Misbilligung zu äußern wagten. Wer von Ergebung, von Annahme der Bedin-

gungen, von Rückkehr der Oestreicher sprach, war der Volkswuth verfallen und oft seines Lebens, im besten Falle seiner Freiheit nicht sicher. So kam es, daß der Congreß, von dem Pöbel eingeschüchtert, jeden Vorschlag einer Ausgleichung zurückwies, daß die Stimmen Derjenigen, welche das Verderbliche einer solchen Politik rügten, und an mehren Orten, besonders in den Provinzen sprach man schon jetzt laut dagegen, gewaltsam unterdrückt wurden. Die Gefahr, welche von den Oestreichern im Fall einer gewaltsamen Besetzung drohte, war eine entfernte, der man sich durch die Flucht entziehen konnte, die dagegen, welche an dem Thore des Congreßpalastes dem Deputirten, der für freiwillige Unterwerfung gesprochen hätte, von den rasenden, den Sitzungssaal umlagernden Volkshaufen drohte, war eine nahe und unmittelbare! Von allen Arten des Muthes ist politischer Muth der seltenste; um seinen Kopf zu retten, gab man die Sache des Landes dem sichern Untergange preis.

Der Waffenstillstand wurde wiederholt, wenn auch indirect zurückgewiesen. Eine neue Session des Congresses, die auf den 17. October zusammenberufen war, um darüber zu entscheiden, beschloß solche Bedingungen zu stellen, daß ihre Nichtannahme mit Sicherheit vorausgesehen werden konnte. Nachdem man auf die Gefahren aufmerksam gemacht, denen die Freiheit und Unabhängigkeit der Niederlande, während der großen Revolution des 16. Jahrhunderts, in Folge solcher Waffenstillstände ausgesetzt gewesen sei, verlangte man, daß die Minister sich deutlich über die Grundlagen einer solchen Uebereinkunft erklärten, die keine andern sein könnten, als die vorläufige Anerkennung der Unabhängigkeit Belgiens. Dann aber fügte

man, nicht ohne einen Anstrich von Drohung hinzu, daß, wenn die Mächte sich mit der Fixirung des Schicksals der brabantischen Revolution beschäftigen wollten, Frankreich, das wie jene die Verträge, auf die man sich berufe, garantirt hätte, mithinzugezogen werden müsse. Unterdessen war der Graf Mercy d'Argenteau im Haag angekommen und die Conferenz, jetzt vollständig constituirt, beschloß ein energischeres Auftreten, um die Mißstände, die eine längere Verzögerung der Entscheidung herbeiführen müßten, zu vermeiden. Sie übergab am 31. October dem brabantischen Agenten im Haag, dem Dr. van Leempoel, — die Herren von Merode und Rapsaet hatten sich geweigert, eine zweite Mission zu übernehmen — ihr Ultimatum. Dasselbe drang in sehr fester und nachdrücklicher Sprache, nach mehrmaliger Auseinandersetzung der ganzen Sachlage, auf Unterwerfung und setzte einen Zeitraum von 21 Tagen fest, binnen welcher dieselbe stattfinden müsse; sollte sie alsdann noch verweigert werden, so würden die Mächte jede weitere Intervention zu Gunsten der Provinzen aufgeben und dieselben sich selbst überlassen. Diesem Ultimatum war ein Manifest Leopold's, der am 30. September zu Frankfurt zum deutschen Kaiser erwählt und gekrönt war, vom 14. October datirt, beigegeben, das der Graf Mercy den Ministern am 29. October mitgetheilt hatte. In demselben wiederholte der Kaiser die meisten der im Document vom 2. März enthaltenen Erklärungen in Bezug auf die Garantie der frühern Constitution und fügte hinzu, daß er eine Armee von 30,000 Mann in die Niederlande sende, um, im Fall die Annahme seiner Bedingungen und völlige Unterwerfung bis zum 21. November nicht stattgefunden hätten, Gewalt anzuwenden. Er forderte zugleich die Stände

sämmtlicher Provinzen, mit Umgehung der Generalstaaten und des Congresses, auf, sich sogleich zu versammeln und sich zu entscheiden, ob sie seine legitime Autorität anerkennen und ihm auf die mitgetheilten Bedingungen, als verfassungsmäßigen Vertreter des Volks, den Eid leisten wollten. Das Ganze war allerdings bei weitem nicht so vortheilhaft als die ersten Anerbietungen des Kaisers, gewährte jedoch noch einen durchaus annehmbaren und ehrenvollen Ausweg aus einer Lage, die jetzt schon eine verzweifelte genannt werden konnte.

Aber Niemand hatte den Muth, darauf einzugehen. Die kaiserliche Botschaft wurde von den niedern Volksclassen, die sich das Regiment angemaßt hatten, mit einem neuen Ausbruch wahnsinniger Wuth aufgenommen, als Repressalie für das, was d'Alton und Trautmannsdorf mit dem Manifest des brabantischen Volks gethan hatten, verbrannte der Pöbel sie öffentlich auf dem großen Markte zu Brüssel. Die Proclamation, die dabei erschien, ist eins der tollsten Monumente des revolutionairen Fanatismus *). Der

*) Voici l'inprimé qui a circulé à cette occasion et quoiqu'il soit sans signature individuelle, le concours général prouve suffisamment, qu'il est bien signé: „Nous peuple souverain du Brabant, à tous ceux qui ces présentes verront ou lire ouïront, salut: Savoir faisons, que rapport nous ayant été fait que le prédit inprimé, contenant un vain étalage de mots et de promesses, circulait dans les terres de notre domination: avons résolu après mûre délibération et en vertu de notre pouvoir souverain, de condamner cet acte de despotisme, comme nous le condamnons par ces présentes, à être lacéré et brulé au plus haut point du jour, sur le grand marché de notre capitale, au pied du chapeau de liberté, permettant de faire inprimer ce notre

Congreß wurde von neuem mit außerordentlichen Deputirten zusammenberufen und verordnete einen Aufstand in Masse, alle waffenfähigen Einwohner sollten sich in Corps bilden und die Grenzen von Brabant, Namur, Geldern und Hennegau besetzen. Aber der Aufruf blieb ohne Erfolg, die Stimmung in den Provinzen war schon geändert, man theilte keineswegs die Aufgeregtheit und den Taumel der Hauptstadt und neigte sich fast allgemein der Unterwerfung zu. Es erschienen nur wenige Individuen und bei dem Drang der nächstfolgenden Ereignisse zerfiel die ganze Maßregel in nichts. Es war vor Allem nöthig, die Armee zu verstärken, die kaum 15,000 Mann, von denen 10,000 zum activen Feldbienst fähig, zählte. Zu diesem Zwecke versprach der Congreß allen Denjenigen, welche sich würden anwerben lassen, eine lebenslängliche Rente von 20 Fl. und eine goldne Medaille mit der Inschrift: Défenseur de la patrie. Aber auch das half nichts, die Armee blieb in dem Zustande der allerbeunruhigendsten Desorganisation. Wenige Tage vor dem Ablaufe der von der Conferenz gebotenen Frist erklärten die meisten obern Offiziere, fast alle Regimentscommandeurs, daß sie für ihre ganz entmuthigten Soldaten nicht stehen könnten, eine große Anzahl derselben gab ihre Entlassung, mehre erklärten, daß, wenn der Congreß ihnen nicht ihren Abschied

---

décret et l'afficher à la perche du dit chapeau de liberté et où besoin sera. Ainsi fait et délibéré à Bruxelles, notre capitale, le 6 Novembre 1790, de notre règne le second.“

Etait signé, le peuple souverain de Brabant.

S. Feller Journal historique etc. du 15 Novembre 1790, p. 476.

bis zum 21. November gäbe, sie ohne denselben davongehen würden. Das Manifest des Kaisers, die Erklärung der Conferenz hatte überall und bei den Truppen mehr als anderswo Eindruck hervorgebracht und den Wunsch nach einer friedlichen Lösung rege gemacht. Schönfeld selbst schrieb am 20. dem Congreß, daß seine Rolle jetzt eine andere werde, er hätte dem Congreß mit Ehren dienen können, so lange die brabantische Sache von den ersten Mächten Europas wäre avouirt worden; jetzt, wo diese Mächte zurückträten, bäte er, daß man die Leitung der Armee andern Händen übergebe.

Ein wüster Zustand, Vorläufer der gänzlichen Auflösung der bisher bestandenen Ordnung der Dinge begann jetzt. Der Congreß war seit dem 13. November versammelt und berieth, was zu thun sei. Die meisten Mitglieder desselben wären jetzt schon auf und davongegangen, aber die Furcht vor dem wüthenden Volk, das das Sitzungshaus belagert hielt und mit Drohung und Todesgeschrei jeden empfing, der nicht für den Widerstand stimmte, schreckte sie ab. Flandern, Hennegau und Tournay wollten die Unterwerfung, aber die Meinung Derjenigen, welche die Sache in die Länge ziehen wollten, theils aus Furcht, theils aus thörichter Hoffnung auf Intervention überwog, man beschloß am 16., 4 Deputirte nach dem Haag zu schicken, die den Waffenstillstand annehmen und eine neue Frist verlangen sollten, damit die Nation mit Muße über die Vorschläge der Conferenz berathen könne. Natürlich scheiterte dieser Schritt ganz und gar, jeder weitere Aufschub wurde verweigert, der Graf Mercy, den die Minister darum angegangen, hatte ihn entschieden zurückgewiesen. Merkwürdigerweise gab die abschlägige Antwort des kaiser-

lichen Bevollmächtigten Veranlassung zu einem sonderbaren Zwischenfall. Die Minister der Mächte fühlten sich dadurch verletzt, um so mehr, als sie geglaubt hatten, daß eine kurze Verlängerung des Termins gewährt werden könne; sie übergaben dem Grafen Mercy eine Erklärung, in der sie die übertriebene Strenge der Maßregel ausdrücklich misbilligten, und fügten eine besondere Reserve hinzu. Mercy antwortete durch eine Gegenerklärung und eine Gegenreserve und die Sache hatte, da die Ereignisse schneller gingen als die Noten, keinen weitern Erfolg.

Die nach dem Haag gesandte Deputation war am Abend des 21. November wieder in Brüssel angekommen. Sie fand den Congreß seit zwei Tagen in Permanenz, von tobenden Volkshaufen umdrängt, rathlos, viele Mitglieder in Todesangst, denn die Menge wüthete und drohte in den Straßen. Die Antwort der Conferenz vernichtete auch die letzte Hoffnung, nur ein Ausweg schien übrig, nicht die Freiheit und die Selbständigkeit zu retten, wol aber um dem Untergang durch Eroberung zu entgehen. Man gab die Sache der Republik auf, um die Nationalität zu bewahren. Um eilf Uhr Abends, eine Stunde vor Ablauf der gesetzten Frist proclamirte der Congreß einstimmig den dritten Sohn des Kaisers, den Erzherzog Karl, zum Souverain und erblichen Großherzog der Niederlande, unter der Bedingung, daß die Krone des neuen Staates nie mit der des Hauses Oestreich oder sonst irgend einer fremden vereinigt werden könne, denn die Nation sei überzeugt, hieß es, daß die erste Quelle ihres Verfalls und ihrer Leiden in der Entfernung ihrer Fürsten zu suchen sei. Außerdem sollten alle alten Rechte und Verfassungen garantirt blei-

ben und die Ernennung in keiner Weise bindend sein, wenn der Kaiser sie nicht bestätige.

Dieser Ausweg beruhigte die Menge und schien das Kostbarste von Allem, Zeit zu verschaffen, wenigstens den Marsch der kaiserlichen Armee, die unter dem Marschall Bender in den letzten Tagen bis an die Maas gerückt war, für den Augenblick aufzuhalten. Zwei Deputirte wurden beauftragt, die Kunde der Ernennung beiden Armeen, die sich in unmittelbarster Nähe befanden, zu bringen. Sie fanden Schönfeld mit den brabantischen Truppen in Namur, seit dem 21. hatte er alle Stellungen auf dem rechten Ufer der Maas aufgegeben und sich unter den Kanonen der Festung gelagert. Trotz aller Bemühungen gelang es ihnen nicht, bis zum Marschall Bender vorzudringen, sie kehrten unverrichteter Sache nach Brüssel zurück. Die östreichische Armee war unterdessen in die von den Patrioten verlassenen Stellungen eingerückt und am 24. November erschienen ihre Vortruppen auf den Höhen, die am rechten Maasufer sich hinziehen und von denen man die Stadt überschaut. Da fiel den Bürgern Namurs zuerst der Muth, der Magistrat sandte an den Marschall eine Deputation, die die Thore der Stadt zu öffnen versprach, wenn er sich anheischig machen wollte, Niemand des Geschehenen wegen zu beunruhigen. Bender erklärte, der Kaiser wolle nur durch Milde herrschen, die Armee beträte das Land, gänzlich der Vergangenheit vergessend, die strengsten Befehle seien gegeben, um Eigenthum und persönliche Sicherheit Denjenigen zu gewährleisten, die sich freiwillig unterwürfen. Auf diese Grundlagen hin schlossen die Stände der Provinz eine Capitula-

tion, in Folge deren die Oestreicher am 25. November Morgens in Namur einzogen und Stadt und Citadelle besetzten. Schönfeld hatte schon früher die Weisung erhalten, sich zurückzuziehen; er that es, ohne darin von den kaiserlichen Truppen gestört zu werden. Früherer Uebereinkunft mit den Deputirten des Congresses zufolge, ging er auf Brüssel zurück und nahm mit den wenigen Truppen, die ihm blieben, eine Stellung zu Seiten der Stadt bei Anderlecht, die nicht sowol die Stadt, als die einzige freibleibende weitere Rückzugsstraße nach Flandern deckte. Köhler hatte schon seit dem 23. Befehl erhalten, auf Charlervi zurückzugehen; er hatte es in der besten Ordnung gethan, seine Truppen bewahrten bis zum letzten Augenblick, die treffliche Haltung, die sie immer ausgezeichnet hatte. Dort angekommen, war er alsbald, da die Oestreicher ihm auf dem directen Wege nach Brüssel zuvorgekommen waren, nach Mons gegangen, um den Hennegau und Flandern zu decken. Hier erhielt er den Befehl, sich aufs schnellste nach Brüssel zu begeben, um dort den Oberbefehl über alle Streitkräfte der Republik zu übernehmen, da der Congreß die Entlassung Schönfeld's angenommen hatte. Als dieser die Capitulation der Stände der Provinz Namur erfuhr, erließ er noch ein heftiges, diesen Schritt auf das strengste tadelndes Schreiben an die Stände von Brabant (27. November); dann aber, als die Nachricht von der Weigerung des kaiserlichen Bevollmächtigten im Haag, die Ernennung des Erzherzogs Karl anzuerkennen, in Brüssel ankam, als man hörte, die übrigen Minister hätten nur gefunden, daß diese Ernennung eine glückliche Idee sei, alle Intervention aber, um den Marsch der kaiserlichen Truppen aufzuhalten, abgewiesen, lösten Con-

greß und Generalstaaten, die nicht einmal den Muth hatten, mit Würde zu unterliegen, sich auf. Die Machthaber suchten ihre persönliche Sicherheit durch die Flucht zu retten. Van der Noot und van Eupen gingen nach Holland, Schönfeld entkam nicht ohne Noth nach Frankreich, von den Mitgliedern des Klerus, die während der Revolution eine Rolle gespielt hatten, gingen der Bischof von Antwerpen und der Abt von Tongerloo ebenfalls nach Holland, während der Erzbischof von Mecheln sich in Brüssel verbarg.

Die einzige Autorität, die bis auf den letzten Augenblick an ihrem Posten blieb, waren die Stände von Brabant. Sie erhielten am 30. November die Aufforderung des Marschalls Bender, sich zu ergeben; da auf ihr Befragen der General Köhler die Unmöglichkeit eines Widerstandes mit bewaffneter Hand erklärt hatte, so geschah dies ohne weitere Schwierigkeit. Die Oestreicher, welche die strengste Mannszucht hielten und ohne alle Erbitterung oder Haß verfuhren, rückten am 2. December in Brüssel ein und besetzten in den nächsten Tagen, ohne irgendwo Widerstand zu finden, die Provinzen. Die brabantische Armee zog sich unter Köhler's Führung auf Gent zurück und wurde, als die Staaten von Flandern ihre Capitulation mit Bender geschlossen hatten, ohne Unordnung aufgelöst, die Soldaten kehrten in ihre Heimat zurück, Köhler schiffte sich nach England ein.

Unmittelbar darauf sandten alle Provinzen Abgeordnete in den Haag, um dem kaiserlichen Bevollmächtigten ihrer Unterwerfung und Treue zu versichern, und am 10. December wurde, nachdem die einen Augenblick abgebrochenen Unterhandlungen wiederaufgenommen waren, der

Definitivvertrag geschlossen, der die Niederlande wieder unter die Herrschaft des Hauses Oestreich stellte. In diesem Vertrage wurden den Belgiern die Privilegien und Rechte gesichert, welche die Inaugurationsacte Karl's VI. und Marie Theresiens ihnen zuerkannt hatten, eine allgemeine Amnestie, von der nur die compromittirtesten Individuen ausgeschlossen waren, bewilligt, die Concessionen der frühern Erklärungen, besonders des Documents vom 14. October erneuert und der Besitz der Niederlande dem Hause Oestreich von Preußen und den Seemächten garantirt.

So endigte die brabantische Revolution, nachdem die Republik der vereinigten belgischen Provinzen kaum ein Jahr gedauert hatte.

Der Jesuit Girard und seine Heilige.

Ein Beitrag zur geistlichen Geschichte des vorigen Jahrhunderts,

mitgetheilt von

A. Kurtzel.

Inmitten der jesuitischen Umtriebe und Streitigkeiten, die zu Anfange des vorigen Jahrhunderts in Frankreich Staat, Kirche und Religion erschütterten, erhob sich vor den französischen Tribunalen ein Rechtshandel, dessen Enthüllungen das Staunen und den Unwillen von ganz Europa erregten. Die dunkle Handlung spielte auf dem Gebiete der Religion; ein angesehener Jesuit war der Angeklagte, seine junge Beichttochter die Klägerin, die Schuld war jedenfalls groß, aber die Thatsachen geheimnißvoll; die Parteien beschuldigten sich neben anderen schweren Verbrechen der Zauberei, und die große Menge konnte sich die räthselhaften Erscheinungen nicht anders erklären als durch die Einwirkungen finsterer Mächte. Die Jesuiten, die den Zusammenhang der Dinge wohl begriffen, boten Alles auf, um die Ehre ihres Ordensbruders zu retten; sie setzten ihr Ansehen, ihre Schätze daran, um den Arm der Justiz zu lähmen; sie ließen die zahlreichen Documente und Schriften, die über die Sache erschienen, mit geistlicher und weltlicher Macht verfolgen und unterdrücken, um den Zeitgenossen und der Nachwelt die Einsicht und das Andenken dieser unerhörten Geschichte zu entziehen: aber sie

konnten dessenungeachtet nicht verhindern, daß in den Augen der aufgeklärten Zeitgenossen ihr Zögling und Genosse gebrandmarkt und die Moral und Politik der frommen Väter nur noch mehr verdächtigt wurde. Schon Wolf in seiner „Allgemeinen Geschichte der Jesuiten" gibt nach den gerichtlichen Documenten eine kurze historische Uebersicht der außerordentlichen Begebenheit; er hat diese „seltenen" Quellen einer Jesuitenbibliothek in der Schweiz zu verdanken. Der Zufall hat mich nicht allein mit den gerichtlichen Schriften, sondern auch mit einer Menge anderer Zeugnisse über die merkwürdige Begebenheit bekannt werden lassen, die Wolf sicherlich unbekannt waren; und ich will hier, auf diesen vollständigen und weitläufigen historischen Apparat gestützt, versuchen, den Verlauf der einst so räthselhaften Geschichte nach allen Einzelheiten zu enthüllen., Seitdem der thierische Magnetismus entdeckt und seine Erscheinungen wissenschaftlich aufgeklärt worden sind, ist die Erläuterung und die Entwickelung des Zusammenhangs dieser und ähnlicher Vorfälle nicht mehr schwierig oder unmöglich. Zum Schluß werde ich die vorzüglichsten Quellen, aus denen ich meine Mittheilung geschöpft, nebst einer kurzen Kritik derselben mittheilen. Fragt aber Jemand, zu welchem Zwecke ich das dunkle Bild heraufbeschwöre, so liegt die Antwort auf der Hand. Es ist gegenwärtig Mode, die leidenschaftliche Aufklärung und den Rationalismus des vorigen Jahrhunderts in Natur und Religion lächerlich, abgeschmackt und verwerflich zu finden — möge sich dieser Uebermuth an solchen Thatsachen corrigiren; es gibt ferner moderne Fromme, die täglich ein Gelüst nach Pfaffen, Mönchen und Jesuiten, nach Ohrenbeichte, Kirchenzucht und geistlicher Disciplin verlau-

ten lassen — die mögen sehen, mit welchem Unwesen solche Institute nicht selten verbunden sein mußten. Aber auch — die religiöse Schwärmerei und der Pietismus unserer Zeit trägt schon gleiche Geschichten, gleiche Mysterien, gleiche Betrügereien in seinem Schoose, wie sie sich hier in voller Nacktheit enthüllen — und den Ungläubigen, den Nachsichtigen, den Freunden und Vertheidigern dieser religiösen Ausschweifungen wird darum immer eine Mittheilung von großem Nutzen sein, in welcher sie, ohne Haß und der Wirklichkeit nach, das Wesen und das Ziel dieser Religiosität abgebildet finden. Nur allein diejenigen Thatsachen haben müssen verschwiegen oder nur angedeutet werden, gegen deren Schilderung sich mit Recht jede Feder sträuben muß.

Im Jahre 1728 kam der Jesuit Johann Baptist Girard nach Toulon und übernahm daselbst auf Befehl seiner Obern das Amt eines Rectors an dem dortigen Priesterseminar der Marine. Er war ein Mann von vorgerücktem Alter, aber immer noch von stattlichem Aeußern; seine Haltung und sein Gesicht trug die Maske von Demuth und Frömmigkeit, aber unter dieser Decke leuchteten die Grundsätze, der Uebermuth und die selbstsüchtige Schlauheit seines Ordens sehr deutlich hervor. Der Ruf eines gewaltigen Kanzelredners und eifrigen Seelsorgers ging ihm von Aix aus voran, und es währte auch nicht lange, so hatte er zu Toulon eine kleine Gemeinde von andächtigen Weibern und Mädchen um sich gebildet, die dem geistlichen Vater außerordentliches Vertrauen und außerordentliche Anhänglichkeit bezeigten. Der Pater hatte an diesem Häuflein junger und auserwählter Andächtigen seine große Freude. Er war, was man sagt, ein Liebhaber des

weiblichen Geschlechts, und außerdem lag es ihm daran, zu seiner und des Ordens Ehre so viel als möglich Heilige und Schwärmer zu erziehen, weil die Jansenisten, oder vielmehr die Gegner des Papstes und der Jesuiten, seit einiger Zeit durch dergleichen Subjecte Glück machten und Anhänger gewannen. Um aber diese seine Leidenschaften zu befriedigen und seine geistlichen Zwecke zu erreichen, ging er mit psychologischer Kunst auf die ganze Störung des Seelenlebens seiner Beichttöchter los und gelangte auch dabei zu so entschiedenen Resultaten, daß der Zustand dieser Beichttöchter dem weiblichen Geschlechte zu jeder Zeit zur Warnung dienen kann. Wie wir nämlich bald sehen werden, führte er zuvörderst seine Opfer Schritt für Schritt durch die Lehren des Molinos zu einem religiösen Quietismus. War dann der rechte Zeitpunkt gekommen und die geistige und sittliche Energie des Gemüths gebrochen, so rief er bei den Einzelnen durch die Kraft des thierischen Magnetismus, in dessen Praxis er unfehlbar eingeweiht war, nervöse Zufälle, Verstimmungen und Krämpfe hervor. Ferner veranstaltete er durch seine vertraute und sicherlich bewußtvolle Schülerin, eine Frau Guyol, Zusammenkünfte dieser Frauen und Mädchen, ließ sie auf seine Kosten ländliche Feste und Gelage feiern, in denen eine excentrische Lustigkeit herrschte und wo sich durch sympathetischen Einfluß die Wirkungen seiner Kunst unter den Beichttöchtern verbreiten und verallgemeinern mußten. Auf diese Weise hatte der Pater bald die Genugthuung, einen kleinen Serail — wie die Frauen scherzhaft selbst sagten — mit frommen Convulsionairinnen und wollüstigen Schwärmerinnen und Heiligen ausgebildet zu sehen, die seinen verdorbenen Leidenschaften

eben solches Gnüge leisteten, wie sie seinem geistlichen Ehrgeize und seinen religiösen Gaukeleien entsprachen.

Es mochte ungefähr ein Jahr nach der Ankunft des Paters Girard sein, als sich unter dessen Beichttöchtern ein junges, schönes Mädchen, Namens Katharine Cadière, einfand. Sie war kam achtzehn Jahr alt und die Tochter einer bigott frommen, aber reichen Kaufmannswitwe zu Toulon. Die Frau hatte ihren Kindern eine durchaus auf das Geistliche gerichtete Erziehung gegeben. Obgleich sie ihre Kinder liebte und auch für ihr irdisches Wohl besorgt war, so durfte doch nur der älteste Sohn das weltliche Geschäft seines verstorbenen Vaters ergreifen, den zweiten machte die Mutter zu einem Dominikaner und der dritte vollendete eben im Priesterseminar, unter Anleitung des Rectors Girard, seine geistlichen Studien. Vorzüglich aber war ihr die einzige Tochter Katharine theuer; und auch dieser glaubte sie keine größere Wohlthat zu erzeigen, als wenn sie dieselbe von der Welt ab, durch die Kirche zu Gott führte. Ehe Katharine die Beichttochter des Paters Girard wurde, war darum ihr Herz noch nicht von anderen als religiösen Gefühlen und Gedanken bewegt worden. Während sich bei anderen jungen Mädchen nach ihrer physischen und geistigen Entfaltung die Energie und Empfänglichkeit des Gemüths auf die Welt und das Leben richtet, hatte sich in Folge der einseitigen Erziehung das erschlossene Gemüth der jungen Katharine mit aller Lebendigkeit zur Religion gewandt und Kirchenbesuch und geistliche Uebungen waren ihre tägliche Beschäftigung und einzige Erholung. Die Folgen dieser Gemüthsrichtung konnten bei der lebhaften und empfänglichen Jungfrau nicht ausbleiben. Die fortgesetzten geistlichen Uebungen

und frommen Gemüthserregungen brachten ihr bald krankhafte körperliche Aufregungen und Abspannungen und damit die Disposition zu nervösen und hysterischen Zufällen zuwege. So frisch und munter an Geist und Körper sie vorher gewesen war, wurde sie jetzt kränklich, niedergeschlagen, reizbar; bei ihren anhaltenden Andachten, in denen sie sich über ihren gewöhnlichen Zustand erhob, glaubte sie aber manchmal himmlische Gesichte zu sehen und göttliche Entzückungen zu empfinden. Katharine und ihre Mutter sahen in diesen Zufällen nichts anders als ganz besondere Zeichen der göttlichen Liebe und Gnade. Ihre bisherigen Beichtväter hatten ihr einen ernsten und rechtschaffenen Religionsunterricht gegeben und diese Hinneigung ihres Beichtkindes zu religiöser Schwärmerei keineswegs begünstigt. Den letzten dieser Beichtväter hatte aber Katharine besonders deshalb verlassen, weil er zu wenig Zeit auf ihre Beichte und specielle Seelsorge wenden wollte oder konnte. Auf Anrathen ihres Bruders war sie so die Beichttochter des Paters Girard geworden, der den Ruf eines unverdrossenen Beichtigers genoß und den ihr schon Frau Guyol, die vertraute Schülerin und Kupplerin des Paters, als einen angenehmen und eifrigen Seelsorger gepriesen hatte.

Katharinen gefiel die geistliche Sorgfalt und das artige und gefällige Wesen ihres neuen Beichtvaters sehr wohl. Auch Girard war mit der Erwerbung dieses ebenso frommen und schwärmerischen wie schönen Beichtkindes sehr wohl zufrieden und beschloß, dieselbe nicht allein zu einer seiner Heiligen, sondern auch zu seiner irdischen Geliebten, zum Opfer seiner gemeinen Leidenschaften auszubilden. Er mußte jedoch bald gewahr werden, daß sich diese reine und

unschuldige Taube zu seiner Buhlerin nur dann würde umschaffen lassen, wenn er sie ebenso behutsam als tief in die Irrgänge des religiösen Mysticismus würde eingeführt und ihren Geist gründlich verdorben haben. Die übrigen Weiber hatten ihm weniger Mühe gemacht und waren ihm schon auf halbem Wege entgegengekommen. Bei allen Künsten und Schmeicheleien, mit der er Katharinen persönlich zu gefallen suchte, war es daher seine fortgesetzte Sorge, in ihr die Keime einer gesunden Religion und einer ernsten Moral zu unterdrücken, indem er sie mit großer Consequenz in die Gemüthsverfassung des molinistischen Quietismus versetzte. Wenn sie ihm beichtete und aufrichtige Reue über ihre Schwachheiten bezeigte, so sagte er ihr, daß dies unnütze Bekümmernisse wären, denn Denen, die Gott liebte und die in dieser Liebe mit ihm in dem heiligen Herzen Jesu vereinigt wären, schade die Unvollkommenheit ihres irdischen Wandels gar nicht; vielmehr wäre es Gehorsam gegen Gott, neben der himmlischen Gerechtigkeit, gleich Christum, auch die Sünden und den Wandel der Welt auf sich zu nehmen. Daß solche Lehren aus dem Munde eines verehrten Priesters bei dem unschuldigen Mädchen Eindruck machten, läßt sich denken. Sie griff namentlich die Voraussetzung des Paters auf, daß sie schon bei dem lieben Gott in ganz besonderer Gunst stehe, und erzählte ihm mit großer Freude, daß sie mehre Male himmlische Gesichte und liebliche Entzückungen des Innern gehabt und darin die besondere Gnade und Liebe Gottes und des Heilandes empfunden habe. Der Pater stimmte ihr hierin ganz bei und ermahnte sie recht ernstlich, daß sie ihm stets ihre göttlichen Offenbarungen und Gesichte im Beichtstuhle entdecken sollte; unter der Hand aber lockte er ihr in die-

sen Gesprächen alle ihre Familienverhältnisse und Geheimnisse ab, die er für seine Plane wissen wollte.

In dieser vorbereitenden Weise war etwa ein Jahr verflossen, als Girard gegen das Frühjahr 1730 entschiednere Schritte bei Katharinen wagte. Er sah, daß er das vollkommene Vertrauen des Mädchens besaß, er mußte auch bemerken, daß sich in dieses Vertrauen sogar eine dunkle, bewußtlose Geschlechtsneigung von Seiten der reizbaren Jungfrau einmischte, und darum ließ er jetzt auch sein persönliches Interesse neben den religiösen Unterhaltungen mehr hervortreten. Nachdem er sie in der dämmernden Abendzeit oft und lange im Beichtstuhle zurückgehalten, offenbarte er ihr eines Nachmittags, daß der gütige Gott von ihr mehr als von Anderen verlange, daß sie überhaupt zur Ausführung von großen Dingen bestimmt sei, und daß sie sich zu diesem Zwecke ihm ganz überlassen müsse. Diese Offenbarungen, die das in geistlichen Dingen eitle Mädchen mit Entzücken hinnahm, wiederholte er oft. Mehrmals fragte er sie direct: „wollen Sie sich mir nicht einmal übergeben?" Aber diese Frage war zu früh gethan; der äußerliche Tugendschein des Paters ließ die reine und einfältige Katharine nicht errathen, was unter dieser Frage zu verstehen sei; sie bezog dies Alles auf die Theilnahme für ihren einzigen geistlichen Beruf. Als der Pater dies bald merkte, so wurde er ungeduldig und bestürmte das Herz der schönen Jungfrau, die nur für den Himmel schwärmen wollte, mit hitzigen und förmlichen Galanterien. So veranstaltete er am 30. April, am Namenstage Katharine's, ein ländliches Fest zu Ehren seines Beichtkindes, an dem die übrigen Auserwählten auch Theil nahmen, und die berüchtigte Guyol mußte die

Leitung dieser kleinen, geliebten Heerde übernehmen, während der Famulus des Paters den Koch vorstellte. Katharine hatte sich in dieser Gesellschaft, die ihr der Pater schon längst empfohlen, sehr wohl befunden; sie freute sich besonders über die Auszeichnung, die ihr vom Pater in der Feier ihres Namenstages vor allen Anderen widerfuhr. Die Frauen kehrten erst spät am Abend in sehr lustiger Stimmung zurück, begaben sich vor das Jesuitercollegium und ließen dem Pater durch den Famulus ihren Dank und gute Nacht sagen. Der Famulus kehrte alsbald mit verbindlichen Redensarten von dem Pater zurück und überreichte der Jungfer Katharine im Namen seines Herrn einen kostbaren Blumenstraus, die anderen Weiber aber erhielten kleinere und geringere. Diese und ähnliche Auszeichnungen und Gaukeleien machten allmälig auf das excentrische Mädchen einen solchen Eindruck, daß sie dem Pater und den übrigen Frauen allen Ernstes erklärte, Gott habe ihr, als sie den Pater das erste Mal zufällig aus der Carmeliterkirche habe herausgehen sehen, in einem innern Gesichte und durch das Wort „ecce homo" denselben als ihren einzigen und wahren Beichtvater und geistlichen Freund bezeichnet. So mischte sich in dem Gemüthe des unbefangenen Mädchens schon religiöse Schwärmerei und sinnliche Neigung zu dem verführerischen Pater, und es bedurfte nur einer Gelegenheit oder eines Zufalles, um diese Keime wollüstiger Schwärmerei aus dem Innern an den Tag zu fördern und zur Blüte zu bringen.

Die Gelegenheit für diesen Ausbruch von Katharina's sinnlicher Neigung zum Pater sollte auch nicht lange ausbleiben. Der Bruder Katharina's, der Dominikaner, hatte kurze Zeit darauf ein gegen die Jesuiten gerichtetes Buch

ausgeliehen; eine Nonne hatte dies einem Jesuiten verrathen und die Sache war schon vor das geistliche Gericht gekommen. Der Pater Girard aber wußte aus Gefälligkeit für Katharinen den Prozeß zu unterdrücken. Dies und weil das Mädchen einige Tage krank gelegen und ihren Beichtvater nicht hatte besuchen können, bewog sie eines Nachmittags den Pater im Seminar zu besuchen. Girard war über diese Erscheinung sehr erfreut. Er sagte dem Mädchen, daß er dem Bruder aus reiner Liebe zu ihr aus der Verlegenheit geholfen, gab ihr aber zugleich einen verbindlichen Verweis, daß sie ihren Freund und Beichtvater in der Krankheit nicht habe rufen lassen. Als sich Katharine, von solcher Liebe und Gnade dankbar gerührt, damit entschuldigte, daß sie es seiner vielen Geschäfte wegen nicht gewagt habe, konnte er sich nicht enthalten ihr zu sagen, daß sie noch sehr einfältig sei; denn solche Besuche pflegte er zur vollständigen Verführung seiner Beichttöchter zu benutzen. Hierauf befragte er sie mit zutraulicher Unverschämtheit um ihre Krankheit und Zufälle, und da ihm das Mädchen mit Vertraulichkeit und Redseligkeit entgegenkam, richtete er an sie sogar die Frage, ob sie auch diejenigen Zeichen ordentlich bekäme, an denen man erkenne, daß sie ein Frauenzimmer wäre. Als Katharine auf diese Frage verlegen schwieg, neigte er sich zu ihr, blies sie anhaltend an und drückte endlich einen Kuß auf den Mund des Mädchens mit der Frage: „wollen Sie sich mir nicht einmal übergeben?“ Die schöne aufgeregte geistliche Tochter sank darauf bewußtlos in die Arme ihres geistlichen Vaters. Als sie wieder zu sich gekommen, gestand sie ihm, daß ihr mit diesem Anblasen eine heilige und unauslöschliche Liebesglut zu ihm über=

kommen sei, und daß sie sich ihm mit Leib und Seele übergeben wolle. Allein das Raubthier, der Jesuit, hielt sein Opfer noch nicht für reif. Er bezeigte ihr seine Freude, sie in dieser Verfassung zu sehen, und verfügte sich mit ihr sogleich in das Dunkel des Beichtstuhls, um das Herz des aufgelösten Mädchens vollends zu bearbeiten und sie durch seine Liebkosungen aufzuregen. In der langen Unterredung im Beichtstuhle wußte er verliebte Redensarten auf die geschickteste Weise mit salbungsvoller geistlicher Zusprache und Gebeten zu verbinden. Er gebot ihr, daß sie von jetzt an täglich und, um das Aufsehen zu vermeiden, in verschiedenen Kirchen das Abendmahl nehmen sollte; er sagte ihr auch vorher, daß sie nun öfter Entzückungen und göttliche Gesichte in diesem ihren neuen Stande der göttlichen Gnade haben würde. Schließlich aber befahl er ihr streng, ihm ja täglich von ihren Zuständen und Gesichten, welcher Art sie auch sein möchten, Nachricht zu geben. Wol nie ist die Kirche und der Beichtstuhl abscheulicher entweiht, nie mit Menschen ein frecheres Spiel getrieben worden, als es dieser Jesuit zu treiben gewohnt war!

Katharine kam Allem nach, was ihr der geistliche Geliebte verordnet hatte, denn sie hatte über ihr eigentliches Verhältniß zum Pater und dessen Absichten keine Ahnung und glaubte, daß sie in ganz besondere Beziehung zu der göttlichen Gnade getreten sei. Sie communicirte täglich in einer anderen Kirche und gerieth bei ihrer Andacht nicht selten in den Zustand förmlicher Exstase, sodaß sie zu den Anwesenden geistliche Reden hielt, in ihrem Innern las und darauf gewöhnlich in Ohnmacht versank. Diese Erscheinungen bewirkten aber in den Kirchen einen außeror-

dentlichen Zudrang des Volkes, das diese neue Heilige gern sehen und hören wollte. Ein Theil der Bevölkerung von Toulon, der Bischof und die Familie Katharina's waren über diese Erscheinungen an der frommen Jungfrau ganz entzückt; sie priesen laut die hohen Gaben des Paters Girard, der diese und andere Frauen in einen solchen Zustand besonderer Heiligkeit zu versetzen vermocht hatte. Auch die eitle und schwärmerische Katharine freute sich über diese göttlichen Auszeichnungen und fühlte sich dem Pater für die Erweckung ihrer Gaben außerordentlich verpflichtet. Sie suchte ihn täglich einmal, ja mehre Male auf, theilte ihm alle Erscheinungen mit, die sie auch außer den öffentlichen Extasen hatte, und erzählte ihm unter Anderem, daß sie nun die ganze himmlische Herrlichkeit mit dem Chore der Heiligen nach den verschiedenen Stufen ihrer Würde gesehen habe. Ein anderes Mal eröffnete sie dem Pater, daß sie ein Gesicht gehabt, in dem ihr drei Himmel erschienen seien. In dem ersten Himmel habe der Evangelist Johannes gestanden; dieser habe ein großes, mit sieben Siegeln verschlossenes Buch geöffnet, in dem auf einer Seite mit großen Buchstaben die Namen „Johann Baptist und Maria Katharine" gestanden. Johannes habe ihr die Namen gezeigt, das Buch geschlossen und durch den zweiten Himmel in den dritten vor den Thron Jesu getragen, der sich darauf erhoben, die Hand über das Buch gehalten und gesagt habe: ich schwöre bei mir selbst, daß dasjenige, was da geschrieben steht, unveränderlich ist. Zugleich sei aber ein Kreuz erschienen, das Christus ergriffen und mit den Worten gegen sie geneigt habe: ich, die Liebe, will dich kreuzigen, ehe du zur Vollendung der Gerechten eingehst. Nach diesen und ähnli-

chen Unterhaltungen und Bekenntnissen füllten gewöhnlich zärtliche Redensarten, untermischt mit Gebeten und Stoßseufzern im Geiste molinistischer Religiosität, Küsse und andere verliebte Tändeleien die langen Stunden aus, welche der Pater Girard täglich im Beichtstuhle mit dem armen Mädchen zubrachte. Es läßt sich aus diesen und ähnlichen Gesichten Katharine's recht gut erkennen, wie das religiöse Moment ihrer Zustände und Schwärmereien, das doch anfangs der Ausgangspunkt gewesen, jetzt fast nur zur Hülle oder Folie einer Leidenschaft diente, in welche sie unbewußt durch den Pater gerathen war.

In dieser Verfassung war ungefähr ein Monat verflossen, als für Katharinen ein neuer Wendepunkt ihres Zustandes eintrat. Das Interesse für ihre öffentlichen Exstasen war verschwunden, andere Frauen und darunter auch Beichttöchter Girard's machten es ihr nach; auch fühlte sie sich sehr krank und mußte die Kirche meiden. Was aber noch mehr! in ruhigen Augenblicken sagte ihr das Gewissen schon, daß sie früher eine andere Religiosität gehabt, besonders aber fing sie an zu ahnen, daß ihr Liebesverhältniß zum Pater Girard wol kein so ganz göttliches sei; indessen maß sie sich selbst alle Schuld bei und war weit entfernt, ihren Beichtvater anzuklagen oder ihm etwas zur Last zu legen. Wäre sie nicht von blinden und bigotten Menschen umgeben gewesen, so würde sie leicht über ihre wahre Verfassung aufgeklärt worden und ihrem Verführer entgangen sein. Die Zweifel, die sie in diesen Momenten der Ruhe quälten, waren fürchterlich, und vielleicht wäre sie zur vollständigen Selbsterkenntniß und zu festen Entschlüssen gelangt, wäre ihr Zustand nicht schon in eine tiefere physische Zerrüttung übergangen, die sie

unfrei machte und jetzt den eigentlichen Sitz ihrer wollüstigen Schwärmerei bildete. Katharine unterließ nicht, dem Pater Girard im Beichtstuhle ihre Beängstigungen mitzutheilen. Sie klagte, daß sie das Vermögen verloren, zu beten, und laut zu beten, worüber auch andre Beichttöchter des Paters klagten; sie machte sich ferner vor ihm Vorwürfe, daß sie ihn so heftig liebte. Allein Girard wußte ihr für den Augenblick diese Scrupel sehr geschickt zu benehmen. Das Gebet, sagte er, ist nur das Mittel, zu Gott zu gelangen: ist man einmal zu ihm gelangt und mit ihm verbunden, so ist das Gebet nicht mehr nöthig. Die Liebe aber, die Sie zu mir tragen, fügte er hinzu, darf Ihnen nicht den geringsten Kummer machen, denn der liebe Gott will, daß wir beide vereinigt sein sollen; ich trage Sie in meinem Herzen und in meinem Schoose, Sie sind nur noch die Seele von mir, ja die Seele meiner Seele. Dann bedeckte er gewöhnlich seine unreinen Flammen mit einem Schwall religiösmystischer Redensarten und schloß jedes Mal mit der Wendung: „so wollen wir uns denn in dem geheiligten Herzen Jesu einander rechtschaffen lieben." Katharine befand sich auf diese sinnlosen, mystischen und ihrer sinnlichen Neigung schmeichelnden Redensarten immer getröstet. Der Pater aber benutzte diese gelassenen Zustände, um sie durch längst erprobte, an sich unschuldige Manipulationen aufs Neue aufzuregen und die sinnlichen Flammen und Verzückungen zu erwecken. Er ließ sie vor sich hinknien, legte seine Hände auf ihre Schultern, ihren Busen, blies sie wiederholt an und dergleichen. Oft konnte sie sich dann nicht halten und umarmte und küßte ihn heftig; manchmal versank sie aber auch in Ohnmacht oder Schlaf. Der Verräther durfte nur die Hand

ausstrecken, um die geknickte Lilie zu brechen, aber bei aller Begierde war er auch kalt genug zu sehen, daß er es noch nicht mit Sicherheit thun könne. Alles dies war nur Vorbereitung; das unglückliche Mädchen mußte noch mehr zerrüttet werden.

Die früheren Exstasen Katharine's ließen jetzt allmälig nach; an ihre Stelle traten somnambule Zustände, in denen sie sich ganz mit Pater Girard und ihrer Leidenschaft beschäftigte. An ihrer Phantasie zogen in diesen Zuständen Bilder von scheußlichen Gestalten und nackten Leibern vorüber, die sie quälten und die den Kampf ihres sittlichen Geistes sehr richtig abspiegelten. Sie unterließ nicht Alles ihrem Beichtvater in dem Beichtstuhle anzuvertrauen, der ihr darauf gewöhnlich mit zärtlichen Worten und Liebkosungen antwortete. „Ist's möglich, mein Vater, daß ich solche Liebe zu Ihnen tragen darf? bringt die Liebe Gottes solche Neigung hervor?“ fragte sie ihn oft, und der Pater versicherte ihr stets, daß es der liebe Gott nicht anders wolle, daß er von seinen Erwählten das Opfer der Liebe verlange. Wenn sie ihm dann einwendete, daß die Heiligen diesen Weg nicht gegangen wären, so gab er wol zu, daß dies ein ganz besonderer Weg sei, aber der Herr, meinte er, habe verschiedene Wege, und nach den Heiligen dürfe man sich deshalb nicht richten. — Dem Pater Girard war dieses erwachende Gewissen seiner Beichttochter aber, das ihm alle seine Plane zu vernichten drohte, sehr lästig; er arbeitete also dahin, das Seelenleben des Mädchens umsomehr zu stören und ihre ruhigen Zustände des Schlafwachens durch seine magnetischen Einwirkungen in krampfhafte Zufälle und außerordentliche Convulsionen zu verwandeln. Diese Behauptung ist grauen-

haft und stellt den Pater Girard als einen kalten und erbarmungslosen Bösewicht dar; aber sie ist wahr, und die Folge wird es weiter zeigen, daß er der grausamste aller Priester gewesen, die unter dem Deckmantel der Religion der Menschheit je Uebles zugefügt haben. — Indessen wurde Girard bei seinem Vorhaben von dem krankhaften Zustande, in dem sich Katharine befand, so unterstützt, daß bald religiöse Vorstellungen allein hinreichend waren, ihren Leib und ihren Geist in größere Zerrüttung zu stürzen. Sie sah in einem Gesichte auf dem schwarzen Meere ein Schiff in den Abgrund versinken und unter den Gestalten, die sich auf diesem Schiffe befanden, eine nackte, scheußlich gestaltete Seele, die sich in dem Zustande der Verdammniß und der Todsünde befand; zugleich vernahm sie eine Stimme, die ihr verkündigte, daß, wenn sie diese gequälte Seele erlösen wollte, sie ein Jahr lang den Zustand einer vom Teufel Besessenen annehmen müsse. Der Pater Girard, dem sie alsbald das Gesicht und die ihr darin gemachte Zumuthung entdeckte, rieth ihr mit Salbung und ohne zu zögern, daß sie aus Liebe zum Heilande den Zustand der Besessenheit annehmen solle: und als sie vor dem Vorschlage schauderte, wurde er zornig und zwang sie diesen vermeintlichen Contract mit dem Teufel zur Erlösung der armen Seele einzugehen. Unter Thränen und heftigen Erschütterungen willigte sie endlich ein. Der Pater ließ sie im Beichtstuhle darauf ein Formular beschwören, in dem sie sich dem Teufel auf ein Jahr in Besitz gab und das zum Schluß also lautete: „ich nehme an, ich unterwerfe mich, ich übergebe mich, ich will alles Das sagen, thun und leiden, was man von mir verlangen wird.“ Kaum hatte sie diese Worte aus-

gesprochen, so verfiel das arme Mädchen in Folge der Gaukelei in einen schrecklichen Zustand; ihre Sinne geriethen in Verwirrung, ihre Glieder waren gebunden, sie sank zu den Füßen des Paters und stieß, indem sie sich nun vom Teufel besessen wähnte, gräuliche Verwünschungen gegen die Mysterien der Religion und gegen die Heiligen aus. Eine solche Verfassung wünschte der Pater. Ob er dabei mehr die Bildung einer Heiligen oder die Befriedigung seiner unreinen Flammen im Auge hatte, ist nicht zu entscheiden; er war ein so praktischer Bösewicht, daß er gewiß Beides berechnete.

Die convulsiven Zustände Katharine's dauerten nun und wuchsen bis zum Herbste 1730; sie bieten äußerst merkwürdige Phänomene religiösen Aberglaubens und gestörten Seelenlebens dar; sie wurden auch die Schlinge, in welcher sich der Pater zuletzt vor den Augen der Welt selbst fing. Katharine fiel fast täglich in Krämpfe, Ohnmachten, in denen sie von scheußlichen Gestalten gequält zu werden vermeinte und in denen sie den Mund nie aufthat, ohne die grausamsten Lästerungen und Verwünschungen auszustoßen, denn sie glaubte sich vom Teufel besessen, der auf diese Weise aus ihr sprechen müsse. Wenn ihr in diesem traurigen Zustande ihre Brüder geistliche Zusprache gaben, so fluchte sie ihnen und beklagte sich daneben, daß sie ihre Martern dadurch nur ärger machten. Sie behauptete auch, daß sie die Macht besäße, das innerste Gewissen und die Gedanken der Menschen zu entdecken, daß sie selbst in die Ferne sehe, und in der That gab sie auch oft von diesem Hellsehen den Umstehenden Proben. Wenn die qualvollen Zustände vorüber waren, so verfiel sie gewöhnlich in einen ruhigen Somnambulis-

mus, in dem sie sprach und in dem an ihrem Innern heitere und tröstliche Bilder vorüberzogen. In diesem Schlafe erzählte sie auch unter Anderm, daß ihr der Teufel offenbart, der Pater Girard sei ein Zauberer, mit dem er ein Bündniß geschlossen; der Pater habe von ihm die Kraft eines gewaltigen Kanzelredners unter der Bedingung empfangen, daß er ihm so viele Seelen als möglich in die Hölle liefere. In solche Vorstellungen kleidete sich die Wahrheit und das Gewissen des kranken Mädchens ein. — Der Zustand der Jungfer Cadière war indessen immer noch ein Geheimniß, das nur wenigen Freunden und den Familiengliedern derselben bekannt sein durfte. Diese Bekannte waren die übrigen Beichttöchter des Paters Girard, die dabei erklärten, daß sie der liebe Gott eben solche Wege geführt habe und noch führe: der Pater hatte diesen Zeugen streng befohlen, die vermeintliche Besessenheit Katharine's bei den Leuten für eine gewöhnliche Krankheit auszugeben. Den Verwandten des Mädchens sagte aber der verschmitzte Priester, wenn sie von diesen Wundern, die Gott an dieser Heiligen geschehen lassen, sich zu reden unterstünden, so müßten sie binnen 24 Stunden sterben. Die frommen Leute wagten nicht, diesen Befehl zu übertreten. Katharinen machte er gleicherweise glauben, daß sie eigentlich eine Heilige, eine von Gott ganz besonders auserlesene Seele sei, die die Qualen des Teufels und der bösen Geister aus Liebe zu Gott und dem Heiland ausstehen müsse. Er selbst, fügte er hinzu, sei die Mittelsperson, das göttliche Werkzeug, vermittelst dessen sich der Herrgott mit ihr in Verbindung setze, und das heilige Herz Jesu sei das Glied, in dem sie Beide in heiliger unauflöslicher Liebe verbunden seien. So um

strickte der gottlose Priester das Opfer seiner Begierden immer fester.

Die Zufälle der vermeintlichen Besessenheit zerrütteten indessen die Gesundheit Katharine's so sehr, daß sie nicht mehr ausgehen konnte und in ihrem Zimmer im Bette liegen mußte. Dieser Umstand bewirkte, daß sie der Pater Girard nun täglich besuchen konnte. Um keinen seiner Ordensbrüder mitzunehmen und doch den Schein der Regel zu bewahren, wählte er den jungen Cadière zu seinem Begleiter, dem er auch oft, wenn er nicht gleich nach Tische erschien, in das Hauß seiner Schwester vorauseilte. Wenn er Katharinen nicht allein fand, so wies er die Anwesenden ohne Umstände aus dem Zimmer, und als sich der Dominikaner Cadière, der dem Jesuiten Girard nie recht scheint getraut zu haben, bei seiner Mutter darüber beklagte, so erwiderte die gläubige Frau, daß ihr der Pater gesagt, er dürfe die Mysterien eines heiligen Zustandes nicht preisgeben, und die Bekämpfung des Bösen, der die Heilige plage, könne nur in der Einsamkeit geschehen. Als sich der Bruder Katharine's damit nicht zufrieden geben wollte, wies ihn die fromme und dem Jesuiten ergebene Mutter sogar aus dem Hause. Hatte der Pater Girard die Anwesenden vertrieben, so verriegelte er gewöhnlich die Thür von Innen und blieb mehre Stunden, ja ganze halbe Tage mit dem unglücklichen Mädchen eingeschlossen.

Katharine befand sich jetzt fast täglich in convulsiven Zuständen und die Beschaffenheit ihres Leibes und Geistes wurde so jämmerlich, daß man den Pater Girard oft außer der Zeit rufen ließ, damit er den vermeintlichen Teufel durch seine Gegenwart zur Ruhe verweisen möchte. Wenn er erschien, so wurden gewöhnlich die Convulsionen

seiner Beichttochter für den Augenblick noch ärger und ihre Verwünschungen gegen den Pater und gegen die Religion wahrhaft schrecklich; dann legte er aber seine Hände auf ihren Busen, beugte sich über sie, blies sie an und die Convulsionen gingen bald in eine ruhige Erstarrung, bald in einen somnambulen Schlaf über, in welchem sie mit ihm von ihrer Liebe sprach und religiös-schwärmerische Betrachtungen hielt. Einst — als sie aus einem dieser starrkrampfähnlichen Zustände erwachte, fand sie sich in einer unzüchtigen Stellung und litt heftige Schmerzen. Der Pater kniete am Bett, hielt seine Mütze in den Händen und betete — er hatte sie zum ersten Male entehrt. Als Katharine über die heftigen Schmerzen klagte, erhob er sich, küßte sie und sagte lächelnd: „ich glaub' es wol, mein Engel, die Heiligen müssen viel leiden, ehe sie zur Gerechtigkeit eingehen, und mir ist es befohlen, nach dem Willen der unerforschlichen Liebe deine Leiden vorzubereiten." — Katharine, die sonst in ihrem Bekenntnisse äußerst offen ist und nichts verschweigt, wenn es für sie auch nachtheilig scheinen könnte, versichert, daß sie von der That, die mit ihr vorgenommen worden, nichts gewußt und errathen habe; es ist auch kein Grund vorhanden, dies zu bezweifeln. Indessen die unreinen Triebe waren damit geweckt und erzogen, denn Katharine erhob sich nach der That und bedeckte den Pater mit heißen Küssen, die er erwiderte; er that alles Mögliche, um die Sinnlichkeit des Mädchens zu reizen. Ehe er aber Katharinen verließ, spielte er wieder den religiösen Tröster, um das Herz und den Kopf des Mädchens so zu verwirren, daß sie zu keiner festen Erkenntniß ihres Verhältnisses mit ihm kommen konnte. Er küßte ihre Hände und rief aus: „Du,

meine Mutter, meine Schwester, meine Geliebte in Gott, harre aus, damit wir das große Werk der Erlösung vollbringen und in die Fußtapfen der ewigen Liebe treten." — Was nach dieser Zeit Alles in der Kammer Katharine's vorging und mit welchen Umständen der geistliche Vater seine geistliche Tochter misbrauchte, das sträubt sich meine Feder zu berichten. Das wahrhaft Grauenhafte dabei ist aber wol dies, daß Girard immer nur dann zur wirklichen That schritt, wenn das unglückliche Mädchen bewußtlos war, oder wenigstens in einer solchen Verfassung lag, daß sie ihm nicht widerstehen konnte. Erst später begriff Katharine, was der Pater eigentlich an ihr beging und in welchem Verhältnisse sie zu ihm stand. Die sinnliche Leidenschaft und die Neigung zum verbotenen Genusse war aber da schon bei ihr so ausgebildet, daß sie sich gern durch die salbungsvollen Worte des Verführers, sowie durch den Vorwand, daß dies Alles zur Ehre Gottes geschähe und ihr einst zum Verdienst würde angerechnet werden, beschwichtigen und trösten ließ. Als Katharine der berüchtigten Frau Guyol diese Ereignisse mittheilte, so lachte diese und meinte, sie sei ein sehr einfältiges und zaghaftes Wesen, daß sie glaube, dies sei etwas Böses; auch sie habe diese Schule mit Erfolg für ihr Seelenheil durchgemacht und es käme Alles darauf an, daß sie sich selbst und ihren geistlichen Wohlthäter durch Geschwätz vor den Leuten nicht blosstelle; solche ernste und heilige und doch zugleich so beseligende Dinge müßten das Geheimniß eines ergebenen Herzens bleiben. Die andern Beichttöchter Girard's, die Katharinen häufig besuchten und weniger Scrupel zu haben schienen, vertrauten ihr auch an, daß ihnen der Pater eben solche Wonnen verschafft habe.

In welcher jämmerlichen geistigen und physischen Zerrüttung sich Katharine durch die vermeintliche Besessenheit befand, und welche freche Gaukeleien Girard anwendete, um sie zur Fortsetzung seiner schändlichen Handlungen im Aberglauben und in geistiger wie leiblicher Zerrüttung zu erhalten, dazu dienen einige Beispiele als hinreichender Beweis. Wenn Katharine einen Paroxismus überstanden hatte, so kündigte ihr der Pater nicht selten Tag und Stunde an, in welcher sich ein neuer Anfall einstellen würde; und so geschah es auch. Die fromme Umgebung staunte über diese prophetischen Gaben und Niemand, selbst Katharine nicht, bemerkte, daß er das arme Kind wahrscheinlich in ihrem somnambulen Zustand erst darüber ausgefragt hatte. — In dieser Weise hatte er verkündigt, daß Katharine in der Fastenzeit von Convulsionen und überirdischen Erscheinungen ganz besonders werde heimgesucht werden; er befahl ihr auch, daß sie sich über diese Gesichte ein besonderes Journal anlegen und ihm mittheilen sollte. — Am ersten Fasttage hatte Katharine nun wirklich einen so heftigen Paroxismus zu überstehen, wie noch nie. Als sie zur Ruhe gekommen, hörte sie in der Entzückung eine Stimme, die zu ihr sprach: ich will dich diese Fasten mit mir in die Wüste führen, wo du nicht mehr mit menschlicher, sondern mit der Speise der Engel sollst gespeist werden. Von dieser Stunde an konnte sie keinen Bissen mehr zu sich nehmen. Als man den Pater Girard dieses Gesichtes halber zu Rathe zog, so sagte er, daß dies ein Wunderzeichen göttlicher Gnade sei und daß sich die Jungfer durchaus nicht unterstehen dürfe, irgend Speise zu sich zu nehmen. Katharine indessen glaubte, der liebe Gott wolle ihren geistlichen Hochmuth auf die

Probe stellen, und bemühte sich etwas zu genießen; allein sobald sie nur das Geringste zu sich genommen, mußte sie es mit Gewalt wieder von sich geben und sie blieb so 15 Tage, wie die Zeugen aussagen, ohne etwas Anderes als Wasser zu genießen.

In dieser Zeit hatte Katharine so heftige Wallungen und Strömungen des Bluts nach dem Kopfe und den übrigen Extremitäten, daß sie einem Blutsturze aus Mund und Nase unterlag; auch diese Erscheinung erklärte der Pater für ein Zeichen göttlichen Einflusses und suchte sie zu seinen Gaukeleien geschickt zu benutzen. Als nämlich des Tages nach der Blutung Katharine in Bewußtlosigkeit lag, ritzte er ihr bei verschlossener Kammer in die linke Seite, drei Finger unter dem Herzen, eine Wunde ins Fleisch, die alsbald stark blutete. Nachdem das Mädchen aus dem Starrkrampfe in das Schlafwachen übergegangen, so erklärte sie ihm, daß sie eben ein Gesicht gehabt, in welchem sie das Herz Jesu mit Wunden bedeckt gesehen, und diese Wunden seien diesem heiligen Herzen durch die Sünden der Menschheit beigebracht worden. Der unendlich schmerzliche Eindruck, den ihr dieser Anblick gemacht, habe sie selbst an der Seite des Herzens verwundet; und sie sehe, wie sich das Blut aus dieser ihrer Wunde ergieße. Der Pater weckte das Mädchen auf, holte die Verwandten und erklärte, daß dies eines der größten göttlichen Liebeszeichen sei, die Einem widerfahren könnten. Den Tag darauf mußte Katharine dem Pater die Wunde in der Seite zeigen; er befühlte dabei bei verschlossener Kammer ihren ganzen Körper und kündigte ihr an, daß sie auch bald an Händen und Füßen diese Wundenzeichen göttlicher Gnade bekommen würde. So sehr Katharine

eine vollkommene Heilige zu sein wünschte, so konnte sie doch nicht den Wunsch unterdrücken, daß ihre schönen Händchen von diesen göttlichen Wundenmalen verschont bleiben möchten, und der Pater machte sich auch gleich anheischig, den lieben Gott zu bitten, daß er seine Gnadenmale nicht auf des Mädchens Hände setzen sollte. Doch fügte er hinzu, einen kleinen Eindruck auf die linke Hand werden Sie schon erhalten. Dann legte er sie in den Schlaf und schnitt ihr um den Kopf herum die Haare ab, steckte diese ein und entfernte sich.

Den Tag darauf, am grünen Donnerstage, fiel Katharine in den Zustand des Schlafwachens, der mit kurzen Unterbrechungen von Krämpfen bis zum ersten Osterfeiertage anhielt. Am Abende des Ostertages, nachdem der Pater lange mit ihr verschlossen gewesen, lag sie ohne alle Bewegung und Sprache da, ganz der Sinne beraubt, mit offenen und blutigen Wundenzeichen an den Füßen und einem geringeren an der einen Hand. Auf ihrem Gesichte standen Blutstropfen, die aus einem zwei Finger breiten Kranze von Wunden liefen, welche sich um das Haupt herumzogen, wo ihr der Pater das Haar abgeschnitten hatte. Der Pater wurde zurückgerufen, Freunde, Verwandte und Bekannte kamen und füllten das Zimmer, man staunte und weinte über den Leidensanblick dieser Heiligen, und Girard vollendete die Rührung durch salbungsvolle Reden. Die Mutter trocknete endlich das blutige Gesicht ihres unglücklichen Kindes mit einem Tuche, und der Pater steckte dieses Tuch und die blutige Haube Katharine's zu sich, um diese Gegenstände als die Reliquien einer Heiligen zu bewahren. Man begreift in der That nicht, wie Jemand ein solcher Schauspieler und ein

so grausamer Schauspieler sein kann, ebenso wenig aber, wie man 1730 diese Gaukeleien für göttliche Wunder zu halten vermochte.

Der Schmerz, welchen diese Wundenmale Katharinen verursachten, bewog sie bald zu irdischen Mitteln zu greifen; sie legte zur Linderung und Heilung Pflaster auf. Der Pater Girard aber gab ihr darüber einen heftigen Verweis, indem er meinte, daß dies göttliche Stigmata wären, die kein menschliches Mittel heilen könne und dürfe. Sie mußte die Pflaster wieder abnehmen und er küßte die Stigmata mit besonderer Ehrerbietung und das auf der Hüfte mit besonderer Inbrunst. Dies wiederholte er, so oft er nur kam; ja, die Visitation des Leibes der Heiligen machte er sogar zu einem besondern Cultus; er kniete vor die halbentkleidete Jungfrau nieder, küßte wiederholt das Malzeichen, zog sein Käppchen ab und betete die Wunde an. Endlich eröffnete er ihr, daß er an seinem Leibe ein gleiches göttliches Wundenzeichen habe, und daß er das ihre mit dem seinen durch Berührung segnen und heiligen müsse. Es ist nicht gut möglich, alle die verruchten Streiche und unzüchtigen Situationen zu schildern, in welche er täglich das arme Mädchen riß, nur legte er dabei Alles so an, daß ihm, sollten dem Mädchen oder den Verwandten doch die Augen geöffnet werden, immer wahrscheinliche Entschuldigungsgründe zur Seite ständen. Im schlimmsten Falle mußte man ihn selbst für einen dummen und bigotten Menschen halten. Welchen schändlichen Act der Priester an ihrem Leibe beging, wenn sie in Bewußtlosigkeit, im Unvermögen, sich zu widersetzen, oder im getrübten Bewußtsein sich befand, wußte Katharine gewiß längst und es ist wol anzunehmen, daß sie sich ihrem Verführer

würde widersetzt haben, hätte er seine Angriffe auf ihre Tugend gemacht, wenn sie bei voller Besinnung war, denn sie bat ihn oft, er möge doch ja diese Prüfungen bald enden lassen: auch hütete sich der Pater bis jetzt seine Lüste in dem gewöhnlichen Zustande des unglücklichen Mädchens befriedigen zu wollen — der Trost, den er ihr gab, wenn sie auf diesen Punkt zu sprechen kam, war der, daß andre Heilige zur Ehre ihres Standes noch viel tiefere Erniedrigungen und größere Opfer hätten dulden müssen.

Als Katharine eines Tages aus dem Schlafe erwachte, in den sie nach heftigen Krämpfen gefallen war, fand sie ein Kreuz in ihrem Bette, von dem der anwesende Pater behauptete, daß es ihr von Gott auf wunderbare Weise müsse zugesandt worden sein; er küßte das Kreuz andächtig und reichte es dann dem Mädchen hin, die es inbrünstig an sich drückte. Er bemerkte dabei, daß das Kreuz Stacheln habe und daß sie Gott um ein anderes, für ihre Zustände weniger gefährliches bitten möge: er wolle dies dem Herrn Bischof geben, der ihn inständigst um eine Reliquie von ihr gebeten habe. Katharine gab das geliebte Kreuz nur mit Widerstreben hin, sie weinte, daß ihr der Beweis göttlicher Gnade sollte entrissen werden. Nach einigen Tagen fand indessen beim Erwachen die glückliche Heilige ein zweites, schöneres Kreuz, und auch von diesem sagte der Pater, nur ein Engel könne ihr dasselbe zugetragen haben; sie möchte ihn dafür ja recht lieben, denn er sei der Vermittler zwischen Gott und ihr und wirke ihr solche Gnaden aus. Bald mußte sie aber dem Pater Girard auch dieses Kreuz zurückgeben und sie ließ, um sich über dessen Verlust zu trösten, drei kleine

Kreuze anfertigen, die der Pater weihte und von denen sie zwei an ihre Freundinnen verschenkte.

Bei der Anwendung seiner magnetischen Kräfte auf das unglückliche Mädchen mußte jedoch der Pater Girard vergessen, oder wol nicht recht wissen, daß sie in den Momenten des Hellsehens, die sich nicht selten einstellten und in denen sie in dem Innern Anderer zu lesen schien, auch Blicke in das Innere Girard's und in ihr Verhältniß zu ihm werfen mußte. Als er daher später durch die Reden der somnambulen Katharine darauf aufmerksam wurde, so fürchtete er, daß ihm dergleichen, von den Umstehenden sehr ernst genommene Offenbarungen schädlich werden könnten, und er drang darum ganz besonders in Katharinen, sowie in ihre Umgebung, die sich jetzt zu erweitern anfing, ihm ja alle ihre Gesichte, Erscheinungen und Gedanken mitzutheilen. Er machte sie und die Andern darauf aufmerksam, daß ihn der Teufel nothwendig als einen Priester Gottes verleumden müsse; man solle ihm ja nicht verschweigen, in welcher Art er dies thue, möge es für ihn auch noch so kränkend und beleidigend sein. „Ich werde," fügte er hinzu, „diesem Unwesen mit Gottes Hülfe steuern." Wie viel auch Girard grade von dieser Seite zu fürchten hatte, zeigt ein Vorfall auf, der sich in dieser Zeit bei Katharinen ereignete. Der Pater Girard war von Toulon abwesend und die Mutter des Mädchens ließ während der heftigsten Paroxismen, die die unglückliche Tochter zu bestehen hatte, einen Wundarzt und zwei ihr befreundete Pfarrer rufen. Nachdem die heftigsten Anfälle vorüber und das Opfer erschöpft da lag, näherte sich einer der Pfarrer und fragte Katharinen, auf welche Weise sie diese Zufälle bekommen. Sie antwortete, daß

sie Alles sagen würde, aber öffentlich könne sie nicht beichten; übrigens sei sie durch ein gewisses Anblasen dazu gekommen. Nachdem sie darauf von erneuerten Convulsionen zu sich gekommen, gingen beide Pfarrer zu ihr und der eine suchte ihr einige erbauliche Worte zuzuschreien. Die Kranke erwiderte, daß sie sich entfernen möchten, denn sie erschwerten ihre Zustände, und damit fiel sie in einen neuen Paroxismus, in dem sie tobte, bald Gott lästerte, bald den Pater Girard verfluchte. Der Dominikaner Cadière forderte die geistlichen Herren auf, mit seiner Schwester den Exorcismus vorzunehmen, aber sie weigerten sich aus dem Grunde, weil sie nicht dazu vorbereitet wären und ihnen auch der nöthige Apparat fehlte. Wie indessen der eine, Herr Giraud, die schrecklichen Zuckungen und Krämpfe des Mädchens betrachtete, bekleidete er sich mit einem Meßgewande, und nachdem die ganze Versammlung niedergekniet, fing er an einige Gebete und die Litanei der Heiligen zu sprechen. Die Kranke lag unbeweglich und ohne ein Zeichen des Bewußtseins. Als der Pfarrer die Worte der Litanei „sancta trinitas, unus deus" aussprach, gerieth Katharine in so heftige Convulsionen, daß sie von zwei Menschen gehalten werden mußte. Der Pfarrer wiederholte die Worte dreimal und Katharine warf sich jedesmal mit Ungestüm im Bette herum. Wenn er die Worte „sancta Catharina et sancte Johannes Baptista" sprach, so schrie sie auf und stieß schreckliche Verwünschungen aus: ingleichen bei den Worten über die Geheimnisse von Christus.. Alle Anwesenden erstaunten und entsetzten sich über diese Erscheinungen. Nach geendigten Gebeten fragte der Pfarrer Katharinen, ob sie das Geheimniß der Dreieinigkeit nicht glaube, da antwortete sie ganz leise in ihrer

Muttersprache, ich glaube es nicht, es gibt keine, und als sie der andere Pfarrer lateinisch befragte, schrie sie non credo, nego. Diese Sache schien den beiden Pfarrern sehr bedenklich und nur weil die Kranke, als sie zu völligem Bewußtsein gelangt, von ihren ketzerischen Reden nichts wußte, beruhigten sie sich. Die Pfarrer verfügten sich darauf in ein anderes Zimmer, um die Nacht dort abzuwarten; nach kurzer Zeit wurden sie wieder zu Katharinen gerufen, die ärger als zuvor litt und den Pater Girard teuflischer Werke und des Unglaubens anklagte. Der jüngste Cadière bat jetzt wieder, man möge den Exorcismus vornehmen, und als man sich ebenfalls weigerte, so ergriff er Meßbuch und Meßgewand und fing an die Gebete des Exorcismus zu lesen. Wenn er die Worte aussprach: praecipio tibi, ut dicas mihi nomen tuum, so schrie die Kranke mit großer Kraft: Girard, Jean Baptist; sie wiederholte diese Antwort auf die wiederholte Anrede. Als ihr Bruder sprach: cede, so rief sie, ich will nicht weichen, und als er fortfuhr: non mihi sed Ministerio Christi; so sagte sie leise: nur gezwungen (contraint). Diese Hinweisung Katharine's auf den Pater Girard, auf dessen Anblasen, das Bekenntniß Molinistischer Ketzereien — Alles trug bei, um bei den Pfarrern und den Brüdern des Mädchens einen für Girard ungünstigen Eindruck zu hinterlassen; man fing an ihn für einen Zauberer zu halten, doch verfolgten die Priester die Sache nicht weiter, weil sie sich vor dem Priester und seinem Orden fürchteten. Katharine aber befand sich in einem Zustande des Leidens, daß sie nicht mehr der Gegenstand der Verehrung, sondern des Mitleidens war.

Der Pater Girard fühlte indessen mit dem erbärmli-

chen Zustande, in welchen er das Mädchen versetzt, kein Mitleid, sondern er zerstörte mit kalter Besonnenheit den Geist und den Leib des unglücklichen Kindes nur noch mehr und opferte sie gänzlich seinen verderbten Lüsten und seinen gauklerischen Zwecken. Er spiegelte dabei den Charakter seines Ordens ganz und gar ab; nur das Glied und der Schüler einer Gesellschaft, die von Allem abstrahirte, was recht, göttlich oder menschlich war, um zu Macht, Herrschaft und Ansehen zu gelangen, die selbst dafür ungescheut Religion und Kirche zertrat — nur dieser Jesuitenzögling konnte bei dem Verderben dieses unglücklichen Mädchens kalt und ruhig bleiben und seine raffinirte Wollust fortwährend weiden *). Ein Gauner, ein Räuber,

*) Diese Anklage des ganzen Ordens klingt hart, aber dennoch ist sie wahr und durch seine Geschichte begründet. Die Politik der Gesellschaft Jesu abstrahirte durchweg von Kirche, Staat, von der Existenz und dem Wohle der Einzelnen und der Massen, wenn es ihr Ansehen, ihre Macht, oder die Realisirung ihrer Plane galt: immer waren sie sich Selbstzweck. Was die Kirche betrifft, so erinnern wir nur an die Molinistischen Lehren, mit denen sie, um ihr Ansehen zu wahren, die Kirche verpesteten, ferner an die jansenistischen Streitigkeiten, mit denen sie muthwillig Frankreich und die Kirche erschütterten. Daß ihnen die Ruhe der Staaten und der Gesellschaft nicht heilig war, wenn es galt ihre Sonderinteressen zu verfolgen, davon zeugt am schlagendsten die Geschichte der Jesuiten in Portugal, in Frankreich, davon zeugen die unzähligen Verschwörungen und Intriguen gegen die gekrönten Häupter und die Regierungen. Es würde auch nicht viel Mühe machen, durch eine Reihe von Citaten aus ihren approbirten Lehrbüchern der Moral nachzuweisen, daß sie Verbrechen und Laster gut hießen, um gewisse Zwecke und Vortheile zu erreichen. Nur ein Beispiel; Wolf in seiner „Allgemeinen Geschichte der Jesuiten", dem man die Bekanntschaft mit seinem Gegenstande, vor-

kurz jeder Bösewicht ist gegen Girard und seine fromme Genossenschaft nur ein Lamm, denn wenigstens verleugnet kein ordinairer Bösewicht, zumal einem unschuldigen Weibe gegenüber, die ihn liebt, sein natürliches Gefühl. — Girard kam und verkündigte Katharinen, daß sie am andern Tage würde in die Luft erhoben werden: und das in ih-

---

nehmlich mit den Schriften der Jesuiten, gewiß nicht absprechen kann, theilt Folgendes mit: „Lors de la suppression des Jesuites dans les Pays-Bas, on a trouvé dans leur Collège à Ruremonde plusieurs lettres du P. Général Ricci, très-interessantes, et que le Gouvernement de Bruxelles a fait deposer dans ses archives. Je sais qu'on y a trouvé la lettre du dit Général, écrite peu après son election au Généralat, par laquelle il commence à leur enseigner l'hypocrisie, voulant que quoiqu'ils ne soient pas saints, ils tachent au moins de paraître tels devant le public. Une autre lettre du même Général les instruit de la manière dont ils doivent se comporter vis à vis des veuves jeunes et riches. Il veut qu'ils se donnent tous les mouvements possibles pour les détourner du second mariage en leur représentant les difficultés, les dangers, et les inconveniens du second mariage, le peril de leur ame etc. Mais si contre toutes ces représentations ces veuves ont un gout decidé pour le second mariage, si elles se trouvent dans le cas: melius est nubere quam uri, alors un père prudent et discret doit leur offrir ses services pour les convoitises de la chair, vû qu'au moyen de ces services on ne se trouvera pas dans le cas de l'uri, et qu'on évitera le mariage en satisfaisant par un autre moyen au besoin naturel.“ Man sieht hieraus, wie Girard seinem jesuitischen Principe nach gewöhnt sein mußte, ohne Rücksicht auf sein Opfer, selbst seine Privatleidenschaften zu verfolgen, und daß es keine Ungerechtigkeit sein dürfte, den abstrahirenden und kalten Frevler aus dem Geiste seines Ordens zu erklären.

rem Zimmer und als Zeichen der göttlichen Gnade. Als er sich in der bezeichneten Stunde eingefunden, so riegelte er wie gewöhnlich die Kammer zu und setzte sich zu der Kranken aufs Bett; sie fing an einzuschlafen und nachdem sie wieder erwacht, stand sie im Bette auf, mußte sich aber sogleich an die Lehne eines Stuhles halten, weil ihr die Sinne vergingen. Der Pater fuhr sie darüber an und meinte, sie hätte jetzt das göttliche Wunder vereitelt, sie sei die ungehorsamste und undankbarste Tochter und er werde seine Hand ganz von ihr abziehen. Die arme Heilige fiel ins Bett zurück und sagte schluchzend, sie könne und dürfe nicht in die Luft erhoben werden, weil dies ein hochmüthiger Gedanke sei, der nicht von Gott, sondern vom Satan herrühre. Mit scheinbarem Zorn und Unwillen verließ sie der Pater Girard. Welche Kälte, ja welche Kraft mußte dazu gehören, so zu spielen und doch nicht aus der Rolle zu fallen! — Als Katharine allein war, empfand sie über den Vorfall namenlose Angst und klagte sich des Ungehorsams gegen Gott und ihren Beichtvater laut an. Alsbald erschien aber auch die Kupplerin des Paters, Frau Guyol, und gab ihr sehr nachdrückliche Verweise, daß sie dem Willen des Paters nicht gefolgt und das göttliche Wunder des Schwebens durch ihr Festhalten des Stuhles verhindert habe.

Nach einigen Tagen befand sich Katharine in einer so günstigen Verfassung, daß sie aufstehen konnte, und sie ging, wohin? — zu dem Pater Girard in die Beichte. Der Pater unterließ nicht ihr zu sagen, daß sie eine erschreckliche Sünde begangen habe, und daß er des andern Morgens zu ihr in die Kammer kommen würde, um ihr eine dem Verbrechen gemäße Pönitenz aufzulegen. Er

stellte sich des andern Morgens auch zur bestimmten Zeit ein, verschloß die Thür und ließ Katharinen niederknien; darauf zog er eine Peitsche unter seiner Kutte hervor. Die Peitsche über ihr Haupt schwingend, sagte er: „Du hast ärger gefrevelt als jener Verbrecher, den du zu Aix auf dem Schaffot gesehen: du hast deinen Gott verleugnet und seine Gnade muthwillig von dir gewiesen. Die Gerechtigkeit Gottes verlangt von dir, daß du dich nackt und bloß ausziehest, weil du dich geweigert mit seinen heiligen Gaben bekleidet zu werden. Zwar hättest du verdient, daß die ganze Erde Zeuge deiner Schande sei, indessen ist Gott auch gnädig und er will, daß nur ich und diese Mauer, die nicht reden kann, Zeugniß davon ablegen. Vorher aber schwöre mir einen Eid der Treue, daß du das Geheimniß unverbrüchlich bewahren willst; denn wenn du davon sprichst, mein Kind, so bringst du mich ins Verderben." — Katharine wußte eigentlich nicht, was er mit ihr vornehmen wollte, und versprach verschwiegen zu sein, unter Thränen. Er befahl ihr alsdann aufs Bett zu steigen, legte Kissen unter ihre Ellbogen, gab ihr einige Streiche, und nachdem er den Ort geküßt, den er gepeitscht, befahl er ihr wieder aufzustehen. Sie mußte nochmals vor ihm niederknien und er sagte ihr, daß Gott mit dieser Strafe noch nicht zufrieden sei, sie müsse sich noch mehr demüthigen; sie müsse sich entkleiden und bloß und nackend vor ihm einherwandeln. Katharine bat, nur mit dieser Strafe möge sie der liebe Gott verschonen, aber der Pater war unerbittlich, und als er an ihren Kleidern riß, schrie sie auf und sank ohnmächtig an die Erde. Als sie wieder zu sich gekommen, kniete der Pater neben ihr und ermahnte sie, dem Willen des Höchsten nachzukom-

men, denn er könne sie nicht davon befreien. Gegen Mittag verließ der Pater seine Bußfertige und die Mutter bedankte sich bei ihm, daß er so viel Zeit und Liebe auf das Seelenheil ihrer Tochter wendete. — Was geschehen, wußte sie nicht.

Die vielen Besuche, die der Pater Girard seiner Beichttochter seit Monaten abstattete, blieben nicht ohne Folgen; denn er fand bald an ihr die Zeichen, daß sie Mutter werden sollte. Sie selbst freilich erkannte ihren Zustand nicht. Bei dieser Entdeckung wurde ihm nicht wohl zu Muthe, und er ergriff Maßregeln dagegen, die ganz im Einklange mit seiner sonstigen Handlungsweise standen. Er entdeckte dem Mädchen, daß ihre großen körperlichen Leiden von einem erhitzten Geblüte herrühren müßten, und daß er sie davon unter dem Siegel der Verschwiegenheit heilen und das Geblüt abkühlen wollte. Katharine gab es zu, denn sie lag hart darnieder und litt an fortwährenden Krämpfen und Convulsionen. Darauf besuchte sie der Pater acht Tage hindurch regelmäßig am frühen Morgen, stieg in die Küche des Cadière'schen Hauses hinab, füllte dort eine Schale mit Wasser, das er mit einem röthlichen Pulver mischte und der Kranken zu trinken gab. Die Mutter und auch die Magd staunten über die zärtliche Sorgfalt des Paters, der seiner armen Beichttochter sogar Wasser holte. Die Folgen dieses Trankes stellten sich bei Katharinen in einem außerordentlichen Blutverluste, der mehre Tage dauerte, ein. Der Pater untersuchte täglich dieses Blut und entdeckte darin auch die thatsächlichen Wirkungen des Trankes. Als Katharine die Magd hereinrief, damit sie das Geblüt entfernen möchte, fuhr sie der Pater an und rief erzürnt aus: welche Unvorsichtigkeit!

Katharine begriff nicht, worauf dieser Zorn Bezug hatte*). Sie war nach dieser Blutkühlung des Paters so schwach, daß sie gar nicht mehr das Bett verlassen konnte, und Madame Cadière wollte einen Arzt zu Rathe ziehen, denn diese Zustände der Tochter ließen für deren Leben befürchten. Der Pater suchte dies mit aller Gewalt zu verhindern; er war auch wirklich so glücklich, jeden Arzt fern zu halten, indem er meinte, dies wären göttliche Plagen, die des Menschen Kunst weder heilen könnte noch dürfte; auch würde dadurch das Geheimniß von der Heiligkeit sowie von der angeblichen Besessenheit Katharine's entweiht und dann könne er für den Ausgang der Sache nicht stehen.

Indessen konnte der schlaue Jesuit doch nicht verhindern, daß die Verfassung seiner Heiligen allenthalben ruchbar wurde, sodaß er eine besondere Inspection derselben von Seiten des Bischofs, der sich sehr zu interessiren schien, befürchten mußte. Katharine lag jetzt oft Tage lang in einem todesähnlichen Schlafe, und wenn sie ja sprach oder hantirte, so war es im Zustande des Somnambulismus. Es kamen immer mehr Bekannte und Freunde der Familie in ihre Kammer, um ihr die Lösung

---

*) Cette grande perte de sang lui dura plusieurs jours, et lui fit faire une petite masse de chair ou de sang caillé; et un de ces jours qu'elle avait fait un plein pot de sang, le P. Girard fut pendant deux fois examiner près la fenêtre avec des yeux curieux ce qu'il y avait dedans; et lorsque la Cadière dit à la servante de le jetter par la fenêtre, et qu'elle le portait, il s'emporta contre sa pénitente de ce qu'elle confiait un pareil secret à sa servante, et lui dit: quelle imprudence! — (Mémoire instructif).

von Fragen vorzulegen, sie errieth die Gedanken und Vorsätze der Personen, die an ihr Bett traten, besonders aber zog ein Fall, der sich bald schnell hintereinander wiederholte, die Schaulustigen herbei. Katharine erhob sich nämlich zu der Zeit, als Girard in der Kirche die Messe las, von ihrem Lager, nahm ein Kreuz in die Hand und ein Buch und begleitete damit alle die kirchlichen Handlungen, die der Pater vornahm; sie sprach auf diese Weise lateinische Gebete, die sie nie konnte gelernt haben, sie hielt auch zugleich mit dem Pater die Communion. Der Pater behauptete dies vor dem Altare zu wissen. Das Ueberirdische dieses Gottesdienstes einer Somnambulen, die verklärten Züge ihres Gesichts, die tiefe Andacht, mit welcher sie betete, machten auf die Anwesenden einen großen Eindruck, sodaß sie laut weinten und ausriefen, „das ist eine Heilige!" Der Pater sah diese allgemeinen Huldigungen darum nicht gern, weil Katharine damit eine gewisse Unabhängigkeit erlangte, die seinen fortgesetzten Einfluß und die Bewahrung ihres Verhältnisses mit ihm bedrohen konnte. Oft mußte sie darum auf seinen Befehl der harrenden Menge heraussagen lassen: man möge sich entfernen, denn es werde sich gegenwärtig nichts Außerordentliches mehr zutragen. Aus allen Maßnahmen, Rathschlägen und Vorkehrungen, die der Pater jetzt ausführte, tritt aber nur allzudeutlich die Unruhe und die Befürchtung hervor, Katharine könnte ihn leicht im somnambulen Zustande auf eine Weise verrathen, die eine vollkommene Enthüllung seiner grauenhaften Aufführung zur Folge haben dürfte. Schon hatte sie ihm mehre Mal mit vollem Bewußtsein Vorwürfe über seine vorgebliche Liebe gemacht und war nur durch die Kunst seiner Beredtsamkeit,

die das Verbrechen so geschickt mit religiöser Weihe zu überschütten vermochte, zur Ruhe gebracht worden; ja, als jüngst der jüngere Cadière einen nochmaligen Privatversuch zur Austreibung des Teufels gemacht hatte, gab Katharine auf die Frage, warum der Teufel nicht ausfahren wollte, zur Antwort: „aus Liebe zur Unkeuschheit.“

Der Pater Girard beschloß darum endlich seine Heilige von sich zu thun, indem er sie in ein Kloster steckte; er konnte sie so beim Publicum vergessen werden lassen, oder den Stand ihrer Heiligkeit zu seiner Ehre um so unverdächtiger ausbeuten, sowie es die Umstände nun forderten. Deshalb beredete er Katharinen, daß es für ihre heilige Bestimmung am angemessensten sei, wenn sie ins Kloster gehe. Der Teufel habe dort keine solche Gewalt über ihren Körper, die Wunden göttlicher Gnade und Fülle müßten sich aber erhöhen am heiligen Orte. Ohne den Verwandten des Mädchens eine Mittheilung zu machen, weil er deren Widerstand besorgte, schrieb er an die Aebtissin des Klosters St.-Clara zu Ollioules bei Toulon einen sehr verbindlichen Brief, in welcher er die berühmte Heiligkeit seiner Beichttochter anpries und ihre Aufnahme im Kloster verlangte. Die Aebtissin, die den Ruf der Heiligen schon kannte, wollte sie mit Freuden aufnehmen, nur war sie um die Zustimmung der Verwandten besorgt, aber Girard, der die Abreise Katharine's aus Toulon durchaus für nöthig hielt, führte sie trotz des Sträubens der Verwandten fort; dies war im Juni 1730.

Mit dieser Veränderung veränderte sich auch das ganze Verhältniß Katharine's zum Pater. Inmitten der frommen Schwestern, unter den regelmäßigen Andachtsübungen und der Neuheit der Umgebungen ging in dem Gemüthe

des Mädchens zunächst eine ernste religiöse Stimmung auf, welche die Gaukeleien des Paters und dessen fortwährende Anregung sinnlicher Leidenschaft völlig verwischt hatten. Diese ruhige Stimmung aber rief in ihr bald Betrachtungen und Prüfungen hervor, die vor der Hand das Resultat hatten, daß sie ihr Liebesverhältniß zum Pater von dem geistlichen Verhältniß völlig trennte. Sie sah, daß sie die Geliebte des Paters abgegeben, ihr allerdings nicht vollkommen erwachtes Gewissen sagte ihr, daß dies nicht recht gewesen. Der Pater merkte diese baldige Umwandelung und fürchtete die Erkenntniß Katharine's, und diese Besorgniß, sowie die geschärften Begierden seiner Sinnlichkeit brachten ihn bald dahin, Katharinen aufzusuchen und den geistigen und leiblichen Verderber von Neuem zu spielen. Nur ein gefürchteter und ausgelernter Jesuit konnte auf einem so ungeeigneten Boden, wo ihn die scharfen Augen so vieler Frauen umwachten, die Intrigue wiederum anknüpfen. Der Pater Girard bat sich bei der Aebtissin zuvörderst die Erlaubniß aus, an Katharinen schreiben zu dürfen, ohne daß diese die Briefe aufzeigte, und in gleicher Weise sollte es mit des Mädchens Briefen hergehen. „Diese Briefe," schrieb er der Aebtissin, „werden sowohl auf der einen als anderen Seite von nichts handeln, als von der Beschaffenheit ihrer Seele und ihres innerlichen Zustandes." Um sich aber als ein recht eifriger und bekümmerter Seelsorger zu zeigen und seine Beichttochter ganz dem Geistlichen zugewandt darzustellen, trug er zugleich darauf an, daß man ihr täglich zu communiciren erlauben möchte. Alles wurde gewährt, denn man hielt Katharinen im Kloster für eine Heilige und den Pater für ihren Heiligmacher.

Nach vierzehn Tagen der Trennung war der Pater Girard das erste Mal zu Ollioules, seine Geliebte und Andächtige zu besuchen; es missfiel ihm indessen gar sehr, daß er wie jeder Andere zur Mittheilung am Sprachgitter verurtheilt ward, und er beschloß auf der Stelle des freien Zutritts halber der Beichtvater des Mädchens zu bleiben. Um so mehr wurde er dazu bewogen, als er die veränderte Verfassung Katharine's deutlich bemerkt hatte und befürchten mußte, in seinen Greueln von einem strengen Beichtvater entdeckt zu werden. Er hatte zwar seiner Heiligen ein eigenes Beichtformular mitgegeben, er hatte ihr ferner eingeschärft, daß sie in ihren Antworten gegen den Provinzial und den Beichtvater des Klosters ja behutsam und verschwiegen sein möchte, weil sie beide sonst Gefahr liefen, verkannt zu werden, ja er hatte sogar den Provinzial durch einen befreundeten Jesuiten bearbeiten lassen, daß dieser es mit dem Examen der Heiligen nicht eben genau nehmen sollte; aber Zufall und Neugierde oder Gewissensbisse der Heiligen konnten doch eine andere Wendung der Dinge herbeiführen. Die geistlichen Herren waren einander so gefällig, daß der Pater Girard vom Provinzial sogleich die Erlaubniß erhielt, bei der heiligen Katharine den Beichtiger ferner vorzustellen und sie in Krankheiten im Kloster frei zu besuchen; er war über diese Erlaubniß so erfreut, daß er der Aebtissin darüber einen sehr galanten Brief schrieb, ein merkwürdiges Gemisch von Complimenten und Schmeicheleien, auf geistliche Dinge angewandt. Am Schlusse aber versicherte er, daß diese zum Seelenheile der Tochter erlangte Freiheit keine andere als gute Folgen für die Disciplin des Klosters haben würde.

Katharine hatte sich bisher geistlich und körperlich er-

holt; ihre Verwandten freuten sich über den guten Zustand ihrer Gesundheit und waren gegen den Pater mit Dankbarkeit erfüllt, der sie gegen ihren Willen ins Kloster gebracht hatte; sobald aber Girard aufs Neue in den Kreis ihres Lebens trat, änderten sich die Dinge, und Katharine erklärte schon nach kurzer Zeit den Nonnen, daß sich des anderen Tages außerordentliche Dinge mit ihr ereignen würden. Schon vorher hatte Girard die zwei über die Novizen gesetzten Nonnen darauf aufmerksam gemacht und alle Erscheinungen an Katharinen zum einstigen Gebrauch des gemeinen Wesens aufzuzeichnen befohlen. Als die beiden Nonnen des anderen Morgens gegen fünf Uhr zu Jungfer Cadière in die Kammer traten, so lag diese unbeweglich im Bett, bewußtlos, um das Haupt die bekannte blutige Krone, von der herab Blutstropfen über das Gesicht rieselten, auch von ihren Händen und Füßen lief das Blut aus den immer noch offenen Wundenmalen. Sie liefen erschrocken zur Aebtissin und diese erschien mit der ganzen Klostergemeinschaft, um das außerordentliche Wunder göttlicher Gnade anzusehen und die Nonnen daran zu erbauen. Plötzlich erhob Katharine das Haupt, zwischen ihren Lippen war eine Hostie, die ihr eine unsichtbare Hand gereicht haben mußte. Augenblicklich fertigte die Aebtissin einen Boten an den Pater Girard ab, aber der Bote hatte sich kaum entfernt, so trat der Gaukler und Beichtvater selbst in das Kloster und meinte, daß ihm ein Engel früh in der Messe den Zustand Katharine's offenbart hätte, worauf er sogleich hierher geeilt wäre. Er ließ sich hierauf alle Umstände der Verklärung der Heiligen erzählen.

Die Nonnen versammelten sich um den Pater, erör-

terten alle Einzelheiten des außerordentlichen Ereignisses und wunderten sich nicht wenig, daß der heilige Mann dieselben schon zu wissen schien. Als man ihm beschrieb, wie sehr die arme Katharine anscheinend gelitten, so meinte er, der Finger Gottes thue nicht so weh, das Licht der inneren Gnade überwiege die Schmerzen. In Bezug aber auf die Hostie sagte er lächelnd, daß er es selbst gewesen, der ihr den heiligen Leib gereicht habe. Als ihm eine Nonne erwiderte: „Wie — waren Sie nicht zur Zeit des Vorfalls in Toulon," sagte er: „Ja wohl, aber wissen Sie nicht, meine Tochter, daß die Seelen miteinander eine ganz besondere Gemeinschaft haben?" — Die Nonne nahm sich diesen Ausspruch so zu Herzen, daß sie krank wurde. Dann gab der Pater den Nonnen noch den Rath, sie möchten das Wasser, womit der Heiligen Gesicht und Hände abgewaschen worden wären, aufheben, denn dies Wasser werde einst Wunder wirken, wie die Heilige selbst. Hierauf wurde er in die Zelle der Cadière geführt, die jetzt wieder in ihrem natürlichen Zustande war; er trat derselben mit der frivolen, sich auf die Hostie beziehenden, Anrede entgegen, „nun, kleiner Fraß, willst du immer die Hälfte von der Portion deines Vaters nehmen?" Auf welche Weise er die Gaukelei und den Paroxismus veranlaßt hatte, ist nicht zu ermitteln. In der Zelle aber führte sich der Pater ebenso auf, wie früher in dem Hause seiner Beichttochter; er trieb die Nonnen und sogar die Aebtissin von dannen, riegelte unter dem Vorwande, daß er an Katharinen geistliche Werke verrichten und die Zufälle prüfen müsse, die Thür zu und blieb mit ihr bis zu Mittage eingeschlossen, wo dann die Aebtissin ihm die Thüre zu öffnen gebot. Obschon die Aebtissin an dieser

bei verschlossener Thür geübten Seelsorge ihr Misfallen nicht unterdrücken konnte, wollte er sich am Nachmittage doch wieder einschließen; aber es wurde ihm nicht nachgegeben, weil es übeln Eindruck auf die Nonnen machen könnte; und so mußte er schon die Nonnen in der Zelle dulden, bis er sich endlich um fünf Uhr des Abends entfernte. Der Pater Girard war durch den Vorfall in den Augen der Nonnen zu einem geschätzten und berühmten Heiligenmacher geworden, die Novize Katharine aber wurde um ihre hohe Stufe der Heiligkeit fast beneidet und genoß die besondere Aufmerksamkeit und Verehrung aller Glieder des Convents. Vielleicht sah die kluge Aebtissin tiefer und konnte den Zustand des Mädchens besser beurtheilen, aber sie hatte sicherlich ihren Grund, das Schauspiel, wenn auch nicht zu unterstützen, doch zu dulden.

Wiewohl Katharine vor diesem ersten Zufall im Kloster in das Verhältniß, in dem sie eigentlich zu Girard stand, ziemliche Einsicht erlangt hatte, sodaß die Folgen dieser Ueberzeugung sich schon in Kälte gegen den Pater, wie in der Herrschaft über ihre Gemüths- und Leibeszustände hervorthaten, so war sie doch durch die sogenannte Verklärung wieder den finsteren Mächten ihres Verderbens anheimgefallen. Ohne daß der Pater seine geheimen Kräfte spielen lassen durfte, war es zuvörderst die Eitelkeit, die Katharinen sehr bald in ihre früheren convulsionairen Zustände hineintrieb; es war ihr eine große Genugthuung inmitten ihrer Gewissensregungen, sich selbst für eine gottbegabte und heilige Jungfrau zu halten und die Verehrung entgegenzunehmen, die ihr der ganze Convent zugestand. Sie that jetzt fortgesetzt Wunder und ließ Wunder an sich geschehen, wie man es nur wünschte und er-

wartete, und offenbar traten — wie immer in solchen Fällen — willkürliche Erscheinungen und Täuschungen mit den natürlichen Wirkungen ihrer Krankheit zusammen auf. Die Heilige bekam fast täglich Convulsionen, die in einen ruhigen Somnambulismus übergingen, in welchem sie nach ihrer Ausdrucksweise den Menschen in das Innere des Gewissens blickte, Krankheiten erkannte und Heilmittel vorschlug, Heiraths- und Herzensangelegenheiten schlichtete, in die Ferne sah, kurz in dem sie alles das bewirkte und ausübte, wie wir es jetzt an den Somnambulen zu sehen gewohnt sind. Den Teufel hatte sie indessen im Kloster aufgegeben: ihre Erscheinungen, Verzückungen und Reden handelten jetzt immer von himmlischen Gegenständen, wahrscheinlich weil der Pater aus Furcht vor den Anklagen, die sie sonst gegen ihn ausgestoßen, ihren Gesichten und Paroxismen eine andere Wendung gegeben hatte. — Das Volk in der Umgegend strömte an den Festtagen nach Ollioules, um die berühmte Heilige des Ortes zu sehen, zu ihr zu beten, oder Hülfe von zu suchen, und das Kloster selbst stand sich bei diesem Andrange der Andächtigen gar nicht schlecht. Katharine fiel oft während des Gottesdienstes in der Kirche in Ohnmacht und das Aufsehen dieser Ereignisse war ungeheuer: man sprach nur von der Heiligen zu Ollioules. Das eine Mal erschien der Pater Girard im Kloster, und da er Katharinen in der Kirche fand, so wollte er sie rufen lassen, um einige Zeit allein mit ihr zuzubringen. Als die Aebtissin und die Vorsteherin der Novizen die Gerufene nicht eher aus dem Chore entlassen wollten, bis der Gottesdienst beendet, fiel Katharine sogleich in einen Paroxismus, daß sie hinweggetragen werden mußte. In den Ar-

men des Paters wollte sie eben zu sich kommen, als sie zwei Nonnen im Sprechsaale bemerkte, und schnell waren Ohnmacht und Convulsionen wiederhergestellt. Die Nonnen aber glaubten, daß die Aebtissin durch die Zufälle ihrer Gott misfälligen Weigerung wegen bestraft würde. Merkwürdigerweise hielten sich bei der ganzen Heiligengeschichte die eigentlichen geistlichen Vorgesetzten des Klosters passiv: vielleicht sahen sie die Sache mit helleren Augen an, vielleicht gehörten sie auch zur Partei der Jansenisten und beneideten den Pater Girard, der mit seinem Jesuitismus das himmlische Mirakel hervorgerufen. Der Bischof von Toulon war indessen vor Glück außer sich, daß eine solche Heilige auf seinem Gebiete gezogen worden, während der Pater Girard solches leidenschaftliche Interesse für seine Heilige mit weniger Vergnügen ansah, denn er fürchtete, daß sie ihm unter solchen Umständen geraubt werden würde: und er hatte recht, das bischöfliche Interesse sollte ihm bald zum Verderben gereichen.

Indem Katharine fast zwei Monate hindurch diesen ausgesuchten Cultus empfing, der sie zu fortgesetzten Paroxismen hinriß, war allmälig ihr Verhältniß zum Pater Girard sehr verändert worden. Er übte jetzt auf die selbständige und allgemein gefeierte Heilige nur in so fern Einfluß, als sie ihm dergleichen freiwillig und aus Gewohnheit und Anhänglichkeit zugestand. Mit dieser Wendung der Dinge, die er zugleich fürchten mußte, war der abstracte Bösewicht in einen heftigen, unbesonnenen, drängenden Liebhaber übergegangen: die jetzt oft spröde, zürnende, ungehorsame und so glänzend gefeierte Beichttochter hatte ihren geistlichen Vater in der That in Fesseln gelegt. Der unglückliche Liebhaber aber war ein alter 50jäh-

riger Jesuit, der sonst ohne alle Leidenschaft seine Zwecke verfolgte und seine Wünsche befriedigte. Mit der Entfernung Katharine's von Toulon fing Girard an, seine übrigen Beichttöchter, die er entehrt und verführt hatte, so sehr zu vernachlässigen, daß sie sich untereinander beschwerten und ihm drohten, sie würden bei anderen Priestern künftig ihre wunderbaren Talente und göttlichen Anlagen ausbilden. Jedes dieser Mädchen glaubte sich vom Pater in dem heiligen Herzen Jesu geliebt und hatte ihm mit ihrer Tugend ihr Herz gegeben; wol mehr als 15 Herzen forderten von dem alten Manne so Liebe. Girard war gegen diese Forderung taub und überließ die Unglücklichen der Verzweiflung, die um so schrecklicher war, als sich alle die grauenhaften Zufälle dabei einfanden, wie wir sie an Katharinen gesehen. Die Geschichte dieser entehrten und wahnsinnigen Weiber ist schrecklich: ihre Kammern waren der Schauplatz des Elendes und der Verwünschungen *). Sie richteten ihren Haß gegen Katharinen, suchten sie beim Pater zu verleumden und zu beschuldigen, schalten sie eine Betrügerin, und das Alles geschah im Beichtstuhle. Der Pater verbat sich die Anklage seines Liebchens und bestrafte die bösen Zungen, womit? — mit wollüstigen Ruthenschlägen. Diese Pönitenz nahmen die Verderbten sehr gern hin. Den Frauen aber wollte darum Niemand glauben, weil man sie für besessen hielt; sogar die Familie Cadière war von der Unschuld, Reinheit und besondern Heiligkeit des Paters immer noch vollkommen überzeugt; man wußte nicht, auf welche Weise man gegen einen Mann dankbar sein sollte, der

*) Siehe das Mémoire instructif.

sich so viel Mühe gegeben, die himmlischen Anlagen zur Heiligen bei Katharinen auszubilden.

So oft der Pater nur Zeit und Gelegenheit erhaschen konnte, war er im Kloster zu Ollioules; er drang der Aebtissin seine geistlichen Dienste gradezu auf; er predigte und las Messe, ohne daß ihn Jemand aufforderte; er benutzte vornehmlich die Erlaubniß, nach welcher er der Beichtvater Katharine's geblieben war, um in steter Verbindung mit ihr zu bleiben, und was er früher aus Furcht gewünscht und betrieben, das betrieb er jetzt aus Leidenschaft. Katharine war ungeachtet ihrer Zufälle und ihres Somnambulismus nie mehr so krank, daß er sie unter diesem Vorwande hätte besuchen können, und jene furchtbaren Zustände des Paroxismus, wie sie früher in Toulon stattgefunden, durfte er hier nicht mehr hervorrufen, denn aus der vermeintlichen Heiligen würde dann eine Magd des Teufels geworden sein. Indessen mußte sein Benehmen gegen Katharinen und die Art, wie er sich im Kloster überhaupt verhielt, doch bald auffallen und die Aufmerksamkeit der Nonnen erregen. Als Girard das erste Mal seine Beichttochter im Kloster besuchte, hatte er die Besorgniß, die Wirkungen seines unzüchtigen Umgangs könnten vielleicht wieder eingetreten sein, und er fragte die Aebtissin im Beisein der Aufseherinnen, ob Katharine in der kurzen Zeit ihres Noviziats nicht viel Blut verloren habe. Die Nonnen waren beschämt und erstaunten über diese Frage aus dem Munde eines Mannes, und als sie nicht antworteten, sagte er, daß sie diesem Uebel preisgegeben und vor ihrem Eintritte mehr als 20 Pfund Blut verloren hätte. Noch mehr fand es aber die Aebtissin unanständig und verdächtig, daß sich der Pater

mehre Male mit Katharinen einschloß; sie untersagte ihm diese Art der Seelsorge und des Beichtehaltens und verurtheilte ihn wie jeden anderen Mann zum Sprachgitter: darüber war der Pater nicht allein empfindlich, sondern sogar grob und heftig. Um dennoch seine Geliebte liebkosen zu können, brachte er ein Taschenmesser mit, reichte es Katharinen hinein, und diese mußte das Fenster öffnen: in dieser Situation wurde er namentlich von einer Nonne oft überrascht. Manchmal ließ man ihn auch zu Katharinen hinein, und dann begann er nach dem Zeugniß einer jungen Nonne Dinge, die in keinem Zimmer, am wenigsten in den Mauern eines Nonnenklosters und unter den Augen der geistlichen Schwestern verübt werden dürften. Wenn er sich entfernte, so begleitete ihn Katharine vor die Thür und hier küßte und umarmte er sie, und das verführte Mädchen, das vorher anscheinend auf den Tod gelegen, sang, tanzte und sprang ins Haus hinein, vor lauter Eitelkeit und Freude, daß sie vom Pater so außerordentlich geliebt wurde. Mehre Male konnte er mit seiner geistlichen Tochter auf keine andere Weise allein sein, als daß er sich mit ihr in die Kirche einschließen ließ, denn der heilige Ort war dem verruchten Jesuiten überhaupt die Zuflucht und der Schauplatz seiner Verführungen und verliebten Abenteuer. Und was beging er hier unter dem Deckmantel der Religion und unter Liebesschwüren, die die Religion und die Liebe zugleich schänden! Das eine Mal wurde Katharine vermißt und gesucht; als man das Sanctuarium aufschloß, fand man sie sitzend und der Pater kniete vor ihr; er hatte eben ihre Wunden besehen, die sie sehr schmerzten, und ihr streng eingeschärft, sie möchte diese Zeichen der göttlichen Gnade ja nicht zu-

heilen lassen, denn sie würde sonst ihre wunderthätigen Gaben und Gesichte einbüßen. Er sagte Katharinen ferner, daß sie die Nonnen und die Aebtissin wegen der Neigung, die er zu ihr hege, beneideten, daß sie ihre Liebe im geheiligten Herzen Jesu stören wollten, daß sie ihrer geistlichen Gaben halber der Gegenstand des Hasses und der Verfolgung sei. Wenn dies Katharine auch nicht grade glaubte, so fühlte sie doch die Last der Aufsicht und der klösterlichen Disciplin, so war sie doch so sehr an die Zerstreuungen des Paters gewöhnt, daß sie in jeden Vorschlag geheimer Zusammenkünfte einwilligte. Sie mußte nach der Vesper in den Klostergarten gehen und der Pfaffe stieg über die Mauer. Er zog sie in die dunkeln Gänge, und wenn er das erschöpfte Mädchen dann anrührte und umarmte, so verspürte sie, wie sie ihm sagte, „neue Gnade und neue Gewogenheit Gottes" und fiel in Ohnmachten und Entzückungen, die ihr ganz „göttlich" vorkamen. Entdeckte ihm aber das verirrte Mädchen ihr Gewissen, so sagte er: „Meine liebe Tochter, wie kannst du noch zweifeln, daß der liebe Gott nicht wolle, daß wir im Stande der Verehlichung leben, da er diese Ehe durch so viele Wunder billigt und dir in einem Gesichte in der Fasten sogar gezeigt hat, daß unsere Namen in das Buch des Lebens geschrieben sind!" Oft aber kam sie nicht, oft ließ sie sich nicht umarmen, oft machte sie ihm Vorwürfe und der geübte Gaukler zerfloß dann in Klagen, daß sie undankbar sei, er erging sich in allen Redensarten eines verliebten Narren. Er brachte immer wieder ihre von Gott geweihte Ehe vor, er beschwor sie bei dem Blute, das er von ihren Wunden gewaschen und mit ihr gemeinschaftlich getrunken habe. Indessen das Be=

wußtsein ihrer Schuld konnte er ihr nicht mehr wegklügen, und gewährte sie ihm auch, so that sie es aus Sinnlichkeit, Leichtsinn, Mitleid, vielleicht auch aus Gewohnheit. Als sie einst nicht in den Garten kam, war er so wüthend, daß er die Pfirsichen stahl und sie mit fortnahm; er erreichte dadurch, daß Katharine dieses Diebstahls von den Nonnen beschuldigt wurde, was sie sehr kränkte.

Der Briefwechsel, den der Pater Girard, auf die Erlaubniß der Aebtissin, mit Katharinen führte, ist besonders ein sehr merkwürdiges Zeugniß, in welcher Verfassung sich der geistliche Liebhaber befand und mit welchen abscheulichen Mitteln er die Herzen der Weiber einzunehmen und seine schändlichen Begierden zu stillen suchte. Diese Briefe sind ganz besonders seine Ankläger. Außer den Schreiben, die er seiner Geliebten zuschickte, um dieselben als Zeugnisse seiner geistlichen Seelsorge verbreiten zu lassen, sandte er ihr in der kurzen Zeit vom Juli bis in den September durch seine vertrautesten Freundinnen wol 80 Liebesbriefe, wenn man so sagen darf; nur einer ist ganz und unverfälscht ans Tageslicht gekommen und er möge im Auszuge hier Platz finden: die Worte sind dabei die des Paters.

„Mein liebes Kind, das ist in drei Tagen der dritte Brief. Suche doch einen Augenblick Zeit für mich zu gewinnen. Gott sei gelobt, bald werde ich nichts mehr thun können als an Dich denken und schreiben, denn so viel weiß ich, ich trage Dich in meinem Herzen und bin immer bei Dir, wenn ich auch mit anderen Personen umgehen muß. Ich danke dem Herrn tausend Mal für seine Barmherzigkeit; vergiß dies auch nicht zu thun, aber ver-

giß Dich selbst und lasse Alles geschehen. Diese Worte schließen die allerhöchste Neigung in sich. — Sage Nichts zu dem, was der Herr Abt anbefiehlt; wir zwei wollen schon sehen, was zu thun und zu sagen ist. Er ist diesen Morgen angelangt und ich habe schon von Dir gesprochen. Ich glaube nicht, daß er nach Ollioules kommen wird; ich habe ihm gesagt, daß dies zu großes Aufsehen machen würde. Vielleicht kann ich auch Gelegenheit finden, über die heilige Messe mit ihm zu sprechen. Der Ober-Vikar und der Pater Sabatier werden Euch den Montag vermuthlich besuchen. Der Letztere gab mir zu verstehen, er würde Dich nicht sehr ausfragen; will aber ein Anderer im Namen des Bischofs etwas von Dir wissen, so hast Du ihm keine Antwort zu geben, sondern zu behaupten, daß Dir jede Auskunft verboten sei. Iß Fleisch, wie Du willst und wie ichs Dir schon geschrieben. — Ja, liebes Kind, ich habe das Vertrauen zu Dir, Du werdest mich nicht lassen. Gib doch keinen Widerstand mehr, habe keinen Willen und gehorche deinem Vater als eine gehorsame Tochter, die nicht schwer findet, was ihr Vater verlangt. Ich sehne mich von Herzen Dich zu sehen und Alles zu sehen; Du weißt, daß ich nichts verlange, als was mein eigen ist, und daß ich lange Zeit nichts als nur die Hälfte sah. Ich werde Dich ermüden! nun, ermüdest Du mich nicht auch? Es ist recht, daß Alles um die Hälfte geht, und ich verspreche mir, Du wirst endlich einmal klug werden; so viel Gnade und Einschläge werden doch nicht immer fruchtlos sein. Ich freue mich, daß Du mit dem Pater Guardian zufrieden, den ich Gottes Güte empfehle. — Die Frau Guyol hat Dich gestern sterbend angetroffen und Dein Bruder hat mir gesagt, daß

Du Dich sehr wohl befändest. Unbeständig wie immer. Ich bin begierig, ob Du wirst das Fasten aushalten können; fange die Enthaltung nur immer mit Fleisch an; es wäre schlimm, wenn Du das Kloster verlassen müßtest. Gott befohlen, meine Tochter, bete für Deinen Vater, für Deinen Bruder, Deinen Freund, Deinen Sohn, Deinen Diener. Sind das nicht Titel genug, um ein gutes Herz zu fesseln?"

Die übrigen Briefe, obschon sie der Pater selbst von den gröbsten Anspielungen zu reinigen wußte, ehe sie ins Publicum kamen, sind in eben diesem Style gehalten. Religiöse Gesinnungen und Stoßseufzer sind mit grober Sinnlichkeit und pfiffigen Rathschlägen gepaart, die aber immer noch irgend eine Deutung und Ausflucht zulassen. Auch Katharine schrieb ihm auf sein inständiges Verlangen nicht selten; sie concipirte diese Briefe, da sie schlecht schrieb, wiewohl sie sich sehr gut auszudrücken wußte, und schickte sie erst ihrem Bruder, der dieselben abschrieb und dann dem Pater übergab. Girard sah und wußte es; er ermangelte aber später nicht, dies als Betrug zu erklären. Die Briefe des Mädchens, obschon sie die Jesuiten anders zu erklären suchten, sind durchaus rein, ohne irgend eine Leidenschaft, voll Hoffnung für ihre Zukunft, voll Ergebenheit in die wunderbaren Fügungen Gottes; oft aber enthalten sie auch Klagen über ihren Hochmuth und über den traurigen Zustand ihres Gewissens und Herzens. Es geht aus allen ihren Aeußerungen hervor, daß sie den Zustand einer Heiligen satt hatte, daß sie das Verhältniß zu Girard drückte, daß sie gern aus allen diesen Beziehungen heraus, in den Stand eines anspruchlosen

und schuldlosen Mädchens wieder zurückkehren wollte. Sie verlangt vorerst zurück in ihr elterliches Haus.

Girard wurde bei der Entfremdung und bei dieser Neigung Katharine's, ihr Liebesverhältniß zu ihm anzuklagen und aufzugeben, nur noch verliebter; er veranlaßte z. B. die Guyol, Katharinen einen Brief zu schreiben, in welchem dieselbe den traurigen Zustand des Paters über die Kälte und Widersetzlichkeit der Beichttochter mit wahrhaft dichterischen Farben schilderte. — Es erhob sich daneben noch ein Streit zwischen Girard und Katharinen über jenes Journal, in welchem sie ihm über die Visionen hatte berichten sollen, die sie zur Zeit der Fasten noch im elterlichen Hause gehabt. Warum der Pater so sehr auf die Einhändigung dieses Documentes drang, ist nicht recht einzusehen; entweder sollte es ihm als irgend eine Beweisschrift dienen, wenn etwa sein Handel an das Licht treten sollte, oder er wollte den Händen des Mädchens ein Beweismittel entziehen. — Katharine ließ die eine Hälfte des Journals von einem ihrer Brüder ausfertigen, wiewol mit Widerstreben, und gab Girard das Heft; es enthielt die Darstellung einer Reihe sehr unverfänglicher Visionen und Erscheinungen. Die übrigen Ereignisse, die mit ihr vorgegangen, wollte und konnte aber das Mädchen nicht niederschreiben, am wenigsten niederschreiben lassen; sie belog jedoch den Pater und sagte, daß sie das vollständige Journal besäße, es ihm aber grade jetzt nicht mittheilen wolle. Girard war über diesen Ungehorsam so erbittert und so in Angst, daß er alle Vorbereitungen traf, seine Leidenschaft zu unterdrücken und sich seiner Beichttochter auf irgend eine Weise zu entledigen. Zuerst forderte er alle Briefe und alle Schriften von ihr, die sich

auf ihr Verhältniß bezogen; Katharine stand auch nicht an, dem Pater seine sämmtlichen Papiere überreichen zu lassen, die sie besaß, mit Ausnahme des Briefes, der eben mitgetheilt wurde, und den das Mädchen in der Hast des Einpackens vergaß.

Ein hauptsächlicher Grund der Kälte von Seiten Katharine's lag darin, daß sie ihr Verhältniß mit dem Pater Girard einigen befreundeten Nonnen anvertraut hatte; von diesen wurde sie bald gradezu aufmerksam gemacht, daß sie mit dem Pater nichts als ein unzüchtiges Liebesverhältniß habe, das für sie und den Jesuiten wenig ehrenhaft sei. Im Kloster war dies schon überhaupt kein Geheimniß mehr; denn man hatte die Galanterien des Paters oft genug gesehen, Katharine hatte auch öffentlich im Schlafwachen bekannt, daß sie mit dem Pater seit einigen Jahren vermählt sei, sie dürfe es nur nicht sagen, selbst im Beichtstuhle nicht. Ein anderes Mal bekannte sie: früher hätte sie den Pater Girard freilich recht sehr geliebt, denn er wisse liebenswürdig zu sein, jetzt aber sei er ihr zuwider, denn er verlange zu viel und mache sie elend: sie wolle diesen Teufel, der ihre Seele in die Hölle liefere, vertreiben. Das Kloster schwieg und mußte dazu schweigen, weil ein Act der Geschichte in seinen Mauern spielte, vielleicht weil ein großer Theil des Scandals und des Spottes auf den Convent zurückfallen mußte, wenn aus der wunderthätigen Heiligen ein verführtes Mädchen und die Buhldirne eines listigen Pfaffen wurde. Man behandelte deshalb den Pater im Kloster schon mit solcher Nichtachtung, daß er allmälig die Besuche aufzugeben genöthigt ward.

In dieser Zeit trat nun auch noch ein Umstand ein,

der die Ereignisse, welche die Sache bald an das Licht brachten, beschleunigte. Im Kloster zu Ollioules starb eine der älteren Schwestern, die Katharinen besonders nahe gestanden und mit sorglicher und liebevoller Aufmerksamkeit zu leiten, zu trösten und zu bessern gesucht hatte. Der Todeskampf dieser Freundin, der sich das arme Mädchen immer mehr entdecken wollte, machte auf sie einen solchen Eindruck, daß sie in Convulsionen und Ohnmachten fiel und dann mehre Tage in einem tiefen Schlafe zubrachte, in dem sie weder sprach noch sich bewegte, sondern völlig todt schien. Der Pater hörte davon und kam sie zu besuchen, oder vielmehr, er kam um zu sehen, ob die Heilige, wie man ihm gesagt, wirklich todt sei: ein Gedanke — mit dem er sich so vertraut gemacht, daß er ihn wünschte erfüllt zu sehen, denn mit Katharinen starb ein Gegenstand seiner Verbrechen und der gefährlichste Zeuge. Während sich der Pater im Sprechsaale des Klosters mit der Aebtissin und den Nonnen über den wenigstens bevorstehenden Tod der Heiligen erging, ihr Ende und ihre Erlösung pries und schon solche Wendungen nahm, die überhaupt die Heiligkeit und die übernatürliche Begabung des Mädchens verdächtigen und ihn als eine fromme, leichtgläubige Haut darstellen sollten, erhob sich plötzlich im oberen Stocke, in ihrer Zelle, Katharine im Bett und deutete der anwesenden Schwester an, daß der Pater Girard soeben angekommen sei, um ihre Leiche zu sehen. Allmälig entwickelte sie das ganze Gespräch, das im Sprechzimmer geführt wurde, und gerieth dabei in Zorn und Drohungen, sodaß sie plötzlich unter den Worten aufsprang: ich bin gesund, ich bin und will keine Heilige des Pater Girard mehr sein. Sie fiel darauf aufs

Bett zurück, öffnete die Augen und forderte zu trinken. Man gab ihr Wasser; erzählte ihr, was sie gesprochen, und sie sagte, „ja, ich habe mich gewaltig verändert! ist der Pater da?" Der Pater und die Aebtissin erschienen, und Katharine erklärte ihnen, daß sie einen andern Beichtvater haben und das Kloster verlassen wolle, um zu ihrer Mutter zurückzukehren. Seitdem hatte Katharine keine heftigen Convulsionen mehr; sie wurde nie mehr somnambul, so weit ihre Lebensgeschichte bekannt ist.

Der Pater Girard suchte Katharinen zu beruhigen und verließ das Kloster, indem er ihr versprach für den Austritt aus dem Kloster zu sorgen. Als sie ihm aber bald darauf einen sehr beweglichen Brief schrieb, in welchem sie ihm entschieden anzeigte, daß sie sich einen andern Beichtvater wählen würde, so billigte er dies nothgedrungen; er hatte aber schon seinen Plan gefaßt, nachdem das Mädchen wieder ganz in seine Gewalt und aus dem Bereiche ihrer argwöhnenden Umgebung kommen sollte; er wollte sie in ein Carthäuserkloster in die Gegend von Lyon bringen; wenigstens gab er dies vor. Zu diesem Zwecke bemerkte er der Aebtissin und den Nonnen, Katharine hätte hier und in der Gegend genug erbaut, ihre Gaben müßten auch anderen zugute kommen; die Aebtissin willigte ohne Widerrede in die Entfernung der Heiligen ein. Selbst von des Mädchens Mutter erpreßte er unter dieser Wendung die Einwilligung. Katharine wußte von diesem Anschlage auf ihre Freiheit noch nichts. Als der Bischof von Toulon von diesem Plane des Pater Girard hörte, so wurde er entrüstet, daß man eine Heilige, die schon so viele Wunder gewirkt, aus seiner Diöcese wegführen wollte, und er machte sein Recht auf

dieselbe in aller Form geltend. Er entsetzte den Pater Girard von dem Amte des Beichtvaters der Heiligen, wahrscheinlich aber unter dem Einflusse und der Mitwirkung des Dominikaners Cadière, der den Zusammenhang der Sache zu begreifen schien. Er that der Jungfer Cadiere sogar die Ehre an, mit eigener Hand einen Brief an sie zu schreiben, in welchem er ihr verbot dem Pater Girard zu beichten und sich von ihm entführen zu lassen; zugleich aber erlaubte er ihr aus dem Kloster zu gehen und ihre Verwandten zu besuchen. Etliche Tage darauf gab er selbst seine Kutsche her, in welcher sie der Almosenier, Abt Camerle, und der Pater Cadiere von Ollioules abholen und auf ein Landgut in der Nähe von Toulon führen mußten, das einem Verwandten der Familie Cadiere gehörte und das neben dem Landhause des Bischofs lag. Die Seelsorge der Heiligen wurde aber vom Bischofe einem würdigen Carmeliter, dem Pater Nikolaus, übergeben mit den Worten: „Ich empfehle Eurer Aufsicht die Heilige von Ollioules", und dieser verfügte sich sogleich aufs Land, um der Heiligen mit seiner geistlichen Hülfe beizustehen.

Welche Heilige aber fand der Pater Niklas nach einer flüchtigen Bekanntschaft mit ihr? — ein armes, an Geist und Leib zerrüttetes Mädchen. Er untersuchte ihren geistlichen Zustand und fand, daß sie sich in der höchsten Verwirrung ihrer religiösen Vorstellungen befand; er bemerkte, daß ihre Bekenntnisse ein Gemisch von religiöser Quietisterei und grober verwerflicher Sinnlichkeit wären. Und diese Erkenntniß des Pater Niklas beweist wol hinreichend, daß Katharine nicht allein ohne Bewußtsein das Opfer des Jesuiten gewesen war, sondern auch, daß sie

ihren wahren Zustand, in welchen sie Girard versetzt, immer noch nicht erkannt hatte. Anfänglich vermochte der strenge Geistliche sich die Erscheinung gar nicht zu erklären. Als aber in Folge der Einsamkeit, der Aufregung und der unbefriedigten Sinnlichkeit sich bei dem armen Geschöpfe eine Art Wahnsinn einstellte, in dem sie von Zeit zu Zeit in der Erinnerung an das Verhältniß mit dem Jesuiten außer sich gesetzt wurde und dreimal den Versuch machte, nach Toulon in die Arme ihres Verführers zu entfliehen, so sah er den Zusammenhang aller dieser Erscheinungen und theilte die Entdeckung dem Bruder des unglücklichen Mädchens mit. Aerztliche Hülfe und die Zusprache der Verwandten beruhigten sie bald; sie legte in einer umfassenden Beichte alle die Thatsachen nieder, die zwischen ihr und dem Pater Girard stattgefunden hatten. Man sah mit Erstaunen, daß Alles, was man bisher für göttliche Wunder gehalten, eitel Betrug sei; man hielt, da man sich eine natürliche Erklärung der Dinge nicht zu geben vermochte, den Pater Girard für einen Genossen des Teufels, für einen Zauberer; außerdem erkannte man nebenbei von Seiten des Jesuiten eine Häufung der abscheulichsten Laster und Sünden. Die früheren Gewissensbisse und Ahnungen Katharine's steigerten sich bei dieser Erkenntniß zur Verzweiflung und ihre Mutter und Geschwister waren trostlos. Der Herr Bischof, dem dies Alles angezeigt wurde, eilte hierauf zu ihr und vernahm gleichfalls aus ihrem Munde diese Reihe von Verbrechen und Gaukeleien, die sich der Pater hatte zu Schulden kommen lassen: auch er hielt das Mädchen durch Vermittelung des Paters in die Macht des Teufels gegeben. Obgleich das ganze Gewebe noch nicht enthüllt war, weil Katharine

allein dasselbe nicht übersehen konnte, so gerieth der fromme Mann in einen heiligen Zorn und schwor, er wolle diesen reißenden Wolf mit Schimpf und Schande von der Heerde wegjagen. Allein Katharine warf sich ihm zu Füßen und bat unter Thränen, er möge kein Aufsehen machen und ihren Namen auch vor der Welt vollends mit Schimpf und Schande bedecken; ihr Bruder, der Dominikaner, that desgleichen; er beschwor den Bischof, die Ehre der Familie nicht zu verderben. Der Bischof ließ sich bewegen, gab sein Wort, daß Alles in ein ewiges Stillschweigen vergraben sein sollte, und nahm darauf mit dem unglücklichen Mädchen auf der Stelle den Exorcismus selbst vor. Es ist wunderbar, was der Glaube für Macht hat, denn Katharine wurde nach dem Exorcismus, den man sehr feierlich beging, ruhig und ergeben; die Wunden, die der Pater durch seine Kunst offen erhalten, fingen an zu heilen, die Dornenkrone am Kopfe fiel zu und die Haare wuchsen wieder wie sonst. Der Bischof ordnete nun eine genaue Untersuchung der übrigen Beichttöchter des Pater Girard in aller Stille an und die Resultate waren dieselben.

Mittlerweile hatten sich doch, ungeachtet aller Vorsicht, die Gerüchte von dieser Entdeckung in ganz Toulon verbreitet und der Pater Girard war vor der Hand verreist. Alle angesehenen Personen und Prälaten von Toulon gingen den Bischof an, die Sache zur öffentlichen Untersuchung zu bringen; aber er hatte sein Wort gegeben und dachte dasselbe zu halten. Da drangen die frechen Jesuiten, nachdem sie mit Pater Girard Berathung gehalten, selbst darauf, die Beschuldigungen zu untersuchen; der Freund, Genosse und Vertraute Girard's, der Pater Sa=

batier, machte diesen Antrag. Girard baute nämlich darauf, daß Katharine doch eigentlich nicht wissen würde, was er mit ihr vorgenommen; aber sie hatte sich allmälig besonnen und war durch die Anderen völlig aufgeklärt worden. Der Bischof, der im Augenblicke wieder ohne Ueberzeugung war, fing damit an, den Pater Niklas und den Pater Cadiere von ihren Amtsverrichtungen zu entbinden, denn die Jesuiten behaupteten, daß das Ganze eine Intrigue sei, die von den beiden, den Jesuiten feindlichen Ordensbrüdern, mit Hülfe eines betrügerischen Mädchens sollte durchgeführt werden. Schon am 18. November erschienen in der Wohnung Katharine's, die sich jetzt wieder bei ihrer Mutter befand, die Mitglieder des geistlichen Gerichts nebst zwei Pfarrern und stellten ein rechtliches Verhör mit derselben an. Sie mußte erst einen Eid schwören, die Wahrheit sagen zu wollen, und als sie sich dann scheute die Bekenntnisse abzulegen, so wurde sie in Folge des Eides gezwungen. Darauf entdeckte sie, wiewohl in unordentlicher Weise, das ganze Geheimniß, das sie viel lieber verschwiegen hätte. Es erwies sich später, daß der Official mit beispielloser Parteilichkeit zu Gunsten Girard's verfuhr und viele Aussagen ausließ, oder wol gar veränderte. Er stellte auch das Ganze so dar, als sei es ein Anschlag gegen Girard und die Jesuiten. Sabatier hatte ihn dazu vermocht.

Die Verwandten und Freunde Katharine's sahen deshalb sehr bald ein, daß sie es hier mit Leuten zu thun hätten, bei denen sich das Sprichwort bewährt: eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus. Katharine wurde darum vermocht, zugleich die Sache an die bürgerliche Justiz zu bringen und bei dem in Criminalsachen verordneten

Lieutenant der Stadt Toulon eine Klage gegen den Pater Girard einzureichen. Der Promotor des geistlichen Gerichtes erbot sich die Untersuchung gegen den Pater Girard zu führen, aber, statt die Feststellung der Verbrechen zu bewirken, verband er sich mit dem Pater Sabatier und Girard, durch unrechtliche Mittel die Schuld von dem Beichtvater auf das Beichtkind zu werfen. So wurden von demselben nur solche Zeugen abgehört, die dem Jesuiten günstig, nur solche seiner Beichttöchter, die ihm treu und ergeben geblieben waren. Jeden Abend trug der Official das rechtliche Verfahren ins Jesuitenseminar, um es dem Verklagten und dem Pater Sabatier zu zeigen. Um die Freiheit der unglücklichen Katharine war es nun geschehen. Sie wurde auf Antrag des geistlichen Gerichts in das Ursulinerkloster zu Toulon gesteckt, das den Jesuiten sehr ergeben war und dessen Nonnen zu den Jesuiten und zumal zu Girard in die Beichte gingen. Eine Schwester der berüchtigten Guyol, ein bekehrtes Freudenmädchen, wurde ihr zur Aufwärterin und Aufseherin gegeben. Die übrigen Beichttöchter Girard's, die zugleich gegen ihn ausgesagt, wurden in andere Klöster verschlossen.

Als Katharine in der Gefangenschaft einen Beichtvater verlangte, ließ sie der Bischof vor sich erscheinen und sagte ihr, daß er auf Befehl seiner Vorgesetzten handele, wenn er ihr keinen anderen Beichtvater gestattete als einen Priester, Namens Berge, der seinen Gehalt von den Jesuiten empfing. Im Januar begab sich dieser Pfaffe, mit Schreibzeug versehen und unter Begleitung des Pater Sabatier, ins Ursulinerkloster, ließ die Jungfer Cadiere rufen und gab ihr zu erkennen, daß er ihre Beichte hören wolle; allein sie müsse einen Revers unterschreiben, in welchem sie

bekenne, daß ihre Anklage gegen den Pater Girard eine Verleumdung sei, sonst könnte er sie nicht absolviren. Als sie sagte, daß ihre Anklage die Wahrheit enthielte und sie den Revers darum nicht unterschreiben könne, so begab sich Berge mit Sabatier wieder von dannen. Die Jesuiten suchten nun andere Mittel, der Sache eine durchaus günstige Wendung zu geben; sie setzten ihren ganzen Einfluß und ihr Geld daran, Katharinen zu verderben und ihren Verführer zu retten. Sie ließen es nicht allein bei den untergeschobenen Zeugen bewenden, sondern sie suchten auch die Zeugen Katharine's zu bestechen und zu beseitigen. Der Pater Sabatier und die Personen des geistlichen Gerichts befanden sich in einem Saale, welchen die Zeugen, ehe sie das Zeugniß ablegten, passiren mußten. Sie fragten die Zeugen, was sie aussagen würden, und wenn sie gegen den Pater Erhebliches vorbringen wollten, so drohten sie, nahmen die Aussagen zu Papier und schickten dann die Leute mit der Weisung fort, daß jetzt ihre Deposition vor dem Official nicht nöthig sei. Was die Nonnen aus dem Kloster Ollioules aussagten, corrumpirte der Official vor der Hand selbst. Endlich wurde der Prozeß auf Betrieb der Verwandten von Katharinen durch einen Arret des Staatsrathes vor das Parlement gewiesen; es kam eine Commission von drei Räthen nach Toulon, und wiewohl diese Herren etwas mehr den Weg Rechtens befolgten, so suchten auch sie dem Jesuiten durch allerhand unrechtliche Mittel aus der Schlinge zu verhelfen.

Das Verfahren gegen den Dominikaner Cadiere und den Pater Niklas wurde von dem Prozesse Katharine's willkürlich getrennt. Der Pater Girard wurde privatim verhört, die Brüder Katharine's und der Pater Niklas

aber öffentlich citirt. Katharine hatte die gesetzliche Frist von einem Monate erhalten, innerhalb welcher sie ihre erneuerte Anklage bei der Commission anbringen sollte; dies war am 23. Februar geschehn, am 25. aber erschien die Commission schon vor ihr, um sie zu verhören. Sie wurde hierauf zwei Tage hintereinnander verhört, und ungeachtet ihrer niedergebeugten Gemüthsstimmung und ihres elenden Zustandes hielt sie an den Thatsachen ihrer ersten Aussage. Zu den unaufhörlichen Drohungen, Mishandlungen und Vorwürfen, mit denen man ihr zusetzte, ihre Klage gegen Girard zu widerrufen, fügten die Jesuiten endlich am dritten Tage ein neues Verbrechen. Es erschien eine Nonne in ihrer Zelle, beklagte sie, tröstete sie und meinte, sie solle zur Stärkung ein Glas Wein vor dem Verhöre trinken, das ihr ihre Mutter geschickt habe. Die Schwester Guyol brachte diesen Wein und Katharine trank ihn. Bald befand sie sich aber in einem solchen Zustande der Verwirrung und der Betäubung, daß sie selbst ihre Mutter, die man holen mußte, nicht mehr erkannte. Gegen diesen Frevel reichte man augenblicklich eine Supplik ein, aber die Commissarien verordneten, daß diese Sache später zur Untersuchung kommen sollte, wenn man wollte, und setzten ihr Verhör an dem nämlichen Tage mit der sinnenberaubten Katharine fort. Vor der Ankunft der Commissarien erschien die Priorin des Klosters und sagte dem armen Mädchen, daß sie auf die Folter gespannt werden würde und auf dem Schaffot sterben müßte, wenn sie nicht widerrufe; auch würde sie ihre ganze Familie verderben. Gleiche Drohungen stieß auch eine gute halbe Stunde lang einer der Commissarien, der Abt Garleval, gegen sie aus, ehe das Verhör anging.

Die Folge davon war, daß die geängstigte und betäubte Katharine auch wirklich ihre bisher gethanen Aussagen widerrief und zu dem Bekenntniß gebracht wurde, daß sie der Pater Girard nur auf dem Wege des Guten und Rechten geleitet habe und daß sie nur auf Zureden des Carmeliters Niklas die frühren Aussagen gethan.

Die Jesuiten triumphirten nicht allein über diesen Widerruf, sondern auch darüber, daß sie die ganze Last des Verbrechens auf einen ihnen verhaßten Ordensmann gewälzt hatten. Der Prozeß wurde in dieser unrechtlichen Weise nun fortgesetzt, aber der Pater Girard hatte nur selbst schon zu viel eingestehen müssen, die Zeugen hatten nicht alle corrumpirt werden können, endlich die Art, wie man das Mädchen zum Widerruf gebracht hatte, wurde nur zu bekannt, als daß sich die Erbitterung des Publicums und der unabhängigen Rechtsverständigen nicht um so mehr gegen den Jesuiten und seine Helfer hätte steigern sollen. Im März kam der Parlements-Procurator Aubin nach Toulon, und nachdem er Katharinen etwas beherzter gemacht durch eine Unterredung, so that sie das Unfreiwillige dieses Widerrufes dar und bekannte sich wieder zu ihrer früheren Aussage. Die Wuth der Jesuiten kannte keine Grenze; sie ließen aussprengen, daß sie von einem Complote verfolgt und verleumdet würden, an dessen Spitze der Pater Niklas und die Familie Cadiere stehe. Um so mehr suchte man jetzt die Zeugen zu corrumpiren und besonders die Nonnen von Ollioules einzuschüchtern, aber grade diese geistlichen Frauen blieben zum Aerger der feigen Pfaffen und Prälaten in ihren Aussagen sehr standhaft. Katharine, die Klägerin, wurde durch eine militairische Escorte zur Confrontation nach Ollioules geschafft

und daselbst in das Ursulinerkloster eingesperrt. Der Pater Girard hatte diesen Nonnen aufgetragen, die Gefangene ja recht hart zu behandeln, und wirklich wurde sie auch in ein dunkles, schmuziges und feuchtes Gemach gesteckt, aus dem man vorher eine Verrückte herausgenommen, und das mit nichts als einem Strohlager ausgestattet war. Nach drei Tagen wurde sie von da unter Begleitung dreier Reiter nach Aix geschleppt und in dem Kloster de la Visitation eingeschlossen. Unterwegs mußte Katharine übernachten und der Anführer der Escorte legte sich in der Nacht in das Zimmer, in welchem sie selbst schlafen sollte; sie hatte solche Furcht vor diesem wilden Manne, daß kein Schlaf in ihre Augen kam. Als sie sich der Stadt näherte, so versammelte sich um ihren Wagen eine Menge Volks, das sie mit Schimpf- und Spottreden überhäufte; vor dem Klosterthore mußte sie aber drei Stunden warten, ehe sie eingelassen wurde, und in dieser Zeit diente sie dem Pöbel zum Spectakel, der ihr drohte und sich sogar an ihr vergreifen wollte. Alles dies hatten die Jesuiten vorbereitet und angestiftet. — Obgleich Katharine sich in der elendesten Leibesbeschaffenheit befand, durfte ihr doch von der Hand ihrer Mutter keine Hülfe und Pflege geschafft werden, und nach drei Tagen des strengsten Gewahrsams und der rauhsten Behandlung erschien ein junger galanter Mann vor ihr, der ihr einen Brief überreichte, in welchem ihr gesagt wurde, daß alle Leiden auf einmal enden könnten, wenn sie nur widerrufen wollte. Katharine blieb aber von nun an ungeachtet aller Mishandlungen und Drohungen ihrer ersten Aussage getreu.

Mittlerweile hatten berühmte Advocaten die Leitung

des Prozesses übernommen und das Publicum über die Thatsachen desselben unterrichtet oder in Verwirrung gesetzt. Chaudon sprach für die Cadiere und Thomare für den Jesuiten. Die beiderseits ausgefertigten Schriften wurden alsbald gedruckt; die Freimüthigkeit und Kühnheit, womit Chaudon dem gefürchteten Orden entgegentritt, macht ihm heut noch Ehre, wie der Scharfsinn und die Gelehrsamkeit, mit welcher er Ordnung in die unendliche Masse des verwirrten Stoffes zu bringen mußte. Er klagt den Jesuiten an auf Quietismus, Zauberei, geistliche Blutschande, Abtreibung der Leibesfrucht und Zeugencorruption, das geistliche Gericht aber beschuldigt er des Misbrauchs der richterlichen Gewalt: er sucht seine Beweise aus den Bekenntnissen der Zeugen und aus den Selbstgeständnissen des Beklagten herzuleiten. Wiewohl seine Schriften die hauptsächlichsten Thatsachen enthüllen und feststellen, so läßt sich doch erst aus den spätern Memorialen und Selbstbekenntnissen, die Cadiere und die Zeugen veröffentlichten, das zusammenhängende Gewebe des abscheulichen Spieles, das Girard trieb, bis ins Einzelne verfolgen; denn mit dem vollen Bewußtsein kam auch die Erkenntniß und die Erinnerung der einzelnen Fälle und Thatsachen. Thomare führt eine wahrhaft jesuitische Vertheidigung. Er geht über Thatsachen weg, sucht sie zu verwirren und arbeitet mit aller Gewalt darauf hin, die Sache als ein gegen die Gesellschaft Jesu gerichtetes Complot darzustellen. Die Schriften, die aus der Feder der Jesuiten selbst erschienen, thun dasselbe; die Heuchler leugnen gradezu eine Möglichkeit der Verschuldung und legen die ganze Last der Anklage auf ihre Gegner.

Im October 1731 publicirte endlich das Parlement

zu Aix das Urtheil des Prozesses. Dieses Urtheil sieht aber einer Unterdrückung des Rechtes ähnlicher, als einer Entscheidung nach dem Rechte. Nach demselben sollen die Personen beider Parteien aus den Gefängnissen entlassen und der Pater Girard dem geistlichen Gerichte übergeben werden, Katharine Cadiere wird dabei zu den Kosten des Prozesses verurtheilt, und die Schriften, die der Sachwalter im Interesse derselben eingegeben, soll der Gerichtsdiener öffentlich zerreißen. Als dieses Urtheil bekannt wurde, fand die Aufregung des Volkes zu Aix, zu Toulon, Marseille und anderen Städten keine Grenzen; man war empört, daß die Jesuiten auf eine so unerhörte Weise den Arm der Justiz lähmten, und schon um der öffentlichen Stimme Genugthuung zu geben, mußte man wenigstens die Commissarien auf Anklage der Prävarication aufs Neue in Untersuchung ziehen. Das Volk wollte die Collegien der Jesuiten in Brand stecken und die ganze Gesellschaft der Väter von der Erde vertilgen, sodaß die bewaffnete Macht einschreiten mußte. In Toulon zündete man vor den Häusern, in denen die Beichttöchter Girard's wohnten, Feuer an und verbrannte das Bildniß desselben. Als Girard, der in der letzten Zeit auch festgenommen worden war, aus dem Gefängnisse kam, so eilte er ins Jesuitercollegium, ließ sich ein Meßgewand geben und wollte sogleich eine Messe lesen, aber der Bischof, der dies erfuhr, ließ ihm dies untersagen und stehenden Fußes aus der Stadt treiben. Er wandte sich hierauf nach Avignon; auch hier jagte ihn der päpstliche Legat mit Schimpf und Schande davon, und er mußte nach Burgund in seine Heimat entfliehen, wo er gänzlich verschollen ist. Wahrscheinlich hat ihn der Orden in ein fernes Land geschickt,

um daselbst seine Talente geltend zu machen, denn seine Unthaten streiten keineswegs mit der Moral, die die Jesuiten übten und lehrten *). Katharine Cadiere aber wurde von der Bevölkerung zu Toulon feierlichst eingeholt, Personen aller Stände besuchten sie, trösteten sie und priesen ihren Muth und ihre Standhaftigkeit. Sie begab sich einige Tage nach Ollioules zu ihren früheren geistlichen Schwestern und nahm dann ihren Aufenthalt in Nizza, wo sie sehr bald ihre geistliche und leibliche Gesundheit wiedererlangt und einen vollständigen Bericht ihres unglücklichen Verhältnisses mit Girard niedergeschrieben hat.

Mit dem Prozesse war indessen das Interesse und die Erörterung dieser Begebenheit in Frankreich und Deutschland keineswegs erloschen. Man beschäftigte sich mit derselben noch ein ganzes Jahrzehend und sie soll wesentlich dazu beigetragen haben, daß die wilden und grauenhaften Schwärmereien, die damals in der religiösen Welt noch einmal hervorbrachen und von listigen Priestern genährt wurden, verschwanden: in der Geschichte der Katha-

*) Der Orden hat nicht allein durch seine sonstige Politik, sondern auch durch die unrechtlichen Mittel und Anstrengungen, mit welchen er den schuldbeladenen Girard von Schande und Strafe zu retten und die Anklage als eine gegen die ganze Gesellschaft angestiftete Intrigue darzustellen suchte, einen Theil der Verantwortlichkeit in dieser greulichen Sache auf sich geladen und dieselbe gewissermaßen vertreten. Der Unwille der Zeitgenossen traf darum nicht allein den Pater Girard, sondern auch seine Genossenschaft, und die Begebenheit hat nach den Aussagen Aller unendlich beigetragen, das Ansehen und die Würde der heiligen Väter, in deren Geschichte viele ähnliche Fälle, wenn auch weniger umständlich, zu finden sind, zu discreditiren.

rine Cadiere deckte sich der Charakter aller dieser angeblichen Wunder- und Heiligengeschichten auf. Es wird nun freilich in manchem meiner Leser immer noch die Frage entstehen, ob die Begebenheit in ihren Einzelheiten, wie ich sie erzählt, wahr, ob ich die außerordentlichen Thatsachen auch mit Recht so zusammenstellen konnte. Hierauf muß ich erwidern, daß der größte Theil der Thatsachen durch gerichtliche Zeugenaussagen in den Prozeßacten festgestellt worden ist, sodaß mir nur oblag, den natürlichen und durch die Einwirkungen des thierischen Magnetismus erklärlichen Zusammenhang hineinzubringen, was die Zeitgenossen nicht vermochten. Ein anderer Theil von Thatsachen beruht allerdings nur auf der Anklage, den Selbstgeständnissen und den späteren Erklärungen Katharine's, und es wäre die Frage, in wie fern dieselben auf Wahrheit Anspruch machen dürften. Einmal — hat Girard durch seine eigenen Geständnisse direct oder indirect Vieles zugestanden, dessen ihn seine Beichttochter vor Gericht beschuldigte, und auch seine anderen Beichttöchter bezüchtigten ihn während der Untersuchung ähnlicher Handlungen, ähnlicher Mittel, sogar ähnlicher Redensarten und Gaukeleien, die ihm Katharine Schuld gibt. Ferner — es mag zugegeben werden, und Katharine leugnet es auch selbst nicht, daß sie sich eine Zeit hindurch den Umgang mit Girard hat gefallen lassen; allein abgesehen, daß sie diesen Umgang selbst abbrechen wollte, so wurde sie über ihr Verhältniß zu ihrem geistlichen Vater erst völlig enttäuscht, als ihr der Pater Niklas darüber die Augen öffnete. Eine Betrügerin ist sie also nie gewesen, sondern bis zum letzten Augenblicke eine Betrogene, die dann ihr Unglück und vor den Augen der Welt ihre Schande mit

Widerstreben enthüllt. Ihre Aussagen widersprechen, bis auf ihren erpreßten Widerruf, weder sich selbst noch den Aussagen der Zeugen, sie werfen eher auf ihre Tugend ein ungünstiges, als ein günstiges Licht; in ihren späteren Mittheilungen und weiteren Erklärungen, zu denen man sie wahrscheinlich drängte, tritt derselbe Umstand hervor: diese Memoiren klagen sogar den Pater Girard nicht weiter an, sondern sie berichten nur die Einzelheiten, von denen die längst vor Gericht erhärteten Thatsachen begleitet waren. Es ist also kein innerer Grund vorhanden, an der Wahrhaftigkeit der Cadiere zu zweifeln, vielmehr spricht die Consequenz, die natürliche Einfachheit und die Reue und der religiöse Ernst ihrer Aussagen zu Gunsten ihrer Aufrichtigkeit. Da nach dem Prozesse in Frankreich in der Sache keine Schriften mehr gedruckt und verbreitet werden sollten, so erschienen in den Niederlanden zwei gedruckte Sammlungen der Prozeßschriften, von denen die eine den Titel führt: Recueil général des pièces concernant le procès entre la Demoiselle Cadière, de la Ville de Toulon, et le P. Girard, Jésuite, Recteur du Séminaire Royal de la Marine de la dite Ville. 12. à la Haye, chez Swart. 1731. Wolf hat diese Sammlung zu seiner Erzählung benutzt; die späteren Memoiren scheint er indessen nicht gekannt zu haben. Die Quellen, welche der gegenwärtigen Darstellung zu Grunde liegen, sind bei ihrem Erscheinen einzeln, wahrscheinlich von der Hand eines deutschen Jesuiten gesammelt worden. Die französischen Originale, denen oft eine deutsche zu Köln gedruckte Uebersetzung beigefügt ist, tragen zum Theil Paris als Druckort, nicht selten fehlt die Angabe desselben aus guten Gründen ganz. Folgende Stücke sind zur Fest-

stellung der Thatsachen besonders benutzt worden: 1) das Mémoire instructif, vom Advocaten Chaudon und dem Procurator Aubin verfaßt und mit den Aussagen der Zeugen versehen. 2) Das Memoire des Pater Girard, von dem Advocaten Thomare zur Widerlegung der Anklage eingereicht, eine sehr geschickte Arbeit, die sich über die Anschuldigung der Zauberei lustig macht und über die Thatsachen wegschweift. 3) Die Vertheidigungsschrift der Cadiere, von Chaudon mit vieler Freimüthigkeit verfaßt, und auf die erwiesenen Thatsachen gegründet. 4) Interrogatoires, recolement et confrontation du P. Girard et de la Demoiselle Cadière, avec des observations etc. 5) Ein Band verschiedener Memoiren, die Katharine Cadiere in Folge der Gewaltthaten, Zeugencorruptionen, die während des Prozesses von Girard und seiner Partei versucht wurden, bei Gericht eingereicht hat. 6) Recueil des lettres du P. Girard et de la Demoiselle Cadière. dont les originaux ont été produits au procès. Die Sammlung ist in zwei Ausgaben vorhanden, deren eine die Jesuiten mit Noten selbst veranstalteten, um ihre Wirkung zu schwächen. 7) Das vom Parlament zu Aix gesprochene Urtheil, ohne Gründe jedoch. 8) Le Jésuite Girard et sa pénitente, C. Cadière. 1732. Eine nach dem Prozesse unzweifelhaft von Katharinen selbst verfaßte Schrift, in welcher sie, in Ruhe und Sicherheit, die vor Gericht geltend gemachten Thatsachen weiter erklärt und besonders über ihren Umgang mit Girard Näheres berichtet. Die Schrift trägt den Charakter der Wahrheit und Aufrichtigkeit. 9) La Sainte d'Ollioules, ou éclaircissements sur le rapport mystérieux entre le Père Girard et la Demoiselle Cadière; Paris 1732. Die Schrift gibt sich

als von einem Arzte verfaßt kund und enthält besonders eine umständliche Erzählung der Thatsachen, welche sich mit Katharinen zu Ollioules zutrugen. Ihm ist das Mädchen eine hysterische und von Pater Girard verführte Jungfrau, die ihre Umgebungen täuscht, ohne es selbst zu wissen. Die Berichte können nur von einer der Klosterfrauen zu Ollioules herrühren und der Verfasser ist vielleicht ein dieser Nonne befreundeter Mann oder wol gar der Klosterarzt. Sollte dem Leser eine oder die andere dieser Schriften in die Hände fallen, zumal das mit 105 Zeugen bewahrheitete Mémoire instructif, so wird er sich gewiß leicht selbst von der Wahrheit und dem Zusammenhange dieser Erzählung überzeugen.

Erasmus von Rotterdam.

Ein Beitrag zur Gelehrtengeschichte des sechszehnten Jahrhunderts.

von

Dr. Heinrich Escher,

Professor in Zürich.

In dem großen Entwickelungsprocesse der abendländischen Christenheit, der, besonders seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts lebhafter fortschreitend, im germanischen Volksstamm endlich durch die Reformation ans volle Tageslicht hervortrat, nimmt Erasmus eine der bedeutendern Stellen ein. Nicht nur wirkt er in weiten Kreisen durch Verbreitung besserer Kenntnisse, sondern er steht auf dem Wendepunkte der großen Bewegung der Geister, den Uebergang vermittelnd zu fruchtbarer Anwendung sowol der von Andern gesammelten, als der von ihm selbst in hohem Grade bereicherten Schätze des Wissens. Denn wie kein Anderer war er gerade für jenen Moment beginnender praktischer Wichtigkeit der wiedererwachten Wissenschaft, für die Einführung derselben ins Leben geschaffen und gebildet. Die Zeit bedurfte seiner, wie er solcher empfänglichen Zeit bedurfte. Darum der nicht zu berechnende Einfluß, den er auf sie geübt hat, als Mittelglied in der großen Kette der Ereignisse, durch welche die Reformation erst möglich gemacht wurde.

Schon von dem reinhistorischen Standpunkte aus ist deswegen sein Leben und Wirken und sein wahres Verhältniß zur Reformation von ungemeiner Wichtigkeit. Ein

neues Interesse aber geben der Betrachtung dieses Wirkens auch die Erscheinungen unsrer Zeit. Wenn von der einen Seite römische Herrschsucht nach längerer Demüthigung wieder offen hervorzutreten wagt und ultramontane Tendenzen nicht nur die Rechte der Staaten bedrohen, sondern auch das freie Licht der Wissenschaft in düstere Nebel zu verhüllen und zu einem trugvollen Irrlichte umzugestalten bemüht sind; wenn hinwieder auch unter den Protestanten eine Partei sich immer stärker erhebt, die, den wahren Geist des Protestantismus verkennend, in einseitiger Richtung nur die eigne Ansicht duldet und, weil sie ohne Berücksichtigung der Individualitäten ihr eignes Maß überall anlegt, auch das wahre Verdienst, wenn es nicht ihre Farbe trägt, nicht zu allen ihren Glaubensformeln schwört, verwirft; wenn sogar in den wieder auftauchenden Angriffen des Realismus gegen die wahre Grundlage der hergestellten Wissenschaftlichkeit von manchen Vorkämpfern jener Richtung, ohne daß sie es ahnen, den Gegnern eines gründlichen und freien wissenschaftlichen Strebens, welches der Humanismus nährt, gefährliche Waffen dargereicht werden: wenn also unsre Zeit Erscheinungen dieser Art in Menge und überall hervortreten läßt, so gewinnt das Wirken eines Mannes erhöhtes Interesse, der sein Leben daran gesetzt hat, um durch Beförderung der classischen Studien diejenige Schutzwehre unzerstörbar aufzuführen, die noch heutzutage allein jenen herrschsüchtigen und einseitigen Bestrebungen Widerstand zu leisten vermag. Deßwegen führen wir unsern Lesern sein Bild um so eher vor, da sein Andenken nicht nur von der einen Seite, und nicht nur in früherer Zeit, so mannichfaltige Verunglimpfungen erlitten hat. Weniger um neue literarische Ausbeute, als um

richtigere Würdigung des Verdienstes und Ausmittelung der wahren Stellung, die Erasmus zu seiner Zeit und zu der Reformation einnimmt, konnte es bei dieser Darstellung seines Bildungsganges und seines Wirkens zu thun sein.

Erasmus wurde zu Rotterdam den 27. October 1467 geboren. So wird sein Geburtsjahr auf dem Denkmal zu Rotterdam angegeben, andre Nachrichten geben die Jahre 1465 und 1466 an. Erasmus selbst scheint nicht ganz gewiß darüber gewesen zu sein. Sein Vater Gerhard Helie von Tergau (Goude) unterhielt ein Liebesverständniß mit Margaretha, der Tochter eines Arztes von Zevenberg. Seiner Absicht, die Geliebte, welche schwanger wurde, zu heirathen, widersetzten sich seine Eltern und Geschwister, die ihn zum Mönchsstande zwingen wollten. Um ihrem Zureden zu entgehen verließ er Tergau, und sein Aufenthalt blieb einige Zeit unbekannt, bis die Seinigen endlich entdeckten, daß er zu Rom sei, wo er sich mit Abschreiben ernährte. Durch die erdichtete Nachricht vom Tode seiner Geliebten ließ er sich nun verleiten in den geistlichen Stand zu treten. Diese hatte sich, da sie ihre Niederkunft nahe fühlte, von Tergau nach Rotterdam begeben, wo sie des Knaben genas und sodann mit ihm nach Tergau zurückkehrte. Zu spät entdeckte der Vater, als er wieder zurückkam, den Betrug; aber seinen Gelübden getreu, blieb er fortan in bloßem Freundesverhältnisse zu der Mutter seines Knaben und Beide verwandten alle Sorgfalt auf dessen Erziehung. Der Vater war übrigens ein lebensfroher, witziger Mann, der deswegen von seinen Bekannten den

Zunamen Praet erhielt, der ihn als gesprächigen, unterhaltenden Gesellschafter bezeichnete. Diese Anlage war auch auf den jungen Gerhard übergegangen, der dann später nach dem holländischen praet seinen lateinischen Namen Desiderius und den griechischen (eigentlich ἐράσμιος,) bildete. Daß diese Schicksale seiner Eltern, oder doch, wenn ihm das wahre Verhältniß auch unklar blieb, manche Aeußerungen derselben schon frühe den Grund zu seiner entschiedenen Abneigung gegen das Klosterleben legten, leidet keinen Zweifel. Im fünften Jahre wurde er nach Utrecht auf die Domschule gebracht, wo aber die Hauptbeschäftigung der Schüler im Chordienste und der Vorbereitung auf dieselbe bestand und der wenige Unterricht, den sie erhielten, von schlechter Beschaffenheit scheint gewesen zu sein. Gegen die Sage indessen, zu der vielleicht seine natürliche Schüchternheit, besonders unter einer solchen Schar von Knaben, Veranlassung gab, daß Erasmus durchaus keine Anlage gezeigt habe, hat schon Bayle*) gewichtige Gründe vorgebracht.

Glücklicher war der Entschluß seiner Eltern, ihn auf die Schule der „Brüder des gemeinsamen Lebens" zu Deventer zu bringen. Die Mutter führte ihn, als er 9 Jahr alt war, dorthin und blieb bei ihm, um seine Erziehung zu besorgen. Unter den berühmten Lehrern Alexander Hegius und Sintheim machte er schnelle Fortschritte und Letzterer verkündigte einst dem Knaben, indem er ihn küßte, er werde eine hohe Stufe der Gelehrsamkeit erreichen. Auf ähnliche Weise äußerte sich Agricola, der bei einem Be-

*) Im Artikel Érasme. Not. E.

suche bei Hegius einen lateinischen Aufsatz von Erasmus gesehen und hierauf den jungen Verfasser genau ins Auge gefaßt hatte. Dieses Lob von solchen Männern verstärkte den Eifer des für Beifall sehr empfänglichen Knaben. Ein höchst glückliches Gedächtniß und, was nicht immer damit verbunden ist, ein nach Klarheit und Bestimmtheit strebender Verstand beförderten seine Fortschritte. Es wird von ihm erzählt, er habe schon auf der Schule zu Deventer Horaz und Terenz auswendig gewußt. Den Letztern empfahl er auch später jungen Leuten ganz vorzugsweise.

Diese glückliche Lage wurde plötzlich verändert durch den Tod seiner Mutter, die an der Pest starb, welchem dann bald der seines Vaters folgte. Damals war Erasmus dreizehn Jahr alt; er kehrte nach Tergau zurück, kam nun aber in die Gewalt von Vormündern, die ihm nicht nur die Mutter, welche eine einsichtsvolle und gebildete Frau scheint gewesen zu sein, nicht ersetzen konnten, sondern mehr ihren eigenen Vortheil als denjenigen des Mündels im Auge hatten. Sie suchten sich seiner auf gute Art zu entledigen, verweigerten ihm das Beziehen einer Universität und übergaben ihn einer geistlichen Brüderschaft zu Herzogenbusch, die bei ihrer Erziehung junger Leute nur darauf ausging, dieselben für den Mönchsstand zu gewinnen. Bis ins dritte Jahr brachte Erasmus hier zu in beständigem Kampfe mit den abergläubischen Mönchen, die ihn auf alle mögliche Weise zum Eintritte in ihren Stand zu nöthigen strebten. Für seine Studien war, wie er selbst sagt, diese Zeit ganz verloren und er zog sich sogar, wenn er seine Wißbegirde verrieth, harte Behandlung zu. Ein solcher Zustand mußte bei einem Knaben, der bis dahin unter mütterlicher, liebevoller Pflege gestanden und von

glühender Wißbegierde erfüllt war, auch auf den Charakter höchst nachtheilig zurückwirken. Verstellung, Verschlossenheit und Mistrauen mußten in einem Gemüthe Wurzel fassen, dessen glänzende Aussichten in die Zukunft auf so grausame Weise zerstört wurden. Er verließ endlich Herzogenbusch, als sich dort die Pest auch verbreitete, und kehrte nach Tergau zurück. Allein seine Lage wurde dadurch keineswegs verbessert. Was den Mönchen nicht gelungen war, suchten nun die Vormünder durch Ueberredung, durch List, Drohung und harte Behandlung zu erreichen. Auch ihren Künsten widerstand er lange hartnäckig, ohne jedoch den Muth zu haben, sich durch irgend einen entschlossenen Schritt aus der drückenden Abhängigkeit zu befreien. Endlich aber, 1486, überredete ihn einer seiner ehemaligen Schulgenossen zu Deventer, Cornelius Verdenus, welcher in dem, nahe bei Tergau gelegenen Augustinerkloster Emaus oder Stein Mönch geworden war, als Novize in dasselbe zu treten. Die Vorstellung, daß er hier ganz ungestört den Studien obliegen und die nicht unbedeutende Klosterbibliothek benutzen könne, bewirkte diesen Entschluß. Das Noviziat ging gut vorüber. Cornelius wußte ihm Befreiung von der Theilnahme an den nächtlichen Horen, von den Fasten u. s. w. zu verschaffen; dafür las Erasmus, dessen Ueberlegenheit Cornelius kannte, heimlich mit ihm lateinische Classiker. Auch die übrigen Mönche behandelten ihn liebreich, und Alles wurde darauf berechnet, ihm den Aufenthalt in diesem Kloster angenehm zu machen. Denn so sehr sie auch der Völlerei und einem schwelgerischen Leben sich überließen, so wünschten sie doch einen Jüngling zu gewinnen, der durch Gelehrsamkeit dem Kloster einen gewissen Glanz gewähren konnte. Dennoch er-

forderte es nach Vollendung des Noviziats noch einen harten Kampf, bis er sich bewegen ließ, gegen seine bessere Ueberzeugung die Mönchsgelübde abzulegen, und bald hatte er Gründe genug, seine Schwäche zu bereuen. Denn nun hörte die Nachsicht der Mönche auf und Erasmus wurde mit Härte zu genauer Erfüllung aller Vorschriften der Klosterregel gezwungen, was für seine ohnedies schwache Gesundheit sehr nachtheilig war. Doch während jene in schwelgerischem Sinnegenuß Entschädigung für die lästigen Pflichten suchten, schützte ihn das inwohnende geistige Streben und lebhafte Wißbegierde. Glücklicher Weise fand er auch unter den Mönchen einen Freund, Wilhelm Hermann von Tergau, den derselbe Eifer beseelte und von dem man eine Sammlung von Oden hat, welche Erasmus später bekannt machte. Die beiden Freunde lasen gemeinschaftlich römische Classiker; sie übten sich in schriftlichen Aufsätzen, besonders in poetischen Versuchen. Ein Theil dieser Jugendarbeiten ist erhalten und findet sich im achten Bande seiner Werke, z. B. religiöse Gesänge zur Ehre Christi und der h. Maria, ein Wechselgesang zum Lobe des Frühlings, von ihm und Hermann gemeinschaftlich gedichtet, Invectiven gegen die Feinde der Wohlredenheit; eine Leichenrede auf eine frome Witwe zu Tergau, Bertha von Heyen, die sich seiner angenommen hatte, und die Rede „vom Frieden und der Zwietracht", in der sich noch viel gesuchter Schmuck zeigte. Diese Jugendversuche sind übrigens nur als Zeugnisse seiner allmäligen Entwickelung wichtig. In eben diese Zeit gehört die Abhandlung „von der Verachtung der Welt", die er für einen Bekannten, Theodorich, schrieb, der seinem Neffen das Klosterleben zu empfehlen suchte. Erasmus pries darin die Vortheile der Einsamkeit im Klo-

ster, insofern man ein solches finde, das sich durch Tugend und Frömmigkeit empfehle. Da diese Abhandlung nachher ohne Erasmus' Vorwissen gedruckt wurde, so arbeitete er sie später um und vermehrte sie mit einer witzigen Schilderung der Verderbtheit der Klöster. So findet sie sich im fünften Bande seiner Werke. Für die Bildung seines Styles und die Entwickelung des Geschmackes wurde dann besonders wichtig das Studium der Schriften des Laurentius Valla. Ein lebhafter Enthusiasmus für diesen geistreichen und verdienstvollen Humanisten und Kritiker aus der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts drückt sich in mehren Briefen des Erasmus in dieser Zeit aus; und so wie später das Studium von dessen Anmerkungen zum N. T. auf seine theologischen Ansichten großen Einfluß übte, so war ihm jetzt dessen Anleitung zum lateinischen Styl*) vom größten Nutzen.

Sein Aufenthalt in diesem Kloster dauerte ungefähr fünf Jahr, und wenn er auch in dieser Zeit sich von Verirrungen in sittlicher Beziehung nicht ganz frei erhielt, wie er selbst gesteht,**) so verdiente er doch die heftigen Vorwürfe nicht, die ihm nachher von seinen Gegnern gemacht wurden. Eher darf man sich verwundern, daß bei seinem heftigen Temperament und bei den Beispielen, die er täglich vor sich sah, die Sinnlichkeit nicht das Uebergewicht erhielt. Mit seiner Lage konnte er sich aber nie versöhnen. Das Fasten war ihm nach seiner körperlichen

*) Elegantiae latini sermonis.

**) Erasmi Opp. Ed. Clerici T. 3. p. 1527. Epist. 8. Nach dieser Ausgabe sind im Folgenden die Briefe angeführt.

Beschaffenheit unerträglich, und war er einmal aus dem Schlafe geweckt (für die Horen), so dauerte es mehre Stunden, bis er wieder einschlafen konnte. Die Ceremonien waren ihm zuwider und sein wissenschaftliches Streben fand keine Befriedigung. Er war indessen entschlossen, sein Unglück mit Geduld zu ertragen, als sich ihm unerwartet eine bessere Aussicht eröffnete. Heinrich von Berges, Bischof zu Cambrai, der, in der Hoffnung, einen Cardinalshut zu gewinnen, eine Reise nach Rom unternehmen wollte und dazu eines Begleiters bedurfte, der in reiner lateinischer Sprache seine Aufträge ausführen konnte, wirkte 1491 für ihn die Erlaubniß aus, das Kloster zu verlassen und diese Secretairstelle zu übernehmen. Für Erasmus war die Aussicht zu einer Reise nach Italien, dem damaligen Mittelpunkte humanistischer Studien, doppelt erwünscht und freudig verließ er sein Gefängniß. Aber es fehlte dem Bischofe das zweite und weit nothwendigere Erforderniß eines günstigen Erfolgs beim päpstlichen Hofe, das bare Geld, und so mußte die Reise zuletzt aufgegeben werden. Zur Rückkehr ins Kloster hatte jedoch Erasmus keine Neigung und selbst der Vorsteher desselben misrieth es ihm. Er blieb fünf Jahre bei dem Bischofe, ohne sich in dieser Zeit durch literarische Thätigkeit bekannt zu machen. Auch an Briefen aus diesen Jahren fehlt es, und es ist wenig Anderes bekannt, als daß er den 25. Februar 1492 die Priesterweihe erhielt, sowie seine Bekanntschaft mit dem Bruder des Bischofs, der Abt zu St. Bertin war, und dem Rathsschreiber Battus, einem gelehrten und liebreichen Manne. Es ist in der That auffallend, daß Erasmus dieser Zeit auch in spätern Briefen oder Schriften nicht gedenkt, und es dringt sich die Ver-

muthung auf, daß er sie mehr auf angenehme als auf eine Weise zugebracht, die seine Studien bedeutend gefördert hätte.

Im Jahre 1496 bezog er endlich mit Einwilligung des Bischofs die Universität zu Paris, die damals für die scholastische Theologie die berühmteste war. Der Bischof hatte ihm in dem Collegium Montaigu einen Freiplatz verschafft und auch für seine übrigen Bedürfnisse zu sorgen versprochen. Das Letztere geschah aber nicht und die Wohnung war so schmuzig und ungesund, die Nahrung so schlecht und die Behandlung der Zöglinge so verkehrt, daß viele derselben zu Grunde gingen. Erasmus macht in seinen Colloquien, in dem Gespräche Ichthyophagia (das Fischessen), eine in der That kaum glaubliche Beschreibung dieses Aufenthaltes. In dieser Noth entschloß er sich einigen begüterten jungen Engländern Privatunterricht zu ertheilen, jedoch weigerte er sich beharrlich, ungeachtet lockender Anerbietungen von Andern, sich mit Stunden zu überhäufen, um in seinen Studien nicht zu sehr gehindert zu werden. „Ich bin nicht hierher gekommen, um zu lehren oder Gold zu sammeln, sondern um zu lernen," sagt er in einem Briefe, worin er eines sehr glänzenden Antrags erwähnt, den er abgelehnt hatte. Einer seiner Schüler war der reiche und lernbegierige Lord Montjoie, der ihn bald in seine Wohnung aufnahm und ihm dann einen Jahrgehalt von 100 Thalern aussetzte, der immer richtig ausbezahlt wurde. Ein anderer Schüler war Thomas Gray. Er las mit ihnen lateinische Classiker, leitete ihre übrigen Studien und bemühte sich auch in sittlicher Beziehung wohlthätig auf sie zu wirken. Indessen hatte der Aufenthalt in jenem Collegium sehr nachtheilig auf seine von Natur zarte Gesund-

heit gewirkt. Er verließ daher im Anfang des Jahres 1497 Paris und ging, nach einem kurzen Aufenthalte zu Cambrai bei dem Bischofe, nach Berges zu seinem Freunde Battus, in dessen Hause seine Gesundheit sich wiederherstellte. Hier wurde er auch mit der Marquise von Veere bekannt, einer Freundin der Gelehrten.

Sie setzte ihm einen Jahrgehalt von 100 Gulden aus; allein ökonomische Verlegenheiten, in die sie nachher gerieth, machten ihr die Erfüllung des Versprechens unmöglich. Aus Holland, wohin er sich nach hergestellter Gesundheit begeben hatte, kehrte Erasmus nach Paris zurück, wahrscheinlich im Sommer oder Anfange des Herbstes 1497. Allein da sich gegen Ende des Jahres die Pest daselbst verbreitete, so floh er nach Orleans und blieb dort drei Monate in dem Hause des gelehrten Professors des kanonischen Rechtes, Jakob Tutor, der ihn auf jede Weise unterstützte. Dann kehrte er nach Paris zurück.

Allmälig war aber in seinen Ansichten eine wichtige Veränderung eingetreten. Er war zuerst mit großen Erwartungen nach Paris gekommen, um sich ernstlich dem Studium der Theologie zu widmen, von dem er noch keine klare Vorstellung hatte. Bald aber mußte die dunkle, unfruchtbare und für das Leben durchaus unnütze Weise, nach welcher die Theologie in den Hörsälen der Scholastiker gelehrt wurde, einen Geist zurückstoßen, der seine Nahrung bisher aus den lateinischen Classikern geschöpft und dadurch theils in Allem nach Klarheit zu streben gelernt, theils eine immer entschiedner praktische Richtung erhalten hatte. Den Widerwillen verstärkte das barbarische Latein, dessen sich die Scholastiker bedienten. Daher sehen wir ihn nun immer mehr von der Theologie, wenigstens der dogmati-

schen sich entfernen, und zwar um so entschiedner, da auch seine natürliche Anlage sich wenig für bloße Speculation eignete. Desto eifriger setzte er seine humanistischen Studien fort. In dieser Zeit scheint er auch das Studium des Griechischen angefangen zu haben. Dennoch muß ihn damals noch zuweilen in schwachen Augenblicken der in früherer Jugend eingesogene Aberglaube gleich der Gespensterfurcht beschlichen haben und er scheint noch nicht ganz mit sich einig gewesen zu sein. Ein Beispiel gibt seine Anrufung der heiligen Genovefa, als er an einem viertägigen Fieber zu Paris so krank darniederlag, daß der Arzt alle Hoffnung aufgegeben hatte, und seine zuversichtliche Behauptung, daß er nur durch die Hülfe dieser Heiligen gerettet worden. Die Sorge für seine Gesundheit vermochte ihn endlich 1498, Paris, wo die Pest noch nicht aufgehört hatte, zu verlassen und nach Holland zurückzukehren. Bald folgte er den dringenden Einladungen seiner Freunde in England, besonders des Lord Montjoie, zu einem Besuche in diesem Lande. Er fand dort eine höchst günstige Aufnahme, nicht nur bei seinen Freunden, sondern auch bei andern ausgezeichneten Männern, die im voraus durch jene auf ihn aufmerksam gemacht wurden. Unter denselben sind vorzüglich zu erwähnen der nachherige Lordkanzler Thomas Morus und der gelehrte und verdienstvolle Johann Colet, später Dechant an der Paulskirche zu London. Mit Letzterm knüpfte Erasmus ein enges Freundschaftsband, das bis an dessen Tod fortdauerte*). Auch mit dem nachherigen König Heinrich VIII., damals neun

*) Ueber Colet vergleiche Erasmi Opp. Tom. 3. p. 455. epist. 435.

Jahr alt, wurde er durch Thomas Morus bekannt, und diese Bekanntschaft wurde auch später bis zu Erasmus' Tode durch Briefe unterhalten. Der Aufenthalt des Erasmus in England dauerte ungefähr ein Jahr; den größten Theil dieser Zeit brachte er zu Oxford zu, mit dem Studium des Griechischen unter Grocyn und Latimer beschäftigt; nur kürzere Zeit hielt er sich zu London und Cambridge auf. Der Umgang mit den genannten und andern ausgezeichneten Männern, die Achtung, die sie ihm bewiesen, die Gastfreundschaft und Freigebigkeit, die er erfuhr, Alles erfüllte ihn mit dem lebhaftesten Enthusiasmus für England. Nach den widrigen Lebensschicksalen, die er bis dahin gehabt hatte, mußten die frohesten Hoffnungen bei ihm erwachen, zumal da er gerade unter Männern von hohem Stande und großem Reichthum die eifrigsten Beförderer und Kenner der Wissenschaften fand. Auch die Sitten sagten dem lebensfrohen Manne sehr zu*).

*) Folgende Stelle aus einem seiner Briefe ist in der That charakteristisch, sowol für Erasmus als für die damaligen Sitten in England. „Wahrlich, du würdest mit beflügeltem Fuße hierher eilen, wenn Dir die Vorzüge, welche England besitzt, recht bekannt wären. — Um aus Vielem nur Eins zu erwähnen, so gibt es hier Nymphen mit himmlischem Antlitz, so lieblich und gefällig, daß Du sie deinen Musen ohne Bedenken vorziehen würdest. Dazu eine Sitte, die nie genug kann gepriesen werden. Kommt man wohin, so wird man von Allen mit Küssen begrüßt; geht man weg, so wird man mit Küssen entlassen. Kommt man zurück, so werden Mäulchen geschenkt; besucht Dich Jemand, so fließen Mäulchen; verläßt man Dich, so werden Küßchen gewechselt; begegnet man Dir irgendwo, so wird reichlich geküßt: kurz, wohin Du Dich begibst, da überfließen die Küsse. Und hättest Du nur ein einziges Mal

Für seine wissenschaftliche Bildung war der Aufenthalt in England sehr wichtig, theils durch die Fortschritte, die er im Griechischen machte, theils weil ihn vorzüglich Colet wieder zum Studium der Theologie ermunterte, aber nicht aus den Werken der Scholastiker, deren entschiedenster Gegner Colet war, sondern aus der heiligen Schrift selbst. — Um die Mitte des Jahres 1499 reiste er nach den Niederlanden zurück, hatte aber das Unglück, daß ihm auf der Mauth zu Dover wegen des Verbotes der Geldaus-ausfuhr die damals bedeutende Summe von 20 Pfund Sterling, die er von den erhaltenen Geschenken zurückgelegt hatte, weggenommen wurde. Dadurch sah er sich auf einmal wieder in drückende ökonomische Verlegenheit gesetzt; aber obgleich seine zudringliche Bitte, bei dem Bischofe von Cambrai und bei der Marquise von Veere theils gar keinen, theils nur einen unbedeutenden Erfolg hatte und nur der Bruder des Bischofs ihn einigermaßen unterstützte, so ging er doch wieder nach Paris und, da die ansteckende Krankheit dort noch nicht aufgehört hatte, zu Tutor nach Orleans.

Der kurze Aufenthalt in den Niederlanden war für ihn auch durch die Bekanntschaft mit dem edeln Franziskaner Johann Vitriarius wichtig*), der durch sein Beispiel Erasmus zum Studium und zur Bearbeitung der Kirchenväter

---

gekostet, wie weich, wie duftend sie sind, wahrlich Du würdest wünschen, nicht nur zehn Jahre wie Solon in der Fremde zuzubringen, sondern bis an Dein Lebensende in England zu verweilen." —

*) S. das schöne Denkmal, welches ihm Erasmus in einem Briefe an Jodocus Jonas setzt. Opp. Ed. Clerici. Tom. 3. Op. 451. Epist. 435.

antrieb. Uebrigens läßt es sich nicht leugnen, daß jene ökonomischen Verlegenheiten nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf Erasmus' Charakter waren und die Entwickelung desselben zu größerer Selbständigkeit und Unabhängigkeit hemmten. Mit dem Bischofe von Cambrai und der Marquise von Veere brach er zwar endlich ganz, da er sah, daß alle seine Bemühungen fruchtlos waren; dagegen ergriff er nun ein Mittel, das zwar damals noch weniger erniedrigend war, aber immer, wenn blos der Zweck, sich dadurch ein Geschenk zu erwerben, die Veranlassung ist, auf den Schriftsteller nachtheilig zurückwirkt. Er fing an, nicht blos durch literarische Arbeiten sich ein billiges Honorar zu verschaffen, sondern er verband mit denselben auch Zueignungsschreiben an reiche und mächtige Personen, die mit großer Kunst verfertigt, gewöhnlich ihren Zweck nicht verfehlt und wegen ihres Inhalts immer lesenswerth bleiben. Er hatte bis dahin, mit Ausnahme der Herausgabe von Gedichten seines Freundes Hermann, dem er einige eigne beifügte (1497), sich noch nicht durch Druckschriften bekannt gemacht. Nun aber erschienen zwei moralisch-religiöse Schriften, welche großen Beifall fanden: Rede von der Liebe zur Tugend und das Handbuch der christlichen Streiters. Die erstre hatte er für den Sohn der Marquise von Veere geschrieben, um ihm die Pflicht, sich in seinem hohen Stande durch Rechtschaffenheit und Frömmigkeit auszuzeichnen, dringend ans Herz zu legen und ihn vor dem Wahne zu verwahren, daß die christliche Religion für Personen seines Standes keine Wichtigkeit habe.

Das Handbuch des christlichen Streiters ist eine ausführliche Darstellung des praktischen Christenthums, wobei der Christ unter dem Bilde eines Kriegers dargestellt wird,

der fortwährend mit einer Menge von Feinden zu kämpfen hat und dessen kräftigste Waffe das Lesen der heil. Schrift und wahrhaft andächtiges Gebet ist, das nicht in äußerlichem Wortgepränge bestehe. Man lernt aus dieser Schrift seine Ansicht vom Christenthum und dessen vorherrschend praktischer Bestimmung am besten kennen. Er stellt 22 Vorschriften für diesen Kampf auf und wendet dieselben dann aufs Leben nach den verschiedenen Ständen der Gesellschaft an, wobei er mit vieler Freimüthigkeit theils das Sittenverderben seiner Zeit, theils manche allgemein verbreitete Meinungen und Ansichten bekämpft. Aus dem Satze, daß die wahre Frömmigkeit darin bestehe, daß der Mensch sich immer von dem Sichtbaren zum Unsichtbaren erhebe, indem er der sichtbaren Welt nur als Pilger angehöre, um sich für die unsichtbare vorzubereiten, folgert Erasmus, daß der ganze Gottesdienst nur dadurch Werth erhalte, wenn ein verborgener, geistiger Sinn, der auf das Uebersinnliche hinweiset, darein gelegt wird; auch beim Lesen der heiligen Schrift sei überall eine allegorische Bedeutung aufzusuchen, und selbst beim Abendmahl sei nur der geistige Genuß des Leibes und Blutes Christi ins Auge zu fassen. Im Allgemeinen herrscht in der Schrift ein zwar freimüthiger, aber zugleich milder und versöhnlicher Geist; nur gegen das Mönchsleben äußert er sich mit vielem Spotte, und da er behauptet, daß dasselbe keine Handlung der Gottseligkeit sei, und daß man, auch ohne Mönch zu sein, mitten in der Welt tugendhaft und fromm leben könne, [illegible]te natürlich diese Classe heftig gegen [illegible] Schrift [illegible]erden. In [illegible] stimm[illegible] Dieje[illegible]che das M[illegible]thums in [illegible]it der S[illegible] gab

es damals, wie jetzt, wohldenkende Seelen, denen der klare, überall auf sittlich-religiöses Handeln, aufs thätige Christenthum gerichtete Inhalt der Schrift nur als Anleitung zu einem äußerlich rechtlichen Leben erschien, weil er ihrer Neigung zu andächtigem Schwärmen keine Nahrung gewährte. Desto größer war der Beifall der einsichtsvollsten Männer jener Zeit, die schon lange den gänzlichen Verfall wahrer Religiosität und Sittlichkeit und ihr Untergehen in bloßem Ceremoniendienst beklagten. Von dem Bischofe von Basel wird erzählt, er habe das Handbuch gleichsam als sein Brevier beständig mit sich herumgetragen; der nachherige Papst Hadrian VI., damals Lehrer der Theologie zu Löwen, und Budäus sprachen mit dem größten Beifall davon. Vergeblich schrien die Mönche dagegen; es wurde ins Deutsche, Französische, Spanische und Italienische übersetzt, machte überall großen Eindruck und half, indem es das Nachdenken weckte, die große Bewegung der Geister vorbereiten, die dann in der Reformation ans Licht trat. Die Verdammung der Schrift durch die Sorbonne war deswegen vergeblich. —

Im Jahre 1500 gab er auch, wie er selbst sagt, aus Geldnoth zum ersten Male seine Sprichwörter zu Paris heraus. Er hatte beim Lesen griechischer und lateinischer Classiker angefangen, Sentenzen, Sprichwörter u. s. w., die sich ihm wegen Reichthums der Gedanken und Schönheit des Ausdrucks besonders empfahlen, zu sammeln. Die erste Ausgabe enthielt 800 solcher Sprüche. Erasmus erklärt aber dieselbe für mangelhaft und gab sich mit sichtbarer Vorliebe unausgesetzt Mühe, sie zu erweitern, was aber bei der damaligen Armuth an Hülfsmitteln und der Beschaffenheit der Handschriften einen außerordentlichen

Zeitaufwand erforderte*). Es erschien daher später 1508 bei Aldus Manutius zu Venedig eine ganz neue Sammlung seiner Adagien, die nun 3300 solcher Sentenzen enthielt und verschiedentlich nachgedruckt wurde. Sie beweiset die ausgebreitete Belesenheit des Erasmus und zeigt bei Vergleichung mit der ersten Ausgabe die Fortschritte, welche er in der Zwischenzeit gemacht hatte. Von der Erfahrung, die er an sich selbst gemacht, ausgehend, sah er die Sammlung von solchen Aussprüchen u. s. w. als wirksames Beförderungsmittel und zugleich als erfreuliche Frucht des classischen Studiums an. Die lehrreichen Digressionen und Anwendungen auf alle Zeitverhältnisse geben dieser Sammlung einen doppelten Werth, weckten aber auch gegen diese Schrift den Zorn der Theologen auf, sodaß Papst Paul IV. dieselbe förmlich verdammte und späterhin unter Gregor XIII. im Jahre 1575 nur noch eine verstümmelte Ausgabe bei Paulus Manutius erscheinen durfte. — Diese Schriften begründeten zuerst den großen Ruf von Erasmus. Er hielt sich in dieser Zeit theils zu Paris und Orleans auf, theils zu Löwen, wohin er 1502 sich von Paris aus Furcht vor der grassirenden Krankheit geflüchtet hatte. Seine ökonomische Lage war sehr beschränkt und es finden sich in seinen Briefen häufige Klagen darüber. Dennoch lehnte er eine Lehrstelle zu Löwen ab, die ihm der Magistrat anbot. Das Hauptstudium, dem er sich widmete, war das Griechische, womit er in Löwen die theologischen Vorlesungen des Dr. Hadrianus verband. Zu seiner Uebung im Griechischen hatte er schon früher angefangen Uebersetzungen ins Lateinische auszuarbeiten; dies setzte er be-

*) Vergl. Adag. Chiliad. III. Cent. 1. Adag 1.

ständig fort und ließ nach und nach mehre derselben drucken. Im J. 1503 erschien von ihm die Uebersetzung einiger Reden des Libanius, mit einer Dedication an den Bischof von Arras. Mit Lucianus beschäftigte er sich besonders eifrig, dessen satirischer Geist ihn nach seiner ganzen Individualität und nach seinem Verhältnisse zum Geiste der Zeit sehr ansprechen mußte. Auch die moralischen Schriften des Plutarchus schätzte er sehr hoch; er sagt von denselben: „Die heil. Schrift ausgenommen, habe ich nie etwas Frömmeres gelesen.“ Mit demselben Eifer widmete er sich aber dem Studium der Kirchenväter. Mehre derselben durchlas er wiederholt; besonders eifrig studirte er den Hieronymus, ohne aber dabei auf das eigne, freie Urtheil zu verzichten. Während er daher das Studium der Kirchenväter empfiehlt, warnt er zugleich vor blinder Annahme aller ihrer Behauptungen, indem auch sie nicht selten geirrt haben. So erhielten seine theologischen Studien durch das Studium der gelehrten Sprachen die sichersten Grundlagen. Auch die hebräische Sprache fing er in dieser Zeit an, gab sie dann wieder auf, wie er sagt: „durch das Fremdartige der Sprache abgeschreckt, und weil weder das Leben, noch der Geist des Einzelnen zugleich für Vielerlei genügt.“ Von der höchsten Wichtigkeit war aber, daß er im Jahre 1504 in einem Kloster bei Brüssel die Anmerkungen des Laurentius Valla zum N. T. fand. Schon vorher mit der größten Achtung erfüllt für diesen Mann, der seiner Zeit vorauseilte, ebendeswegen aber auch so bittern Haß erfuhr, verschlang Erasmus den gefundenen Schatz mit wahrem Heißhunger; aber sowie er immer thätiger die eignen Fortschritte im Wissen auch zur Belehrung Andrer anzuwenden suchte, so eilte er auch dieses Werk

bekannt zu machen. So erschienen zu Paris 1505 die Anmerkungen des Laurentius Valla zu der lateinischen Bibelübersetzung. Valla hatte zuerst die Behauptung gewagt und durch seine Anmerkungen bewiesen, daß die Vulgata einer Verbesserung bedürftig und diese durch Vergleichung mit dem griechischen Texte vorzunehmen sei. Jetzt war es in der That auch ein Wagniß, dieses Werk bekannt zu machen. Erasmus verschaffte sich dafür den Schutz des päpstlichen Protonotarius Fischer und ließ dem Werke ein Sendschreiben an diesen Beschützer vordrucken, das, indem es die Bekanntmachung rechtfertigt, einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der bessern Gestaltung des Studiums der heil. Schriften enthält. Von jetzt an erhielten seine theologischen Studien diejenige Richtung, in welcher er sich unsterbliche Verdienste erworben und der Reformation mit dem ausgezeichnetesten Erfolge vorgearbeitet hat. Denn mit gründlicher Kenntniß der griechischen Sprache ausgerüstet, wandte er bald seine Thätigkeit von der Vulgata auf den griechischen Grundtext des N. T., und wie durch Reuchlin erst das Studium des A. T. möglich wurde, so verdankt man Erasmus dasselbe in Beziehung auf das N. T. —

Einen Beweis, wie berühmt Erasmus damals schon durch seine classischen Studien war, gibt der Auftrag, welchen ihm die Stände von Brabant ertheilt, die Bewillkommungsrede an den Erzherzog Philipp (nachher als König von Castilien Philipp I.) bei seiner Rückkehr aus Spanien zu halten. Die Rede (gehalten zu Brüssel den 6. Januar 1504) fand vielen Beifall und verschaffte ihm ein Geschenk von 50 Goldstücken und den Antrag, in den Hofstaat des jungen Fürsten zu treten. Letzteres lehnte Eras-

mus ab, um sich ganz frei seinen Studien widmen zu können. Besonders war eine Reise nach Italien, die damals zur Vervollkommnung in den classischen Studien noch als unerläßlich angesehen wurde, sein höchster Wunsch. Für jetzt aber machte ihm der Zustand seiner Oekonomie, obschon er allmälig besser wurde, die Erfüllung unmöglich. Er entschloß sich daher gegen Ende des Jahres 1505 zu einer zweiten Reise nach England, wol auch in der Hoffnung, durch die Freigebigkeit seiner dortigen Freunde die Mittel zu dieser Reise zu erhalten. Sein Aufenthalt dauerte bis zum Frühjahr 1506; den größern Theil brachte er zu Cambridge zu. Höchst nützlich wurde für ihn die Bekanntschaft des Erzbischofs von Canterbury, William Warham, der ihn nachher mit der größten Freigebigkeit unterstützte. Nach einigen Nachrichten soll er zu Cambridge öffentliche Vorlesungen gehalten haben, wofür sich indessen keine Beweise finden.

Erasmus sah sich nun wirklich durch die erhaltenen Geschenke in den Stand gesetzt, die Reise nach Italien zu unternehmen. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Paris reiste er zuerst nach Turin, wo er im September 1506 die Würde eines Doctors der Theologie annahm, nachdem er schon zu Cambridge den Grad eines Baccalaureus erhalten hatte. Bologna, wohin er sich zunächst begab, verließ er bald wieder wegen der bevorstehenden Belagerung durch den kriegerischen Papst Julius II. Sobald sich aber die Stadt ergeben hatte, eilte er von Florenz wieder dahin zurück und hielt sich nun ungefähr ein Jahr dort auf, mit seinen Studien und mit der Leitung einiger jungen Studirenden beschäftigt. In dieser Zeit machte er eine Reise nach Rom, wo er den 20. März 1507 den bekannten Triumph-

zug Julius' II. über die Bologneser sah. Der Aufenthalt zu Rom scheint aber von kurzer Dauer gewesen zu sein, und besonders machte dieses Gepränge einen ungünstigen Eindruck auf ihn. In Bologna beschäftigte er sich vorzüglich mit Lucian und mit einer neuen Sammlung der Adagia. Ueber den Druck der letztern trat er mit dem berühmten Aldus Manutius in Unterhandlung und reiste dann selbst nach Venedig, wo er von Aldus und andern Gelehrten aufs freundschaftlichste empfangen wurde und überall zu Bibliotheken und Benutzung von Handschriften freien Zutritt fand. Ueberhaupt war damals der Enthusiasmus für das classische Alterthum in Italien so lebhaft, daß solche literarische Schätze mit der größten Bereitwilligkeit auch ungesucht zur Benutzung mitgetheilt wurden, was dagegen in andern Ländern weniger der Fall war. Erasmus hielt sich mehre Monate zu Venedig auf im Hause des Schwiegervaters von Aldus, Andreas Asulanus. Unter mehren andern Beförderern der Wissenschaften, auch von hohem Stande, mit denen er in genaue Verbindung kam, war auch der nachherige Cardinal Hieronymus Aleander, der sein Haus- und Tischgenosse war. Nachdem seine Adagien gedruckt waren, deren Correctur ihn sehr beschäftigte, machte er eine Revision des Textes von Terentius und Plautus, besonders um die Verse richtiger abzutheilen; hingegen seine Absicht, einen Commentar dazu zu bearbeiten, führte er nicht aus. Die verbesserten Texte überließ er dann Aldus zur Herausgabe. Mit Hülfe von mehren Handschriften verbesserte er auch den Text der Tragödien des Seneca. Ungeachtet der dringenden Bitten seiner Freunde verließ er im Jahre 1508 Venedig und begab sich nach Padua, wo er den Winter zubrachte, vorzüglich mit der Leitung der Stu-

dien eines natürlichen Sohnes König Jakob's IV. von Schottland beschäftigt, der schon in seinem 20. Jahre die Würde eines Erzbischofs von St. Andrews erhalten hatte und damals zu Padua studirte. Erasmus gedenkt besonders mit Freude seines dortigen Umganges mit Markus Musurus, einem gelehrten Kretenser, und mit Scipio Carteromachus aus Toscana, einem der gründlichsten Kenner des Griechischen. Von Padua ging Erasmus über Siena, wo er sich in der bessern Luft von einem Fieberanfalle wieder erholte, nach Rom. Hier erwartete ihn der glänzendste Empfang, da gerade unter den höchsten Personen mehre Beförderer der Wissenschaften, oder doch Freunde des Glanzes, den dieselben gewährten, sich fanden. Selbst Cardinäle, wie Johann von Medici, nachher als Papst Leo genannt, und Dominicus Grimani suchten aufs eifrigste seine Bekanntschaft. Letztrer besonders bemühte sich, ihn durch die lockendsten Anerbietungen in Rom festzuhalten. Selbst die Stelle eines Pönitentiarius, die man als eine Stufe zur Cardinalswürde betrachtete, wurde ihm angetragen. Auch mit Julius II. wurde er bekannt, dessen kriegerischer und nur auf weltliche Herrschaft gerichteter Sinn aber auf Erasmus keinen günstigen Eindruck machen konnte. Daher arbeitete er auch die Abhandlung über den Krieg, welche ihm Julius auftrug, in anderm Geiste aus, als dieser wünschte; denn statt einer Rechtfertigung des Krieges enthielt sein „Antipolemo" (der verloren gegangen ist und wahrscheinlich mit der spätern „Klage des Friedens" viele Aehnlichkeit hatte) gerade die Gründe gegen denselben. Daß er sich dadurch bei dem Papste nicht empfahl, ist begreiflich, und es mag dies auch zu seinem Entschlusse, Italien wieder zu verlassen, beigetragen haben.

Eine Gunst erhielt er indessen von Julius, die Erlaubniß, das Scapulier abzulegen und sich ganz als Weltgeistlicher zu kleiden, nachdem ihm schon zu Löwen der Bischof von Utrecht die Erlaubniß gegeben, die Mönchskutte abzulegen, jedoch mit der Bedingung, das weiße Scapulier beizubehalten, was ihn zu Bologna, als die Pest dort wüthete, in Lebensgefahr brachte, weil die Wärter und Aerzte der Pestkranken weiße Tücher über die Schulter tragen mußten und Erasmus, der für einen solchen gehalten wurde, einigen jungen Leuten nicht auswich. —

So glänzend übrigens die Anerbietungen waren, die ihm zu Rom gemacht wurden, so war doch das luxuriöse, schwelgerische Leben, der tiefe Verfall aller wahren Religiosität und Sittlichkeit daselbst keineswegs geeignet, ihm einen bleibenden Aufenthalt wünschenswerth zu machen. Dazu kam, daß er jetzt aus England von Lord Montjoie eine neue dringende Einladung mit dem Berichte erhielt, daß König Heinrich VII. den 22. April 1509 gestorben, daß sein Sohn und Nachfolger Heinrich VIII. für ihn sorgen und daß Erzbischof Warham ihm eine einträgliche Pfründe ertheilen werde. Der Einladung war auch schon Reisegeld von dem Erzbischof und Montjoie beigefügt. Jetzt entschloß sich Erasmus Italien zu verlassen. — Ueber den Nutzen, den ihm sein dortiger Aufenthalt gebracht, äußert er sich bald günstig, bald ungünstig; in letzterm Sinne besonders in spätern Streitschriften gegen Italiener, die damals noch außerhalb Italien nur Barbarei sahen. In der That hatte Erasmus, als er nach Italien kam, schon solche Fortschritte in den classischen Studien gemacht, daß er mit Recht sagen konnte, er habe neue Kenntnisse dahin gebracht. Denn durch Agricola, Konrad Celtes u. s. w.

waren diese Studien auch nach Deutschland und den Niederlanden verbreitet worden und die Buchdruckerkunst hatte die Schätze des Alterthums zugänglich gemacht. Italien besaß nicht mehr das Monopol der Wissenschaft, und Deutschland, Frankreich und England besaßen Gelehrte, die nicht hinter den Italienern zurückstanden. Die Achtung, welche ihm die vorzüglichsten Gelehrten in Italien bewiesen, zeugt ebenfalls für ihn. Dagegen ist nicht zu leugnen, daß er in der Hitze des Streites nachher zu weit ging, wenn er Italien gar nichts wollte zu danken haben. Ungerecht sind aber die Vorwürfe, die man Erasmus deswegen macht, daß er sich nicht mit der italienischen Sprache beschäftigt, auf das Volksleben nicht geachtet habe, und daß ihm jedes Land nur in soweit wichtig war, als er dort durch Bücher und Gelehrte sein Wissen vermehren und Stoff zu literarischen Arbeiten bekommen konnte. Die Lebensaufgabe, die sich Erasmus gestellt hatte, durch Beförderung und möglichste Verbreitung der classischen Studien zur Hebung seines Zeitalters beizutragen, erforderte damals, wo die Hülfsmittel großentheils erst mußten geschaffen werden, eine auf denselben Punkt concentrirte Thätigkeit und gestattete keine Zersplitterung der Kräfte. Das Lateinische war gleichsam seine Muttersprache geworden, und wenn er auch in der Verachtung der lebenden Sprachen zu weit ging, so daß er ungeachtet des langen Aufenthaltes in Frankreich auch vom Französischen wenig verstand, so findet dies theils in der allgemeinen Uebung der Gelehrten jener Zeit, theils in jener Nothwendigkeit, seine Kräfte zu concentriren, vollständige Entschuldigung. Daß er aber gegen Das, was um ihn vorging, keineswegs blind war und die Sitten seiner Zeitgenossen scharf ins Auge faßte,

beweisen mehre seiner Schriften und insbesondere das „Lob der Narrheit.“ Dieses Werk dichtete er seinen Hauptzügen nach auf der Rückreise aus Italien und es beweist, wie erfüllt er von den dort erhaltenen Eindrücken war. Wie er überhaupt seine Zeit sorgfältig zu Rathe hielt, so war er auch auf Reisen, die er immer zu Pferde machte, unausgesetzt thätig. Er merkte sich dabei Einiges an und führte es dann im nächsten Absteigequartier aus. So hatte er auf der Reise nach Italien das „Gedicht vom Greisenalter“ verfertigt. Bekanntlich wird auch von Robert Stephanus erzählt, er habe zu Pferde auf einer Reise die Verse seiner Ausgabe des N. T. abgetheilt.

Jenes „Lob der Narrheit“, das er nach seiner Ankunft in England im Hause seines Scherz liebenden Freundes, Thomas Morus, sogar mit Anspielung auf dessen Namen,*) in 7 Tagen ausarbeitete, verspottet unter der Form eines Panegyrikus, welchen die Göttin Narrheit sich selbst hält, die Sitten und Gebrechen seiner Zeit in allen Altern und Ständen mit beißender Ironie und merkwürdiger Kühnheit. Papst, Cardinäle, Bischöfe, Könige, Höflinge u. s. w. kommen übel weg; am schlimmsten ergeht es den Mönchen. Die Gebete zu den Heiligen, den Bilderdienst, die Wallfahrten, den Wahn von besonderen Heiligen für einzelne Orte, oder für verschiedene Anliegen verschont er eben so wenig, und indem die Moria die Pflichten der einzelnen Stände berührt, rühmt sie sich, daß durch ihre Wohlthat die Menschen sich nicht darum kümmern und sich das Leben dadurch versüßen. Wenn auch nicht zu leugnen ist, daß die Moria zuweilen aus ihrer Rolle fällt und die

*) ἐγκώμιον μωρίας.

letztere Hälfte der ersten nicht gleichkommt, so ist das Ganze doch ein reicher Erguß der Laune und eines treffenden Witzes, der mit großer Kühnheit die Gebrechen der Zeit dem Gelächter preisgab. Anfänglich soll Erasmus nicht die Absicht gehabt haben, das Werk bekannt zu machen. Allein, ohne sein Vorwissen, wie es ihm auch bei andern Schriften erging, kam eine Abschrift nach Paris, wo wahrscheinlich bei Badius die erste Ausgabe 1512 erschien. Die Schrift fand außerordentlichen Beifall, so daß in einigen Monaten 7 Auflagen nöthig wurden. „Kaum," sagt Erasmus, „ist eine andere Schrift mit größerm Beifall aufgenommen worden, besonders von den Großen. Nur einige Mönche und zwar die schlechtesten, und einige mürrische Theologen hat die Freimüthigkeit beleidigt: aber noch weit Mehre wurden beleidigt, als Lystrius seine Erläuterungen beifügte; denn vorher half noch, daß sie die Schrift nicht verstanden." Dieser Gerhard Lystrius, ein Freund des Erasmus, war ein gelehrter Arzt zu Utrecht. Von Einigen wurden seine Anmerkungen dem Erasmus selbst zugeschrieben. Die Mönche übrigens und die scholastischen Theologen hatten alle Ursache zum Unwillen, zumal da bald Uebersetzungen in mehren Sprachen erschienen; denn kaum hat eine andre Schrift soviel dazu beigetragen, daß gründlicheres Studiren sich mehr verbreitete und der barbarische Unsinn, der von den Kathedern ertönte, seine Autorität zu verlieren anfing. Da aber Leo X. selbst der Schrift seinen Beifall schenkte, so erlitt sie anfänglich keine bedeutenden Angriffe. Erst später wurde sie von den Gegnern des Erasmus heftig angegriffen und 6 Jahre nach seinem Tode beschimpfte sich die Sorbonne durch förmliche Verdammung derselben.

Erasmus war mit den glänzendsten Erwartungen von großem seiner harrenden Glücke nach England gekommen und die Aufnahme, die er fand, schien dieselben zu bestätigen. Seine Freunde, der Erzbischof Warham, Lord Montjoie, Thomas Morus, wetteiferten seinen Wünschen zuvorzukommen und Heinrich VIII. selbst empfing ihn auf die ausgezeichnetste Weise. Dennoch enthalten seine Briefe bald wieder mancherlei Klagen über getäuschte Hoffnungen. Was er geträumt hatte, eine ökonomische Stellung, die ihm alles Nöthige für seine Neigung zu einem behaglichen und genußvollen Leben darbieten sollte, wäre vielleicht in Erfüllung gegangen, wenn ihm seine Liebe zu gänzlicher Freiheit und Unabhängigkeit gestattet hätte, die günstigen Gesinnungen Heinrich's VIII. zu Erwerbung reicher Präbenden zu benutzen. Aber so erwünscht Erasmus der Umgang mit hochgestellten Personen war, so ging ihm doch nichts über litterarische Muße. Dazu kam, daß die politischen Verhältnisse, namentlich die Bildung der heil. Ligue gegen Frankreich durch Papst Julius II. im Jahre 1511, die Thätigkeit des Königs so in Anspruch nahmen, daß der so reizbare Erasmus sich vernachlässigt glaubte. Auch war der Aufenthalt zu London für seine wissenschaftlichen Bestrebungen nicht geeignet. Daher folgte er gerne der Aufforderung des Kanzlers der Universität Cambridge, Bischofs Fischer, und übernahm dort eine öffentliche Lehrstelle der griechischen Sprache und der Theologie. Anfänglich war aber die Zahl seiner Zuhörer klein; denn noch herrschte auch in England großes Vorurtheil gegen die griechische Sprache und die Dunkelmänner suchten dieses Studium als Ketzerei zu unterdrücken, bis Heinrich VIII. durch eine öffentliche Erklärung zu Gunsten desselben die

Gegner schreckte. Nach und nach vermehrten sich indessen die Zuhörer, zumal da er auch in seinen theologischen Vorlesungen vorzüglich Schriften des N. T. und der Kirchenväter zum Grunde legte. Uebrigens entsprach auch diese Stellung, die nicht sehr einträglich scheint gewesen zu sein und immerhin viel Bindendes hatte, seinen Wünschen nicht ganz. Zwar fehlte es nicht an Geschenken seiner Gönner und er sagt selbst: „Die Gewogenheit der Großen fügt nicht wenig bei, und würde noch weit mehr gewähren, wenn ich mich nur einigermaßen darum bewerben wollte;" aber dies reichte doch nicht immer zu, um ihn vor ökonomischen Verlegenheiten zu schützen, denn neben seinen persönlichen Bedürfnissen verursachten ihm auch seine Copisten, deren er mehre hatte und zum Theil auch zur Aufsuchung von Handschriften reisen ließ, nicht unbedeutende Ausgaben. Der Erzbischof Warham trug ihm daher eine einträgliche Pfarrei zu Aldington an, konnte ihn aber nur mit Mühe zur Annahme derselben und, nach englischer Sitte, zur Anstellung eines Vicars bewegen. Den 22. März 1511 wurde er wirklich in die Pfarrei eingesetzt, gab aber dieselbe den 31. Juli 1512 wieder auf, gegen einen Jahrgehalt von 20 Pfund-Sterling, die ihm sein Nachfolger bezahlen mußte. Der Erzbischof selbst fügte noch eine eben so starke Pension bei. Indessen reichte dies auch nicht zu, und man findet von Zeit zu Zeit wieder Klagen über nicht erfüllte Erwartungen und Aeußerungen der Reue, daß er Italien verlassen habe. Als daher Bischof Fischer 1513 nach Rom gesandt werden sollte, war Erasmus schon entschlossen, in dessen Gefolge dorthin zurückzukehren. Allein auch diese Hoffnung schlug fehl, indem die Reise des Bischofs unterblieb. Die Sehnsucht des Erasmus nach

Rom war um so größer, da unterdessen nach Julius' II. Tode († 21. Febr. 1513) sein Gönner, der Cardinal von Medici, als Leo X. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte.

Der Aufenthalt des Erasmus in England war durch sein Wirken als öffentlicher Lehrer, besonders aber durch die Verbreitung seiner Schriften und durch die Anregungen, welche sein Enthusiasmus für gründliche Studien hervorbrachte, von den wohlthätigsten Folgen für dieses Land. Von der größten Wichtigkeit aber war es, daß er in England einige Handschriften des griechischen N. T. fand, zu dessen Herausgabe er sich damals mit dem angestrengtesten Fleiße vorbereitete. Unter den Schriften, die er in dieser Zeit bekannt machte, verdient besonders die stylistische Abhandlung „Vom Wort- und Gedankenreichthum" Erwähnung. Colet hatte im Jahr 1509 zu London auf eigne Unkosten eine Schule für gründliche wissenschaftliche Bildung gestiftet, die um so schneller in Flor kam, da in den meisten englischen Schulen damals noch wenig Anderes gelehrt wurde als scholastische Spitzfindigkeiten. Für diese Schule wünschte Colet jene Schrift, die Erasmus schon zu Orleans angelegt hatte, zu erhalten. Sie lehrt, worin der wahre Reichthum der Rede im Gegensatze von blos gesuchtem bestehe, und weist dann an einer Menge von Beispielen nach, wie derselbe Gedanke auf verschiedene Weise könne ausgedrückt und durch Verbindung mit andern verwandten erweitert werden. Sie enthält einen reichen lexikalischen Sprachschatz, war daher bei dem damaligen Mangel solcher Hülfsmittel vom höchsten Werthe und verdient auch jetzt noch Beachtung. Aus einem Briefe von Erasmus ergibt sich, daß ihm Colet dafür 15 Angelotten (1 Angel. = 10 Shilling Sterling)

versprach. Auch das grammatische Werk „Von den acht Redetheilen“, ursprünglich von Colet für seine Schule verfertigt, dann von einem Lehrer derselben, William Lilly, verbessert, wurde von Erasmus so umgearbeitet, daß es eigentlich als sein Werk gelten konnte und daher auch in den ersten Band seiner Schriften aufgenommen wurde.

Im Jahre 1514 machte Erasmus wahrscheinlich seine erste Reise nach Basel, das damals durch seine Druckereien so berühmt war, kehrte aber, wie es scheint, wieder nach England zurück; denn man findet ihn dort noch 1515, aber immer die Aussicht auf Italien im Auge behaltend. Statt eines Rufes dorthin erhielt er aber von Leo X. eine Empfehlung an den König von England, die aber keinen weitern Erfolg hatte, da Erasmus unterdessen einen Ruf nach Brüssel annahm. Der junge König Karl I. von Spanien (als Kaiser dann Karl V.) übernahm nämlich im Jahr 1515 die Regierung der Niederlande und auch in seiner Abwesenheit wurde dort ein wirklicher Hofstaat erhalten. Karl's Kanzler, Johann Silvagius, ein Beförderer der Wissenschaften, welchem Erasmus noch durch seine Rede an Philipp den Schönen in gutem Andenken war, lud ihn nach Brüssel ein, und Erasmus folgte dem Rufe ohne bestimmte Verabredung über die Stelle, die er einnehmen sollte. Sein Vertrauen täuschte ihn dies Mal nicht *). Erasmus erhielt durch Silvagius' Vermittlung die Stelle eines königlichen Rathes mit einem Jahrgehalte von 400 Gulden, zugleich

*) Durch die Angabe des Regierungsantrittes von Karl wird die Behauptung widerlegt, daß Erasmus schon 1514 nach Brüssel sei berufen worden.

aber die Freiheit, zu reisen, wohin seine literarischen Beschäftigungen ihn rufen würden. Diese benutzte er dann auch so, daß er sich nicht nur von den Geschäften des Rathes ganz entfernt hielt, sondern auch bald seinen gewöhnlichen Wohnsitz nach Löwen verlegte, um in einer Universitätsstadt zu leben, dort sogar ein Haus kaufte und seine Einrichtungen so traf, als ob er für immer da bleiben wolle; doch lehnte er die Uebernahme eines öffentlichen Lehramtes daselbst beharrlich ab. Auch hielt er sich viel bei seinem Freunde, Peter Aegidius (Giles), Stadtschreiber zu Antwerpen, auf. Um ihn desto sicherer an die Niederlande zu fesseln, wurde ihm vom Hofe noch eine andre einträgliche Würde zugedacht. Karl übertrug ihm ein Bisthum in Sicilien; da es sich aber fand, daß dasselbe zu den reservirten Pfründen gehöre, die Verleihung also vom Papste abhange, so empfahl ihn der König dem Papste zu derselben; allein dieser hatte das Bisthum schon vergeben. Erasmus selbst scherzt über das Anerbieten, ohne jedoch Abneigung zu verrathen. Um seiner Stelle als Rath Ehre zu machen, schrieb er in dieser Zeit den „Unterricht für einen christlichen Fürsten", worin er dem jungen Fürsten seine Pflichten ans Herz legt, während er ihn Andern als Vorbild aufzustellen scheinen will. Die Schrift beginnt mit der Erziehung des Fürsten, schildert die Eigenschaften, welche ein Lehrer desselben haben müsse, und die Gefahren, denen ein Fürst in seiner Jugend ausgesetzt sei; worauf Rathschläge und Lehren für die Verwaltung selbst folgen, über die Wahl seiner Minister und Beamten, Ermunterung zur Beförderung des Jugendunterrichtes, zur Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit; ferner über Abgaben, Verträge u. s. w. Diese Schrift, in welcher der

sittliche und praktische Sinn von Erasmus überall hervortritt, wurde nicht nur von Karl selbst sehr gut aufgenommen und durch ein Geschenk erwidert, sondern auch dessen Bruder Ferdinand, welchem Erasmus 1518 eine neue Ausgabe dedicirte, schätzte sie aufs höchste und behielt sie immer bei der Hand. — Die Würde eines fürstlichen Rathes war übrigens für Erasmus keineswegs gleichgültig, indem sie damals noch nicht ein leerer Titel war, sondern ihrem Besitzer in manchen Verhältnissen, sowol in Beziehung auf seine Freunde unter den Großen, als seinen Feinden gegenüber eine festere Haltung gab.

In die Zeit seines Aufenthaltes in den Niederlanden fällt auch die Herausgabe seines Commentars über den ersten Psalm, welchem später (1524) ein solcher über den zweiten folgte. Erasmus benutzte diese Gelegenheit, um mit hohem Ernste die Misbräuche und das Verderbniß des Zeitalters in verschiedenen Ständen, die Schädlichkeit des Ceremonienwesens, die verkehrte Ansicht, daß es gefährlich sei, dem Volke die heiligen Schriften in die Hände zu geben, zu rügen und dagegen auf gründliches Studium der Theologie hinzuweisen. Den Commentar über den ersten Psalm dedicirte er seinem Freunde Beatus Rhenanus, der sich zu Basel aufhielt, wo dann 1520 eine deutsche Uebersetzung von Leo Judä erschien, durch welche die Schrift auch unter den Ungelehrten sich verbreitete, nachdem sie schon unter den Gebildeten in der Urschrift außerordentlichen Eindruck gemacht hatte. Ueberhaupt war Erasmus' Rückkehr nach den Niederlanden für sein Wirken auf Deutschland von der höchsten Wichtigkeit, denn nicht nur verbreiteten sich seine Schriften mit größerer Schnelligkeit, sondern auf seinen häufigen Reisen kam er,

überall willkommen und geehrt, mit Menschen aller Classen in Berührung, sowie hinwieder Viele ihn in den Niederlanden aufsuchten, oder schriftlich Verbindungen mit ihm anknüpften. Erasmus hat, wo er hinkam, auch durch seine Gegenwart großen Einfluß geübt, und da die Niederlande damals noch zum deutschen Reiche gehörten und er der Rath eines deutschen Fürsten war, so wurde er nicht mit Unrecht zu den deutschen Gelehrten gezählt. Noch entscheidender in dieser Beziehung war später die Verlegung seines Wohnsitzes nach Basel, dem damaligen Hauptsitze der deutschen Presse und ebenfalls noch nicht wirklich vom Reiche getrennt.

Seine Vorarbeiten zum N. T. und zu dem Kirchenvater Hieronymus waren nämlich allmälig so weit vorgerückt, daß die Herausgabe stattfinden konnte. Deswegen scheint er auch 1514 seine erste Reise nach Basel gemacht zu haben. Besonders suchte er nach langer sorgfältiger Vorbereitung den Abdruck des N. T. zu beschleunigen, um der erwarteten Polyglotte des Cardinals Ximenes *) zuvorzukommen. Er begab sich daher zu Ende des Jahres 1515 wieder nach Basel, um selbst den Druck zu überwachen. Durch eine höchst schmeichelhafte Zuschrift an Leo X. hatte er schon im voraus sich dessen Gewogenheit empfohlen; denn es konnte ihm nicht entgehen, daß dieses Werk viele Anfeindungen erfahren werde, und in der That muß dasselbe, indem es die reine Erkenntnißquelle der christlichen Religion wieder ans Tageslicht brachte, als die entscheidende Vorbereitung, oder vielmehr als der Anfang der Reformation selbst betrachtet werden. Dieses

*) Biblia complutensia.

Verdienst des Erasmus bleibt daher unvergeßlich, wie sehr er auch später der Richtung des großen Umschwungs sich abgeneigt zeigte. Diese erste Ausgabe des griechischen N. T. erschien zu Basel in Folio 1516 *). Auf eine kurze Vorrede von Froben folgt des Erasmus Dedication an Leo X. Diese und das auf dem Titelblatt angegebne kaiserliche Privilegium sollten als Schutzwehr dienen. An die Dedication schließt sich eine Ermahnung an den Leser, welche das Lesen der heiligen Schrift, als der wahren Quelle der christlichen Lehre, empfiehlt, von der Niemand solle ausgeschlossen werden, so wenig als von der Taufe oder andern Sakramenten. Darum sei zu wünschen, daß sie in allen Sprachen könne gelesen werden; denn auch der Ungebildete könne sie verstehen und lerne mehr daraus, als ihm die Weisheit der Theologen gewähre. An diese schließt sich eine zweite Abhandlung an, worin er die Methode eines fruchtbaren theologischen Studiums, besonders die Nothwendigkeit der Sprachstudien entwickelt. Eine dritte Abhandlung sucht besonders das Unternehmen einer neuen Uebersetzung zu rechtfertigen und zeigt an Beispielen, wie wichtig eine genaue Kritik sei, um Verketzerungen zu verhüten. Hierauf folgen die kurzen Lebensabrisse der vier Evangelisten aus der griechischen Synopsis des Bischofs Dorotheus. Der griechische Text des N. T. hat in der nebenanstehenden Spalte die lateinische Uebersetzung zur

*) In aedibus Joañis Frobenii Hammelburgensis menſe Februario A°. MDXVI. — So wird das Datum am Ende bezeichnet: vorher, am Schlusse der Anmerkungen heißt es Kal. Martii. 1516. und die Vorrede zu den Anmerkungen datirt er Basil. A°. 1515.

Seite. Die griechischen Handschriften indessen, die er gefunden, beschränkten sich auf fünf und gehörten nicht zu den ältesten. Außer diesen verglich er aber mit großem Fleiße die ältesten lateinischen Uebersetzungen und die Citationen der Kirchenväter, und in der Vorrede zu den Anmerkungen sagt er, Colet habe ihm zwei so alte Handschriften von lateinischen Uebersetzungen verschafft, daß ihm die alterthümliche Form der Buchstaben anfänglich unbekannt gewesen. — Es ist nun nicht zu leugnen, daß bei allem Fleiße, welchen Erasmus anwandte, er in der Kritik des Textes spätern Bearbeitern Vieles übrig ließ; doch sind manche seiner Vermuthungen durch spätere Forschungen bestätigt worden. Immer aber bleibt ihm das unschätzbare Verdienst, nicht nur die Theologen, sondern Alle, die sich mit den Wissenschaften beschäftigten und mittelbar durch sie auch das Volk wieder auf den einzig sichern Weg christlicher Erkenntniß hingewiesen zu haben. In dieser Beziehung ist auch die deutsche Uebersetzung der „Ermahnung" zu erwähnen, welche 1520 zu Strasburg erschien. — Die lateinische Uebersetzung des N. T. verfertigte er ganz unabhängig von der Vulgata, deren Fehlerhaftigkeit er ungescheut behauptet. Seine Absicht war, sich möglichst an den griechischen Text anzuschließen, ohne jedoch der Reinheit des lateinischen Ausdrucks etwas zu vergeben; daß ihm dies aber immer gelungen sei, kann nicht gesagt werden. Ueberdies bemerkt man in der ersten Ausgabe verschiedene Folgen der Eilfertigkeit, womit der Druck betrieben wurde, sodaß z. B. die Uebersetzung nicht immer mit dem zuweilen erst während des Druckes veränderten griechischen Texte übereinstimmt. Allein theils verbesserte er solche Fehler schon in der zweiten Auflage,

theils kommen diese und andre Flecken in keinen Vergleich mit der Verdienstlichkeit des Werkes. — Die beigefügten Anmerkungen, welche ungefähr die Hälfte des Bandes ausmachen, enthalten theils Wort- und Sacherklärungen, Rechtfertigungen der gewählten Lesarten oder der Abweichungen von der Vulgata, theils Excurse, worin er die Irrthümer der scholastischen Philosophie und die Abweichungen der Mönchstheologie von der christlichen Lehre und den Aberglauben seiner Zeit mit Lebhaftigkeit bekämpft. Man hat ihm mit Unrecht Vorwürfe deswegen gemacht, als ob dies mit der Würde des N. T. unverträglich gewesen sei: das Verderbniß der damaligen Religionslehre mußte vorzüglich auch da nachgewiesen werden, wo es darum zu thun war, dem ganzen theologischen Studium eine bessere Grundlage zu geben. — Eine Nachschrift von Oekolampadius, der bei der Correctur half, gibt Rechenschaft von dem außerordentlichen Fleiße des Erasmus während dieses Winters, wo neben dem N. T. auch seine Ausgabe des Hieronymus gedruckt wurde. Seine Absicht war nur gewesen, einen möglichst berichtigten griechischen Text und ganz kurze Noten zur Rechtfertigung desselben zu geben. Allein durch seine Freunde ließ er sich bewegen, statt der Vulgata eine bessere Uebersetzung und ausführlichere Anmerkungen beizufügen, sodaß er das ganze Werk neu ausarbeiten mußte. Daher passen auch viele Anmerkungen nicht zu seiner Uebersetzung, die er erst nach den Anmerkungen scheint gemacht zu haben, sondern zu der Vulgata.

Den Beifall seiner Zeitgenossen, zugleich aber auch die weit verbreitete Sehnsucht nach dem bisher verschlossenen Buche beweiset der außerordentlich schnelle Absatz der

Auflage. Schon 1517 war sie vergriffen. Erasmus suchte daher durch seine Gönner zu Rom um ein päpstliches Approbationsbreve nach, das ihm auch sogleich bewilligt wurde, aber erst im Spätjahr 1518 in seine Hände kam. Das Lob, welches dasselbe enthält, die Verbesserungen, die Erasmus anbrachte, und die als Vorrede beigefügte Abhandlung „Methode, zur wahren Theologie zu gelangen", verschafften auch dieser Ausgabe schnellen Absatz, sodaß schon 1522 eine dritte erschien. Hier schob er nun zum ersten Mal den bekannten; mehr als zweifelhaften Vers in den ersten Brief des Johannes ein (1 Joh. V. 7.), der sich dann auf seine Autorität hin, trotz der Unechtheit, behauptete. Im Jahr 1527 erschien die vierte Ausgabe, der auch die Vulgata beigefügt ist, und 1535 die fünfte, in welcher die Anmerkungen am ausführlichsten sind. An das N. T. schlossen sich nun die Paraphrasen desselben an, welche sich nach und nach über alle neutestamentlichen Bücher, mit Ausnahme der Apokalypse, erstreckten. Schon 1517 erschien zu Löwen die Paraphrase des Briefes an die Römer. Er erzählt, daß er sie früher angefangen, dann aber die Fortsetzung unterbrochen habe. Auf der Reise nach Basel 1515 sei er aber mit dem Pferde gestürzt und, von Schmerzen gequält, habe er dem Apostel Paulus das Gelübde gethan, die Arbeit zu vollenden, wenn er ihn vor nachtheiligen Folgen bewahre; ein Gelübde, das ihm und der Welt mehr nützte als die längste und peinlichste Wallfahrt, die er hätte unternehmen können. Der nächste Zweck der Paraphrasen war, den Inhalt der heiligen Schriften auch solchen Lesern zugänglich zu machen, welche nicht die erfoderlichen gelehrten Kenntnisse für ein gründliches Studium besaßen, zugleich aber auch durch

reines Latein den Gelehrten die Beschäftigung mit den Lehren der Religion zu empfehlen. Die Prediger fanden darin Anleitung zu fruchtbarer Behandlung sehr vieler Stellen und es ist unleugbar, daß das Werk zu Verbesserung des Religionsunterrichtes ganz vorzüglich beigetragen hat. Schon die Paraphrase über den Brief an die Römer wurde daher mit dem allgemeinsten Beifall aufgenommen, der ihn dann zur Fortsetzung ermunterte.

Mit diesen Leistungen für Verbreitung und Erklärung des N. T. gingen seine Bearbeitungen der Kirchenväter Hand in Hand. Die eigne Erfahrung hatte ihm die Wichtigkeit derselben für das theologische Studium bewiesen. Besonders hatte er sich schon lange mit Hieronymus beschäftigt, der ihm für das Studium und die Erklärung der heil. Schriften von vorzüglicher Wichtigkeit schien. Durch die Bekanntmachung dieses für heilig gehaltenen Schriftstellers hoffte er mit Recht auch der von ihm befolgten und empfohlenen neuen Richtung der theologischen Studien den Sieg über den Scholasticismus zu verschaffen. Daher besorgte er die Ausgabe desselben in neun Bänden zu derselben Zeit mit der ersten Ausgabe des N. T. Sie wurde in den Jahren 1516 bis 1518 vollendet und schon 1524 bis 1526 mußte eine neue Auflage gedruckt werden. In der Dedication an den Erzbischof Warham äußert er sich mit großer Freimüthigkeit über kirchliche Misbräuche. Nach und nach folgten dann Cyprianus (1520), Arnobius' Commentar zu den Psalmen (1522), Athanasius (latein. 1522), Hilarius (1523), Irenäus (latein. 1526), Ambrosius (4 Bde. 1527), Augustinus (10 Bde. 1528 fg.), Epiphanius (1529), Chrysostomus (latein. 1530), Basilius Magnus (1532) und Origenes

(erst nach des Erasmus Tode vollendet, 1536). Durch seine Uebersetzungen der griechischen Kirchenväter ins Lateinische wurde in der That das Studium der Patristik sehr befördert.

Erasmus hatte während dieses ersten längeren Aufenthaltes zu Basel freundschaftliche Verhältnisse angeknüpft, die ihn früher oder später wieder dorthin zurückziehen mußten. Die Druckereien von Amerbach und Froben, zwei Männern, die er als Gelehrte schätzen und als Freunde lieben lernte und in deren Umgange er zuerst die Genüsse häuslichen Glückes fühlte, waren für jede seiner literarischen Unternehmungen bereit: Beatus Rhenanus, Johann Oekolampadius (Hausschein) und der Doctor der Theologie Ludwig Berus (Beer) harmonirten durchaus mit seinen Bestrebungen und wurden ihm auch durch ihren Charakter theuer. Indessen kehrte er im Frühjahre 1516 nach den Niederlanden zurück, wo wieder Löwen sein gewöhnlicher Aufenthalt war; allein er machte von da aus beständig kleinere und größere Reisen, und man findet ihn in diesem und dem folgenden Jahre bald dort, bald zu Antwerpen, Brüssel, Brügge, bald in England, bald zu Basel, wo er 1518 die zweite Ausgabe des N. T. besorgte. In diese Zeit fallen auch mehre glänzende Anträge, wie von dem Bischofe von Bayeux (Ludwig Canossa, welchen Erasmus früher als päpstlichen Gesandten zu London kennen gelernt hatte), von Franz I. nach Paris, von Herzog Ernst von Baiern nach Ingolstadt und von mehren andern geistlichen und weltlichen Fürsten. Erasmus lehnte unter allerlei Vorwänden alle diese Anträge ab, bald bestimmter, bald durch ausweichende Antworten; denn die Liebe zur Unabhängigkeit, mit der er sich

seinen literarischen Arbeiten widmen konnte, stieg noch mit den Jahren. Deswegen lehnte er auch nach seiner Rückkehr in die Niederlande die Einladung ab, seinen König Karl auf der Reise nach Spanien zu begleiten, wozu vielleicht auch Furcht vor den dort so mächtigen Mönchen beitragen mochte. Seine ökonomischen Verhältnisse hatten sich auch bis zu dieser Zeit durch Pensionen, Honorare und Geschenke, die ihm von allen Seiten in großer Menge gesandt wurden, so verbessert, daß er unbedenklich alle Anträge ablehnen konnte, von deren Annahme er irgend eine Störung seiner Unabhängigkeit besorgte. Denn so sehr er die Gunst der Großen sich zu erhalten suchte und daher möglichst vermied, was dieselben verletzen könnte, so hütete er sich doch von einem allein abhängig zu werden, und fand gerade in ihrem Wetteifer, ihn zu gewinnen, die Mittel, seine Verhältnisse nach eigner Neigung zu ordnen. Diesen Plan konnte er auch um so eher befolgen, da bei dem überall erwachten Eifer für die Herstellung der Wissenschaften den Großen selbst, theils aus wirklicher Liebe für dieselben, theils um ihren Namen durch ihn geehrt zu sehen, so viel an Erasmus' Freundschaft gelegen war. Selbst am Hofe zu Rom, wo man es lange nicht erkennen wollte, daß Wahn und Irrthum, die Grundfesten der Hierarchie, vor dem durch Erasmus beförderten freiern, wissenschaftlichen Sinne nicht bestehen könnten, behielt er lange Zeit mächtige Gönner, und als man später die Gefahr erkannte, wagte man nicht, ihn durch Verfolgungen im Namen des Papstes zu offnen Angriffen zu reizen; man überließ es den Mönchen und andern untergeordneten Personen ihn zu verketzern, in der vergeblichen Hoffnung, der Verbreitung seiner Schriften dadurch entgegen-

zuwirken. Daß aber Erasmus, obschon er die Mönche fürchtete, wie sich aus mehren seiner Briefe zeigt, doch nicht abließ, sie in ihrer Blöße darzustellen, dies gibt den besten Beweis, daß der Vorwurf der Feigheit, der ihm zuweilen gemacht wurde, nicht so ganz begründet ist; aber die Klugheit rieth ihm bei mächtigen Gönnern Schutz zu suchen. Als daher sein Beschützer, der Kanzler Silvagius im Jahre 1518 starb, schien es ihm sicherer, auf die wiederholten Einladungen seiner Freunde in England einzugehen. Bald aber gab ihm der neue Kanzler Gattinara so sprechende Beweise seiner Achtung und nahm ihn so kräftig gegen seine Feinde, besonders auf der Universität Löwen, in Schutz, daß er diesen Gedanken wieder aufgab. Indessen konnte auch der Kanzler die erbitterten Mönche zu Löwen nicht zum Schweigen bringen, und je mehr sich Luther's Lehre und Grundsätze verbreiteten, desto heftiger griffen sie Erasmus als Beförderer der Ketzerei an und suchten durch ihre Predigten den Pöbel gegen ihn aufzuregen. Desto lebhafter wurde seine Sehnsucht nach dem ruhigen Aufenthalte zu Basel; denn vor diesen Betteltyrannen, wie er sie nannte, konnte er sich nur durch Entfernung sichern. Er verließ daher im Frühjahr 1521 Löwen, hielt sich noch den Sommer über in Brabant auf und reisete dann im Herbste nach Basel, wo er von dem Magistrate und der Universität aufs ehrenvollste empfangen wurde. Ungefähr zehn Monate blieb er hier in Froben's Hause, dann bezog er eine eigne Wohnung. Allein 1523 schien er entschlossen, den Einladungen Papst Hadrian's VI., die von andern seiner Gönner besonders von dem Cardinal Schinner, Bischof von Sitten, unterstützt wurden, zu folgen und seinen Wohnsitz nach Rom

zu verlegen. Er verließ wirklich Basel und kam bis Constanz, wo aber das alte Uebel der Steinschmerzen sich wieder heftiger bei ihm regte und ihn bewog, nach einem Aufenthalte von drei Wochen nach Basel zurückzukehren. Auch im Jahre vorher hatte er auf die Nachricht, daß der Kaiser im Begriff sei, nach Spanien abzureisen, und daß seine persönliche Gegenwart am besten seine Angelegenheiten bei Hofe befördern würde, die Reise nach den Niederlanden angetreten, war aber nur bis Schlettstadt im Elsasse gekommen und dann wegen Schwäche nach Basel zurückgekehrt. Ob in beiden Fällen Krankheit der wirkliche Grund der Rückkehr gewesen, bleibt ungewiß; wenigstens konnte ihm nicht entgehen, daß er in Rom durch neue Zumuthungen, öffentlich gegen Luther aufzutreten, was er bis dahin immer abgelehnt hatte, in Verlegenheit kommen würde. Aber auch nach den Niederlanden wollte er nicht zurückkehren, obgleich der Kaiser ihn wissen ließ, daß er dies wünsche, und die Oberstatthalterin (Margaretha von Savoyen, des Kaisers Muhme), ihm die Pension innezuhalten gebot, bis er zurückkomme. Einige Jahre nachher wurden ihm aber die Rückstände durch die Vermittlung von Gattinara ausbezahlt.

Erasmus' literarische Thätigkeit zu Basel ist zum Theil oben schon berührt worden bei der Anführung seiner Ausgaben der Kirchenväter. Unter diesen ist besonders die Vorrede zum Hilarius wichtig für die Kenntniß seiner damaligen theologischen Ansichten. Mit merkwürdiger Freimüthigkeit erhebt er sich gegen die Theologen seiner Zeit, die über spitzfindiger Erörterung unfruchtbarer und unverständlicher Dogmen, z. B. über das Verhältniß der Personen in der Gottheit, die Hauptsache des Christen-

thums, die Besserung des Menschen vergessen; denn nicht Irrthum oder Unkenntniß solcher Lehren, sondern ein unchristlicher Lebenswandel führe zur Verdammniß. Friede und Eintracht sei die Summe der Religion; sie könne aber nicht erhalten werden, wenn man sich nicht auf die Entscheidung über möglichst wenige Glaubenslehren beschränke und viele Punkte dem eignen Urtheil überlasse. Jetzt werde manche Frage auf die Entscheidung eines Conciliums ausgesetzt; es wäre aber besser, sie für jene Zeit aufzusparen, wo uns kein Nebel mehr täuscht und wo wir Gott von Angesicht zu Angesicht sehen werden. Ueberhaupt gehe man jetzt viel weiter als die erste Kirche und nenne z. B. den heiligen Geist wahren Gott, was sich jene Kirche nie erlaubt habe; zu allen Zeiten habe die Kirche am meisten verloren, wenn sie durch philosophische Gelehrsamkeit zu gewinnen schien. Ebenso freimüthig tadelt er an den Kirchenvätern und an den Theologen seiner Zeit die leidenschaftliche Sprache und die Verfolgungssucht gegen solche, die in irgend Etwas von dem Glauben der herrschenden Kirche abweichen; ja, selbst den römischen Stuhl verschont er nicht, indem er sagt: „Man nennt es ein Schisma, wenn Jemand die Autorität des römischen Stuhles angreift; aber warum ereifert man sich nicht auch, wenn niedrige Schmeichler sie in den Himmel erheben?" — Natürlich war diese Vorrede keineswegs geeignet, die Zahl seiner Feinde unter den Katholiken zu vermindern, oder ihn dem römischen Hofe zu empfehlen. Aber auch die heftigere und auf solche Dogmen großen Werth setzende Partei unter den Protestanten konnte mit seinen Ansichten nicht einverstanden sein. Ueberhaupt wurde seine neutrale Stellung in dem großen Kampfe der Zeit

immer schwieriger, und weil man fühlte, welches Gewicht sein Name der einen oder andern Partei geben würde, so wurde die Auffoderung, gegen Luther aufzutreten, immer dringender. Daß Erasmus zu der großen Veränderung in den Vorstellungen und Ansichten seiner Zeitgenossen, woraus die Reformation hervorging, wesentlich mitgewirkt hat, ist oben gesagt worden; hier ist der Ort, sein Verhältniß zu den Reformatoren und ihren Ansichten näher zu bezeichnen.

Zu der großen Parteiung, die schon vor Luther's Auftreten entstanden war, in der die Beförderer der Wissenschaften und alle Gegner des hierarchischen Druckes, besonders der Tyrannei der Mönche, mit großer Kraft die Beschützer des hergebrachten verdorbenen Zustandes oder die sogenannten Dunkelmänner bekämpften, hatte Erasmus allerdings durch seine Schriften und sein ganzes Wirken Vieles beigetragen, dabei aber immer eine von den Parteien unabhängige Stellung zu bewahren und in dem Kampfe selbst nur als Vermittler zu erscheinen gesucht. Daher beschränkte er sich in dem Streite Reuchlin's mit den Dominikanern zu Köln nur auf ein rühmliches Zeugniß über die Gelehrsamkeit dieses Mannes in einem Briefe an Leo X. und auf Empfehlung desselben an die Cardinäle Grimani und von St. Georg, ohne auf die Streitsache selbst näher einzugehen *). An dem Bunde der Reuchlinisten nahm er keinen Theil und suchte auch die Bekanntmachung von Hutten's „Triumphe Reuchlin's" zu verhindern. Erst nach Reuchlin's Tode († 1523), als

*) Epp. 167. 168. 174. Alle drei Briefe von London datirt vom 31. März und 28. April 1515.

der Streit aufgehört hatte, schrieb Erasmus dann die „Apotheose Reuchlin's" (in den Colloquien), worin er dessen Verdienste schildert. Daß er an den „Briefen der Dunkelmänner" keinen Theil gehabt, ist längst nachgewiesen worden. Während dieser Bewegungen trat Luther gegen den Ablaßhandel und bald gegen die päpstliche Autorität selbst auf. Anfänglich nahm Erasmus wenig Antheil, wenn man seiner Aeußerung in einem Briefe vom 18. Mai 1518 an den Cardinal Wolsey *), daß er noch nie Zeit gehabt, Luther's Schriften zu lesen, einzelne Blätter ausgenommen, glauben darf. Indessen erregt der übrige Inhalt des Briefes doch einigen Zweifel gegen die Wahrheit dieser schon an sich unwahrscheinlichen Behauptung. Man sieht deutlich, Erasmus will sich gegen den mächtigen Cardinal nicht bestimmt aussprechen. Er sagt: „Hätte ich auch volle Zeit gehabt, sie zu lesen, so würde ich mir doch nicht anmaßen, über die Schrift eines solchen Mannes abzusprechen. — Vielmehr war ich einst gegen Luther nicht ganz gerecht, aus Furcht, es möchte der Haß sich gegen die Wissenschaften richten, denn ich weiß wohl, wie großen Haß es erregt, wenn das geschwächt wird, was den Priestern und Mönchen so reiche Ernten gewährt." Dann erwähnt er noch in diesem und mehren andern Briefen, daß er zu verhindern gesucht, daß Luther's Schriften nicht wieder abgedruckt werden. Es gelang ihm dies auch bei Froben; dagegen druckte ein anderer Baseler, Adam Petri, dieselben desto thätiger nach. In einem Briefe vom 31. Juli 1518 **) sagt Erasmus: „Luther

*) Ep. 317.

**) Ep. 325.

hat viel Treffliches gelehrt, möchte er es nur etwas gemäßigter gethan haben;" ferner: „Er hat der Menschheit gewiß genützt." In diesem Sinne schrieb Erasmus auch an Luther selbst *) und dessen Freunde, fortwährend Mäßigung empfehlend. Auch an den Kurfürsten Friedrich den Weisen schrieb er 1519 zu Gunsten von Luther; doch auch hier enthält er sich eines entscheidenden Urtheils und schützt Unkenntniß von Luther's Schriften vor; dagegen spricht er sich stark gegen die Verketzerungssucht aus, indem die Hauptsache der Religion in einem Leben bestehe, das Christus Ehre mache, und äußert das Vertrauen, daß unter der Regierung des Kurfürsten die Unschuld nicht der Heuchelei und Bosheit unterliegen werde **). Besonders entschieden äußert er sich aber über das Verfahren und die wahren Absichten von Luther's Feinden in einem Schreiben (Löwen 1. Nov. 1519) an den Kurfürsten Albrecht von Mainz ***). Von den Dominikaner- und Carmelitermönchen sagt er: „möchte nur nicht bei der Mehrzahl die Lasterhaftigkeit noch die Unwissenheit übersteigen." Luther erklärt er für einen wahrhaft frommen und tugendhaften Mann und fügt bei: „In Luther's Schriften ist Vieles eher unvorsichtig als frevelhaft; am meisten ärgert jene Menschen, daß er den Thomas (von Aquino) geringschätzt; daß er den Gewinn vom Ablasse vermindert; daß er die Bettelorden nicht ach-

*) Ep. 427. 30. Mai 1519.

**) Dieser Brief, der in der Ausgabe der Briefe des Erasmus fehlt, findet sich in der jenaer Ausgabe von Luther's Werken Th. I. S. 211. und größtentheils bei Seckendorf.

***) Ep. 477.

tet; daß er die scholastischen Dogmen nicht so hoch setzt als die Evangelien; daß er die Spitzfindigkeiten der Discutirenden verachtet. Das sind die nicht zu duldenden Ketzereien." Uebrigens behauptet Erasmus auch in diesem Schreiben, er habe aus Mangel an Muße nur einige von Luther's Schriften durchblättert und verwahrt sich wiederholt gegen jedes Urtheil über Luther's Behauptungen. — Die Veranlassung zu diesem Briefe war ein goldner Becher, welchen der Kurfürst durch Hutten, der in seinen Diensten war, an Erasmus gesandt hatte. Dieser schickte nun das Dankschreiben an Hutten, der dasselbe aber, ehe er es übergab, abdrucken ließ. Ob Hutten bei diesem Misbrauche des Vertrauens die Absicht hatte, Luther's Feinden zu beweisen, wie sehr ihr Verfahren von dem allgemein geehrten Erasmus misbilligt werde, oder ob er hoffte „daß eben hierdurch Erasmus sich zum öffentlichen Uebertritte zur Partei der Reformatoren werde bewegen lassen," ist schwer zu entscheiden; jedenfalls verursachte dieser Schritt dem Erasmus großen Verdruß. Der Brief machte großes Aufsehen und nicht nur die Mönche zu Löwen, mit denen er schon lange im Streite lebte und unter denen sich besonders der Carmelite Egmond auf der Kanzel die heftigsten Ausfälle auf Erasmus erlaubte, sondern die ganze Partei verschrie ihn laut als einen Anhänger Luther's, der nur aus Erasmus' Schriften seine Ketzereien gezogen und an dessen Schriften Letzterer selbst Theil habe. Bei diesen Leuten konnte seine Behauptung, daß er Luther und seine Schriften nicht kenne, ebenso wenig Eindruck machen, als seine Warnungen vor den übeln Folgen, die aus blindem Wüthen entstehen. Als nun im Junius 1520 die Bannbulle gegen Luther wirklich publi-

cirt wurde, missbilligte er dieselbe in mehren Briefen. Zugleich aber gab er sich Mühe, seine Gönner und den Papst Leo selbst, von seiner Ergebenheit gegen die römische Kirche durch Zuschriften zu überreden, die zwar nicht überall überzeugen, aber ihm doch Schutz verschaffen konnten.

Im Herbste desselben Jahres (23. Octbr. 1520) fand die Krönung Karl's V. zu Aachen statt. Der Kurfürst Friedrich von Sachsen berief auf der Rückreise zu Köln Erasmus zu sich, der als kaiserlicher Rath wahrscheinlich der Krönung beigewohnt hatte *). Auf des Kurfürsten Frage, ob er glaube, daß Luther im Irrthum sei, lächelte Erasmus; dann antwortete er, „Luther hat in der That eine doppelte Sünde begangen, daß er dem Papst an die Krone und den Mönchen an die Bäuche gegriffen hat." Hierauf setzte er auseinander, daß Luther mit Recht die Verderbnisse der Kirche angegriffen habe. Die Feindschaft gegen ihn fließe nur aus dem Hasse der Mönche gegen die Wissenschaften und aus Herrschsucht. Allerdings sei Luther zu heftig; aber so wie die Sachen jetzt stehen, sei kein andres Mittel zur Rettung des päpstlichen Ansehens übrig, als die ganze Angelegenheit durch einige kluge und unverdächtige Männer beilegen zu lassen; die Welt sei nun einmal in dem Verlangen nach der evangelischen Wahrheit nicht mehr zurückzuhalten." Daß diese Aeußerungen auf den Kurfürsten großen Eindruck machten, ist um so weniger zu bezweifeln, da sie mit seiner Neigung überein-

*) Irrig wird dieses Gespräch als auf einem Reichstage zu Köln vorgefallen angeführt. Ein Reichstag fand damals nicht statt. Der erste Reichstag, welchen Karl V. hielt, ist derjenige im Anfang des Jahres 1521 zu Worms.

stimmten. Spalatinus, der bei der Unterredung gegenwärtig war, bat den Erasmus, den Hauptinhalt schriftlich aufzusetzen. Erasmus folgte der Aufforderung, erbat sich zwar dann das Manuscript wieder zurück; allein es wurde ohne sein Vorwissen abgedruckt und vermehrte die Zahl und die Bitterkeit seiner Feinde *). Dieselbe Wirkung brachte ein Brief hervor, den er von Köln aus (9. Novbr. 1520) an Peutinger schrieb **) und worin er ihm denselben Gedanken einer Art von Schiedsgericht als den Vorschlag seines Freundes, des Dominikaners Johannes Faber, nachher Erzbischof von Wien, dringend empfahl. Dieser Vorschlag, daß der Papst sich einem Richter unterwerfen sollte, machte natürlich auch auf Leo selbst einen ungünstigen Eindruck, welchen Erasmus vergeblich durch ein sehr vorsichtiges Schreiben auszulöschen suchte. Indessen sieht man Erasmus sich von dieser Zeit an immer mehr zurückziehen und dem Verdachte einer Theilnahme an der Sache Luther's möglichst vorbeugen. Dennoch konnte er sich lange nicht entschließen, gegen ihn aufzutreten, da er innerlich die Bestrebungen von Luther großentheils billigte, so sehr er auch dessen Heftigkeit tadelte. In einem Briefe aus Löwen an Capito 1520 sagt er: „Die Theologen glauben, Luther könne nur durch meine Feder bezwungen werden, und sie verlangen im Stillen von mir, daß ich gegen ihn schreibe. Aber vor solchem Wahnsinn bewahre mich Gott!" Deswegen lehnte er auch die Auffoderung ab, sich bei dem wormser Reichs-

*) In der jenaer Ausgabe von Luther's Werken Bd. 2. S. 314.

**) Ep. 542.

tage einzufinden, wo es ihm unmöglich gewesen wäre, seine Stellung zwischen den Parteien zu behaupten. Die Achtserklärung Luther's vermehrte sein Bestreben, überall die Meinung zu verbreiten, daß er nie mit Luther einverstanden gewesen; es zeigt sich dies aus mehren seiner Briefe vom Jahr 1521. Allein um dieser Behauptung Glauben zu verschaffen, hätte er gegen Luther schreiben müssen, wozu die Aufforderungen immer dringender wurden. Mangel an Zeit und an den nöthigen Kenntnissen dienten ihm anfänglich zur Entschuldigung: „Aber," sagt er, „ich erkannte wol, wie es eine ganz andre Aufgabe ist, nur zum Studium der Wissenschaften zu ermahnen, zur Sittlichkeit zu ermuntern und beim Lesen der heiligen Schriften Bemerkungen zu machen; oder dagegen die Sache des Glaubens vor den Augen der Welt zu behandeln — diese Aufgabe ist so, daß man ohne Verrath an der evangelischen Wahrheit die Leute schwerlich befriedigen könnte *)." Indessen konnten solche Ausflüchte auf die Länge nicht ausreichen und seine Feinde hatten allmälig auch Leo X. selbst gegen ihn eingenommen, so daß dessen Tod im December 1521 auch für Erasmus erwünscht war, obgleich nun Hadrian VI. ihn durch die Aufforderung, nach Rom zu kommen und gegen Luther zu schreiben, in Verlegenheit setzte. Zum Glücke starb auch Hadrian schon 1523 und Clemens VII. zeigte sich Erasmus geneigter. Auf der andern Seite erbitterte sein Benehmen auch viele Anhänger Luther's und er sah sich auch von dieser Seite sehr angefeindet. Seine Lage schildert er in

*) Ep. 587.

einem lesenswerthen Briefe an Pirkheimer *). Beide Parteien waren überzeugt, der Name des Erasmus würde ihnen unfehlbar den Sieg verschaffen, und suchten ihn deswegen aus seiner neutralen Stellung ganz auf ihre Seite zu ziehen. Zumuthungen aller Art, Bitten, Verunglimpfung, Vorwürfe, Drohungen, Nichts wurde gespart.

Zu dieser Zeit kam der flüchtige Ulrich von Hutten nach Basel, im November 1522. Erasmus stand früher in sehr freundschaftlichen Verhältnissen mit ihm, die aber schon seit längerer Zeit lauer geworden waren, da die scheue Zurückgezogenheit des Erasmus mit dem ritterlichen Heldensinne und dem gewaltthätigen Verfahren Hutten's zu sehr contrastirte, als daß die gemeinsame Liebe für die Wissenschaften und der Haß gegen die Feinde derselben ihre Verbindung hätte erhalten können. Gerade damals hatten sich über Hutten die schlimmsten Gerüchte verbreitet und er hatte sich die Verfolgungen nicht blos durch seinen Eifer für die Reformation zugezogen. Die ekelhafte Krankheit, mit der er behaftet war, trug ebenfalls bei, daß man den Umgang mit ihm vermied. So wirkte Vieles zusammen, um den Erasmus zu bestimmen seinen Besuch abzulehnen, zumal da derselbe nicht hätte geheim bleiben können. Hutten blieb ungefähr acht Wochen in Basel, ging dann, auf den ihm mitgetheilten Wunsch des Rathes, der bei der steigenden Parteiung für und wider die Reformation seine Gegenwart nicht gern sah, im Januar 1523 nach Mühlhausen und schrieb dort, nachdem der Versuch einer Aussöhnung zum Theil auch durch geschäftige Zwischenträger vereitelt worden, die lei-

*) Epist. 618. d. Basil. 30. Mart. 1522.

denschaftliche und höchst feindselige Schrift: „Ulrich's von Hutten Beschwerde gegen Erasmus von Rotterdam," welche im Juli 1523 zu Strasburg im Drucke erschien, nachdem sie schon einige Zeit in Abschriften war herumgeboten worden. Erasmus' ganzes Benehmen wird darin aufs schlimmste gedeutet und aus Feigheit, Eigennutz, Ehrsucht und Neid gegen die Verdienste Andrer hergeleitet. In Zeit von sechs Tagen schrieb Erasmus dagegen den „Schwamm gegen Hutten's Bewerfung," die an Bitterkeit und Uebertreibungen Hutten's „Expostulation" gleich kommt. Wie gewöhnlich bei solchen Streitschriften, so billigten auch jetzt nur die Leidenschaftlichsten auf beiden Seiten die eine oder die andre, und selbst Luther äußerte sich ungünstig über die Expostulation, noch mehr aber über den Schwamm*). Indessen fällt Erasmus mehr, als diese Antwort, ein Brief zur Last (vom 10. Aug. 1523), den er an den Rath zu Zürich schrieb, um denselben vor Hutten zu warnen**). Dieser hatte im Juni auch zu Mühlhausen die Weisung erhalten, die Stadt zu verlassen, und war nach Zürich gekommen, wo Zwingli sich seiner annahm. Den „Schwamm" sah er nicht mehr***).

Der Streit mit Hutten mußte Erasmus in seinem Vorsatze bestärken, sich von der lutherischen Partei mög-

*) Vergl. über diesen ganzen Streit: Ulrich von Hutten gegen Desiderius Erasmus u. s. w. von J. Jak. Stolz. 1813.

**) Dieser Brief, sowie ein andrer von Hutten an den Rath zu Zürich abgedruckt in Heß: Erasmus von Rotterdam. Bd. 2. S. 572.

***) Hutten starb auf der Insel Ufnau im Zürchersee, nach Erasmus den 29. Aug., nach Andern den 31. Aug. oder 1. September 1523.

lichst entfernt zu halten. Dagegen stand er damals noch mit Zwingli in freundschaftlichem Verhältnisse, der sich so wie Andre Mühe gab, zu verhindern, daß Erasmus nicht öffentlich gegen Luther auftrete. So sehr aber Erasmus und Luther jeder die Verdienste des Andern anerkennen mußte, so war ihr innerstes Wesen doch zu verschieden, als daß sie sich an einander hätten anschließen können. Schon 1516 hatte Luther in einem Briefe an Spalatinus den Erasmus wegen mehrer Anmerkungen zum N. T. getadelt, in denen das Dogma von der Gerechtigkeit und von der Nutzlosigkeit der Werke nicht mit seinen Ansichten übereinstimmte und letztere nur auf die Ceremonien bezogen wurden. Da aber dieses grade ein Hauptpunkt für Luther war, der überhaupt auf Dogmen einen Werth legte, den ihnen Erasmus nicht zugestehen konnte, so erklärt sich daraus die Entstehung einer frühen geheimen Abneigung gegen Erasmus. Dazu kam das bedächtige und vorsichtige Wesen des Letztern und seine Ermahmahnung an Luther, sanfter zu Werke zu gehen und seinen Feuereifer zu zügeln. Erasmus haßte dogmatische Streitfragen, die ihm bei Luther zu sehr hervorzutreten schienen und worin er zum Theil die scholastische Spitzfindigkeit nur unter anderer Form erneuert sah. Seine Ansicht war, daß in den Glaubenslehren durchaus nicht alles so genau sollte bestimmt werden, indem sein praktischer Sinn das Wesen der Religion in einen moralisch guten Wandel setzte. Luther's Lehren von der Erbsünde, dem natürlichen Verderben des Menschen u. s. w., mußten ihm als unfruchtbare Spitzfindigkeiten erscheinen. Besonders aber tadelte er neben der stürmischen Hitze, womit Luther auftrat, daß er das Volk in den Kampf hineinzog

und Lehren auf die Bahn brachte, die nach seiner Ansicht für einstweilen besser verschwiegen geblieben wären. „Die Theologen geben einander dies und jenes zu, dessen Veröffentlichung schädlich wäre," sagt er in einem Briefe an den Cardinal Campegius (Ep. 547). Herstellung und Beförderung wissenschaftlicher Bildung war der Gegenstand seiner Bestrebungen. Dadurch hoffte er auch einer vernünftigen Religiösität am sichersten aufzuhelfen, und hielt auch Luther's Bestrebungen anfänglich für durchaus nicht verschieden. Da er nun Liebe und Achtung für die Wissenschaften bei den Großen und selbst am päpstlichen Hofe fand, so glaubte er, auf diesem Wege könne am sichersten auch die religiöse Verbesserung herbeigeführt werden, und daher waren religiöse und literarische Bestrebungen ihm eines und dasselbe. Wirkliche Angriffe auf den römischen Stuhl und die Kirchenverfassung überhaupt würden nach seiner Meinung der Sache der Wahrheit und der Wissenschaften eher Schaden bringen; denn er übersah, was die Leidenschaften, der Eigennutz und die Selbstsucht vermögen. Wol erkannte er, daß durch die Wissenschaft der Geist für das Höhere empfänglich wird; aber daß zur wirklichen Belebung eines wahrhaft religiösen Sinnes noch ein andrer kräftiger Anstoß nothwendig sei, blieb ihm verborgen. Daher sagte schon 1522 Melanchthon, den Erasmus aufs höchste schätzte: „In theologischen Sachen und Lehren suchen wir zwei Ding. Das ein ist, damit wir uns trösten und ermahnen gegen den Tod und göttlichem Gericht, damit wir auch unser Gemüth aufrichten gegen den Hinterlisten des Satans und wider die Gewalt der hellischen Porten und dies Lehren ist eben die wahre evangelische und christliche Predig, der Welt und aller mensch-

lichen Vernunft unbekannt. Dies lehret der Luther, und dies ist die Frummkeit des Herzens, die alsbald gebihrt gute Werk. — Das ander, das man in theologischer Lehr sucht, sind gute Sitten und ein stattlich Wesen. Darauf dienet gar nach Alles, was Erasmus lehrt. Es haben aber solches auch die heidnischen Philosophi gelehrt. — Welche der Art Lehre nachhangen, die lernen wohl die Liebe, den Glauben lernen sie nicht, — doch acht ich Erasmus sei den Alten fürzusetzen."

Diese Verschiedenheit in den Grundansichten, wie ein besserer Zustand herbeizuführen sei, mußte eine innigere Verbindung der beiden großen Männer unmöglich machen. Schon frühe äußerte Erasmus Besorgnisse, die Theilnahme und Aufregung der Masse des Volkes könne den Wissenschaften Gefahr bringen, und nachher schienen der Bauernkrieg und die wiedertäuferischen Bewegungen seine Besorgnisse zu rechtfertigen. Rechnet man dazu noch, daß Erasmus, als der Kampf heftiger und Luther in die Acht erklärt wurde, schon über funfzig Jahr alt und dabei fortwährend kränklich war, daß ihn von Jugend auf seine ganze Individualität darauf geführt hatte, in ungestörter Beschäftigung mit den Wissenschaften und Beförderung der Studien bei Andern sein Lebensglück zu suchen, daß er schon seit lange von den Mönchen, denen er wie Luther „an die Bäuche gegriffen hatte," verfolgt wurde, daß er sich doch nicht ganz von den Jugendeindrücken in Rücksicht der Autorität der Kirche frei machen konnte, endlich daß er bei entschiedenem Anschließen an die Sache Luther's auch genöthigt gewesen wäre, Glaubenslehren anzunehmen, denen seine Ueberzeugung widerstritt, also einen Glaubensdespotismus mit dem andern hätte vertauschen

oder in der Partei ähnliche Streitigkeiten erregen müssen, wie zwischen Luther und Zwingli entstanden, — faßt man also Alles dieses zusammen, so findet man darin hinlängliche Gründe, um sich die Stellung zu erklären, welche Erasmus annahm, ohne genöthigt zu sein, dieselbe einzig aus dem Bestreben herzuleiten, die Gunst seiner vornehmen und mächtigen Gönner nicht zu verlieren, oder, wie von Anderen geschieht, aus dem Mangel religiösen Sinnes oder aus Eifersucht gegen Luther. Daß die Neigung für ein ruhiges und bequemes Leben ebenfalls auf sein Benehmen Einfluß, und daß er nicht den Muth gehabt, für die Wahrheit Alles aufs Spiel zu setzen, wird deswegen nicht geleugnet, und in dieser Beziehung steht er allerdings tief unter Luther: aber darin allein die Motive seiner Neutralität zu suchen, zumal bei einem Charakter, dem durch seine Lebensschicksale Verstellung zur andern Natur geworden, dazu hat man kein Recht.

Diese Neutralität gab Erasmus in der That auch nicht auf, als er sich endlich durch die unaufhörlichen Angriffe der Mönchspartei 1524 genöthigt sah, gegen Luther aufzutreten. Nicht Luther's Verdienste überhaupt, nicht sein Kämpfen gegen den Verfall der Religion und gegen die schreckliche Verderbniß der Kirche griff er an; er trat nicht als Luther's erklärter Feind, als Vertheidiger des Papstthums oder gar des Mönchswesens auf, das ihm weit verhaßter war als Alles, was er an Luther tadelte, sondern er hob ein einzelnes Dogma Luther's heraus, das mit seinen eignen Ansichten im völligen Widerspruche stand: Luther's Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Willens. Diese bekämpfte er in der „Abhandlung vom freien Willen" (ohne Druckort 1524 und in dem-

selben Jahre eine zweite Ausgabe zu Köln) mit exegetischen und philosophischen Gründen auf eine sehr gemäßigte Weise und verwahrt sich ausdrücklich am Schlusse, daß ungeachtet seiner abweichenden Ansicht in dieser Beziehung „alles in seinem Werthe bleibe, was Luther so fromm und christlich von der Liebe zu Gott, von der Schädlichkeit des Vertrauens auf eigne Verdienste u. s. w. gelehrt habe.“ Luther war es nicht möglich, diesen Angriff auf eine Lehre, die ihm so wichtig war, mit derselben Ruhe und Mäßigung abzuschlagen. Seine Gegenschrift „Von dem unfreien Willen“ (im December 1525) ist äußerst heftig und feindselig gegen Erasmus, obgleich er dessen Gelehrsamkeit rühmt *). Daß weder durch die eine, noch durch die andre Schrift die durch Einmischung und Anthropomorphismen doppelt verwickelte Streitfrage ihrer Lösung näher gebracht wurde, war weniger wichtig, als daß dadurch ein Ausbruch geheimer Abneigung verursacht wurde, der nach beiden Seiten hin nachtheilig gewirkt hat. Erasmus schrieb in der größten Eile: den „Schildtrager gegen den unfreien Willen“, um wenigstens noch die erste Abtheilung auf die frankfurter Messe zu senden. Diese Schrift ist nun ebenso heftig und bitter als Luther's Vertheidigung, und in demselben Tone ist auch die Fortsetzung abgefaßt, welche Erasmus 1527 erschienen ließ. Der Vorwurf, daß er nicht Theologe, sondern nur Grammatiker sei, ferner daß ihn Luther des Mangels an Interesse für die Religion, der Menschenfurcht, des Epikuräismus beschuldigte, hatte ihn aufs Tiefste gekränkt. Indessen war dieser

*) Eine Analyse beider Streitschriften s. in Plank's Geschichte der Entstehung des protestantischen Lehrbegriffs. Th. 2.

Streit mit Luther im Grunde mehr persönlich. Aber einem Manne auf so hoher Stufe, auf den Aller Augen gerichtet sind, gestatten die Parteien keine Neutralität. Zwar von Seite des römischen Hofes selbst war man vorsichtiger und hütete sich wohl, Erasmus aufs Aeußerste zu treiben. Ueber seine Schrift von dem freien Willen ertheilte man ihm Lobsprüche und munterte ihn nur auf, so fortzufahren. Dasselbe geschah von Seite des Kaisers und andrer Großen. Desto heftiger fuhren die Mönche und überhaupt die Vorkämpfer der Obscurantenpartei fort zu toben. Mochte immerhin Erasmus nun Manches, was er früher gesagt, anders deuten: auf alle Weise wurde von ihnen der Satz commentirt: Erasmus habe das Ei gelegt, das dann von Luther nur sei ausgebrütet worden. Ebenso wenig wurde er von manchen Protestanten geschont, die ihn fortwährend aus seiner neutralen Stellung herauszutreiben suchten. Das freundschaftliche Verhältniß mit Zwingli erlosch auch um diese Zeit, besonders als Leo Judä in einer Druckschrift zu beweisen gesucht hatte, daß Erasmus die uneigentliche Erklärung der Einsetzungsworte des Abendmals gebilligt habe.

Durch die steigende Gährung in der Stadt Basel wurde zugleich die Schwierigkeit seiner Stellung vergrößert. Im Jahre 1525 hatte ihn der Rath zu einem Gutachten über die sogenannte Lutherische Sache aufgefordert. Erasmus beschränkte sich auf drei Punkte, von den Druckschriften, vom Fleischessen und von den Ehen der Priester und Mönche, und entschuldigte sich, daß er den Auftrag nicht ganz erfüllen könne. „Die ganze Sache," sagt er, „ist so beschaffen, daß sie nur durch ein Einverständniß mächtiger Fürsten, oder vieler Städte und Landschaften

kann gestillet werden. Mische ich mich darein, so wird das Trauerspiel nur noch heftiger. Gefahr darf man allerdings nicht fürchten, wo die Hoffnung eines großen Gewinnes leuchtet; aber diesen sehe ich noch nirgends. Keine Partei ist nüchtern: wenn ich daher einen gemäßigten Ausspruch thun sollte, so würde ich beide beleidigen; und doch wollte ich dies noch lieber, als mich, ganz an die eine oder andre anschließen." Ueber den ersten jener drei Punkte äußert er, wenn man die Lutherischen Dogmen zu drucken verbieten wollte, so müßten auch die Commentarien Andrer nicht gedruckt werden, welche solche Lehren einmischen, wie Pomeranus und Oekolampadius; so aber würde viel Nützliches unterbleiben. Die Bewilligung des Abendmahls unter beiden Gestalten und des Fleischessens wäre nach seiner Meinung leicht vom Papste auszuwirken. Auch in Rücksicht der Priesterehe äußert er sich nachgiebig *). Daß das Gutachten keiner Partei gefallen konnte, fällt in die Augen, aber auch hier zeigt sich wieder die Täuschung, in der er sich befand, daß der Papst selbst Verbesserungen in der Kirche nicht abgeneigt sei.

Neben demjenigen, was Erasmus von Anfang am Aeußern der Reformation getadelt hatte, und was er „aufrührerische Freiheit" nennt, wich er aber auch von den Protestanten in einigen wichtigen Grundsätzen ab. Dahin gehört seine Anerkennung der Autorität der Kirche, die ihm freilich auch als Verstellung gedeutet worden ist, sich aber auch aus tief haftenden Jugendeindrücken und einem gewissen Mangel an Selbständigkeit erklären läßt; seine

---

*) Consilium Senatui basiliensi in negotio Lutherano A°. 1525 datum, in Heß: Erasmus von Rotterdam. Bd. 2. S. 577.

Ansichten von der Rechtmäßigkeit der päpstlichen Gewalt in Disciplinarsachen, wozu eine gewisse Befangenheit des Urtheils über den ganzen Zusammenhang und die Wirkungen des hierarchischen Systemes scheint gekommen zu sein. Wenn er in Uebereinstimmung mit den Protestanten auf die heiligen Schriften hinwies und das Lesen derselben auch den Laien empfahl, so hinderte ihn doch jener Autoritätsglaube, Allem, was daraus folgt, beizustimmen. Dies mußte besonders in Beziehung auf schwierigere Dogmen der Fall sein, da diese seinem praktischen Sinne immer als untergeordnet erschienen. Allerdings mag er auch manche dogmatische Untersuchungen absichtlich vermieden haben, weil ihm dies eben bequemer war und seine Ruhe nicht störte. Es zeigt sich dies aus mehren seiner Aeußerungen. Im „Enchiridion" hatte er z. B. die Anrufung der Heiligen für heidnischen Aberglauben erklärt; später sagt er in einem Briefe vom Jahre 1524 *): „Meine Meinung ist nicht, daß man die Heiligen anrufen solle; indessen ist es ungereimt, über einen Gebrauch, der sich seit dem Ursprunge der Kirche fortgepflanzt hat und an sich fromm ist, solche Tragödien zu erregen." Aus Allem ergibt sich, daß das Bestreben des Erasmus, seine Neutralität in dem großen Kampfe zu wahren, so viel auch persönliche Verhältnisse und Rücksichten dazu beitragen mochten, ebenso sehr aus seinen abweichenden Ansichten herfloß, wie ein besserer Zustand in der Kirche herbeizuführen sei, ferner aus der vorherrschend praktischen Richtung, die er durch den ganzen Gang seiner Bildung erhalten hatte und nach der ihm das Dogmatische im

*) Epist. 707.

Christenthum gegenüber der Sittenlehre ganz untergeordnet erschien; aus den Besorgnissen, die ihm die Theilnahme der Massen erregte, weil er nicht erkannte, daß die Fürsten auch bei dem besten Willen ohne die Hingebung der Völker zu schwach gewesen wären, der Wahrheit den Sieg zu verschaffen; endlich aus der Verschiedenheit seiner Ansichten über wichtige Hauptpunkte, die er Luther's Urtheil nicht unterwerfen konnte, ohne sich einem neuen vielleicht noch drückendern Glaubensdespotismus zu unterwerfen, als für ihn der römische war, indem es dort die Großen mit einem Manne, wie Erasmus, im Einzelnen nicht so genau nahmen. Die Frage aber, was erfolgt wäre, wenn Erasmus sich öffentlich für Luther erklärt hätte, ist, wie alle Wenn in der Geschichte, eine müßige, und wer sich mit derselben beschäftigen wollte, würde mögliche Wirkungen finden, die der Reformation theils nützlich theils schädlich hätten sein können. Daß Erasmus, ungeachtet seiner Neutralität bei dem Kampfe, Luther's Unterdrückung nicht wünschte, zeigt sich überall, und daß seinen Vorbereitungen die Reformation Vieles zu danken hat, ist unleugbar; in gewissen Beziehungen hatten seine Feinde mit dem Bilde von dem Eie nicht ganz unrecht. Aber ungerecht war es von beiden Seiten, daß man ihn mit Gewalt aus dem Wirkungskreise, den er sich gewählt und in welchem er bis dahin so wohlthätig gewirkt hatte, herausnöthigen und auf eine Bahn führen wollte, die weder seinen Neigungen noch seinem Wesen überhaupt zusagte.

Zu einer genauern Darstellung der Ansichten und des Verhältnisses des Erasmus zu beiden Parteien dienen auch seine mannichfaltigen literarischen Fehden. Der beschränkte Raum gestattet hier nur dieselben kurz aufzuzählen. Am

ausführlichsten findet man sie, mit Angabe des Hauptinhalts der gewechselten Streitschriften, im: Erasmus von Rotterdam von Heß. Indessen nahmen diese Fehden meistens einen persönlichen Charakter an; sie waren, so schnell auch Erasmus solche Schriften hinwarf, ein wirklicher Zeitverlust und für die Fortschritte der Wissenschaften überhaupt lange nicht von solcher Wichtigkeit wie die Reuchlinsche Fehde. Die bedeutendsten derselben wurden durch seine Arbeiten über die heiligen Schriften veranlaßt und unter den Gegnern erschienen einige, die des Erasmus nicht ganz unwürdig waren, z. B. der gelehrte und verdienstvolle Jakob Lefevre von Estaples in der Picardie (Faber Stapulensis), der spanische Theologe Lopez Stunica und der Graf von Carpi, Albertus Pius aus dem Hause Savoyen. Andre Kämpfer für die römischen Grundsätze und Lehren, die ebenfalls, durch die Ausgabe des N. T. oder durch die Paraphrasen veranlaßt, gegen ihn auftraten, waren der Professor der Theologie zu Löwen, Latomus, der Engländer Eduard Lee, die Doctoren der Sorbonne Pater Sutor von Mans und der fanatische Natalis Bedda. Die Sorbonne war überhaupt damals ein Centralpunkt, von welchem die heftigsten Verfolgungen gegen alle Gegner der Mönchstheologie ausgingen, der als wahre Propaganda auch in andern Ländern seine Affilirten und in den Klöstern seine Clubs hatte, um auf den Kanzeln gegen die Neuerer aufzuhetzen, und der sich dann die Hauptschläge für den günstigen Augenblick selbst vorbehielt. Selbst der Schutz der Könige sicherte nicht vor ihr, was der unglückliche Berguin erfuhr, der einige Schriften des Erasmus ins Französische übersetzt und 1529, ungeachtet er an den König und an den rö-

mischen Stuhl appellirt hatte, verbrannt wurde. Gegen Erasmus selbst trat die Sorbonne 17. December 1527 mit einer Censur auf, wodurch eine bedeutende Zahl von Stellen aus den Paraphrasen, der Vorrede zu der Ausgabe des Hilarius und aus den Colloquien förmlich für Ketzereien erklärt und verdammt wurden *). Unter denen, die in der römischen Kirche noch später (1531 und 1533) gegen ihn öffentlich auftraten, sind zu erwähnen der Italiener Steuchus Eugubinus und der spanische Theologe Sepulveda. Die Streitigkeiten mit Anhängern der Reformation betrafen, mit Ausnahme der oben angeführten mit Leo Judä und der Streitschrift gegen Luther, fast ausschließend Persönlichkeiten; so die schon angeführte mit Hutten, ferner diejenigen mit Gerhard Geldenhauer von Nimwegen und mit Eppendorf.

Alle diese Streitigkeiten des Erasmus, sowohl mit Katholiken als mit Protestanten, treten übrigens in Beziehung auf die allgemeine Entwicklung der gährenden Zeit immer mehr in den Hintergrund, je mehr die beiden großen Hauptparteien sich ausschieden und der Kampf von dem Gebiete der Wissenschaft auf dasjenige der Glaubenslehren und der gesammten Kirchenverfassung sich verpflanzte, wohin Erasmus demselben nicht folgen konnte. Ihm selbst konnte dies keineswegs entgehen und seine Mißstimmung mußte bittrer werden, je mehr er sich durch den Gang der Ereignisse in den Schatten gestellt sah. Neben

*) Die Apologie des Erasmus s. Opp. Ed. Clerici. T. IX. p. 814. Auch unter den Mönchen in Spanien wurde um diese Zeit die Bewegung immer heftiger und veranlaßte Erasmus zu einer Apologie. ib. p. 1015.

der hierdurch und durch die Angriffe seiner Gegner verletzten Eigenliebe trugen andre Gründe zu dieser steigenden Bitterkeit bei, die sich immer mehr in seinen Streitschriften und Briefen zeigte. Die zunehmenden körperlichen Beschwerden, besonders Steinschmerzen, und ihr Einfluß auf die Gemüthsstimmung dürfen bei der Beurtheilung seines Benehmens nicht übersehen werden. Der im Jahre 1527 erfolgte Tod seines liebsten Freundes Froben vermehrte seinen Mismuth. Dazu kam nun noch, daß zu Basel selbst die Freunde der Reformation immer kühner hervortraten und durch den Widerstand der Machthaber ein Kampf bereitet wurde, der ihn bald nöthigen mußte, entweder sein geliebtes Asyl zu verlassen, oder durch sein Verbleiben zu Basel sich öffentlich der Reformation anzuschließen. Erasmus konnte nach der ganzen Stellung, die er bisher zu behaupten gesucht hatte, nur den ersteren Weg wählen.

Den 8. Februar 1529 brach der Aufstand der Bürgerschaft zu Basel gegen den auf heimtückische Weise zögernden Rath aus; die Bilder und Altäre wurden zerstört und die Häupter der katholischen Partei flohen aus der Stadt. Im April verließ Erasmus dieselbe, ungern, wie er selbst sagt; dennoch kann er sich nicht enthalten, in zwei Briefen *) über die Heiligen zu spotten, die es unterlassen haben, durch ein Wunder die Zerstörung ihrer Bilder zu bestrafen. Oekolampadius und Beatus Rhenanus suchten ihn vergeblich zurückzuhalten. Seine Geräthschaften hatte er schon vorausgesandt. Dem Schiffer befahl er, ihn in einem abgelegnern Theile der Stadt in den Kahn

*) Ep. 1048 und 1069

aufzunehmen; allein dies verbot der Rath und verlangte, daß er sich an dem gewöhnlichen Orte bei der Rheinbrücke einschiffe, damit er die Stadt nicht als Flüchtling zu verlassen scheine. Seine Besorgniß, von dem Pöbel beleidigt zu werden, zeigte sich als völlig unbegründet und er sah viele trauernde Gesichter unter der am Ufer stehenden Menge *). Er hatte sich, um desto ungehinderter abreisen zu können, durch ein Schreiben an den Bischof Bernhard von Trient, der mit König Ferdinand auf den Reichstag zu Speier gekommen war, einen Ruf von Ferdinand und einen Geleitsbrief für alle Staaten des Kaisers und seines Bruders verschafft, zugleich aber angedeutet, daß der Zustand seiner Gesundheit es ihm unmöglich mache, sich in das Gewirre des Reichstags selbst zu wagen **). Ferdinand, der ihn früher unter glänzenden Bedingungen vergeblich nach Wien zu ziehen gesucht, hatte ihn dem Magistrate seiner Stadt Freiburg im Breisgau angelegentlich empfohlen. Der Empfang entsprach der Empfehlung, und man wies Erasmus in einem der Stadt gehörigen Gebäude eine Wohnung an. Anfänglich war er auch mit dem Aufenthalte wohl zufrieden. Allein die nach seiner Darstellung ***) unredliche Behandlung in Rück-

*) Von den Gefühlen, mit denen er Basel verließ, zeugen neben mehren seiner Briefe die Zeilen, welche er dem ihm begleitenden Freunde Amerbach dictirte:

Jam, Basilea, vale, qua non urbs altera multis
Annis exhibuit gratius hospitium.
Hinc precor omnia laeta tibi: simul illud, Erasmo
Hospes ut ne unquam tristior adveniat.

**) Ep. 1017. p. 1158. d. d. 24. Febr. 1529.

***) Ep. 1210.

sicht des Miethzinses vermochte ihn ein eignes Haus zu kaufen, dessen Einrichtung ihm aber neuen Verdruß verursachte. Hierüber, sowie über andre Unannehmlichkeiten und über zunehmende körperliche Beschwerden enthalten seine Briefe aus dieser Zeit viele Klagen. Einige Entschädigung fand er in dem Umgange mit dem berühmten Rechtsgelehrten Zasius und in dem lebhaft fortgesetzten Briefwechsel mit ausgezeichneten Männern seiner Zeit. Den wichtigen Reichstag zu Augsburg 1530 zu besuchen, lehnte er wegen Krankheit ab, sagt aber selbst, daß er dort mit seinen Friedensvorschlägen keinen Eingang finden könnte. Indessen warnte er in einem Briefe an den Cardinal Campegius dringend vor gewaltthätigen Maßregeln und sandte an Julius Pflug eine Abhandlung „Von der lieblichen Eintracht der Kirche," als Erklärung des 83. Psalms, die wegen ihres vermittelnden Inhalts keinem der beiden Extreme gefallen konnte

Vom J. 1531 an zeigt sich bei Erasmus immer größere Abneigung gegen den Aufenthalt zu Freiburg. Die Luft schien seiner Gesundheit nicht zuträglich; eine Epidemie in der Stadt beunruhigte ihn; die Gefahr eines neuen Krieges mit Frankreich vermehrte seine Besorgnisse. Er sah sich daher nach einem andern Aufenthaltsorte um, der in den Besitzungen des Kaisers gelegen, aber nicht allzuweit von Basel entfernt sein sollte, wo er fortwährend die Froben'sche Druckerei beschäftigte und gewissermaßen leitete. Besançon schien sich dafür zu eignen und er schrieb wirklich an den Rath daselbst, der ihn auch durch Geschenke zu Ausführung dieses Vorhabens zu bewegen suchte. Zugleich kamen von Brüssel neue Einladungen zur Rückkehr, mit einer Anweisung auf 300 Gulden als Reisegeld

und dem Versprechen einer Erhöhung seiner Pension. Im Herbste 1533 machte er daher Anstalten, Freiburg zu verlassen. Ob er wirklich entschlossen war, nach Belgien zu gehen, ist ungewiß. Die Mönchspartei, die ihn früher vertrieben hatte, war, wie er täglich erfuhr, nicht versöhnt und ihr großer Einfluß konnte ihm nicht verborgen sein. Indessen verschlimmerte sich sein Gesundheitszustand so sehr, daß er die Abreise aufs Frühjahr 1534 verschob. Allein auch in diesem Jahre wurde sie durch zunehmende Gichtanfälle verhindert und es dauerte noch bis in den Sommer 1535, ehe er Freiburg verließ.

Ungeachtet seiner Misstimmung und der wiederholten Krankheitsanfälle dauerte auch zu Freiburg seine angestrengte literarische Thätigkeit und sein lebhafter Briefwechsel ununterbrochen fort. Wenn ihn die Gicht in der Hand am Schreiben hinderte und er das Bette hüten mußte, dictirte er Briefe und Anderes. Noch ins Jahr 1529 fällt die Vollendung der Ausgabe des Augustinus, mit einer Dedication an den Erzbischof von Toledo, worin er diesen Kirchenvater sehr erhebt, nachdem er ihn früher tief unter Hieronymus und Origenes gesetzt hatte. Es zeigt sich indessen aus Briefen dieser Zeit, daß er durch diese Lobeserhebungen des von der römischen Kirche so gepriesenen Kirchenvaters nicht seine wahren Ansichten ausdrückte. Im Jahre 1530 erschien seine Uebersetzung des Hieron von Xenophon, eine Erklärung des 34. Psalms, eine Ausgabe von Algeri opus de veritate corporis et sanguinis Domini in Eucharistia (Algerus, Mönch des Ordens von Clugni im 12. Jahrhundert, vertheidigte die Transsubstantiation). Die Abhandlung „Von dem Anstande in den Sitten der Jugend" und die freimüthige

Schrift „Von dem Kriege gegen die Türken," in welcher er unter andern daran erinnert, daß das Geld, welches man zum Türkenkriege durch Indulgenzen und auf andre Weise zusammengebracht, „in den Händen der Päpste, Cardinäle, Mönche, Herzöge und Grafen" geblieben und zu Allem eher als zum Kriege gegen die Türken sei verwendet worden. Im folgenden Jahre erschienen die „Denksprüche," eine Sammlung treffender Aussprüche und Antworten aus den Classikern, die er schon seit längerer Zeit begonnen hatte. Sie fand großen Beifall, sodaß bald eine neue Ausgabe nöthig wurde, in welcher er noch zwei Bücher den sechs ersten beifügte; auch jetzt noch verdient sie empfohlen zu werden. Ferner die Ausgaben des Aristoteles, bei welchem er sich der Hülfe von Simon Grynäus bediente *), des Livius, mit den fünf von Grynäus aufgefundenen Büchern **), (1532) des Demosthenes, Terentius, mehrer Schriften von Basilius und (1533) der Geographie des Ptolemäus. In einer Erklärung des 39. Psalms, welche 1532 erschien, weiset er nach, daß man jedem Kirchenvater Heterodoxien oder gar Ketzereien vorwerfen könnte; daß dasselbe bei manchen Dekreten früherer Päpste der Fall sei, und daß auch spätere Päpste ungeachtet der angeblichen Unfehlbarkeit einander widersprechen. Nicht weniger freimüthig ist seine „Deutliche Erklärung des sogenannten apostolischen Symbolums, der Gebote des Dekalogus und des Gebetes des Herrn" in Beziehung auf verschiedene Dogmen, und indem er nicht verhehlt, daß das apostolische Symbolum nicht von den Apo-

*) Ep. 1159. p. 1353.
**) Ep. 1160. p. 1358.

steln herrühre. Diese Schriften beweisen, daß Erasmus ungeachtet der giftigen Angriffe seiner Feinde auch im Alter noch Ansichten freimüthig aussprach, die diesen wieder neuen Stoff zu Verketzerungen geben mußten. Noch in der letzten Zeit seines Aufenthaltes zu Freiburg arbeitete er die Schrift aus „Der Kirchendiener oder der evangelische Prediger", die dann nach seiner Rückkehr nach Basel 1535 erschien. Er zeichnet in derselben das Bild eines wahren christlichen Predigers und Seelsorgers und die Vorbereitungen, die dieses Amt erfordre, und gibt dann eine ausführliche geistliche Rhetorik und Dialektik, jedoch nicht in streng systematischer Ordnung. Das Werk fand außerordentlichen Beifall, sodaß die ganze Auflage von 2600 Exemplaren in kurzer Zeit vergriffen war und eine zweite mußte veranstaltet werden. — So wie früher, so brachte ihm auch diese, nebst einigen kleinern hier nicht erwähnten Schriften, durch die Dedicationen reiche Geschenke ein, Bischöfe und Fürsten betrachteten es als großen Gewinn, ihre Namen auf diese Weise verewigt zu sehen*).

Im Sommer 1535 verließ nun Erasmus Freiburg, angeblich um sich nach Besançon zu begeben, ging aber nach Basel, theils um seine dortigen Freunde noch zu sehen, theils um den Druck des „Kirchendieners" zu veranstalten. Daß er erst von Basel aus Anstalten zum Verkaufe seines Hauses in Freiburg und der zurückgelassenen Mobilien machte, geschah, um ungehinderter sich entfernen zu können; denn an die Rückkehr dachte er nie. Ungewisser ist, ob er wirklich die Absicht hatte, nur kurze Zeit in Basel

*) In einem Briefe an Christoph Masias v. J. 1530 zählt Erasmus solche Geschenke auf. Epist. 1103. p. 1284.

zu bleiben, oder ob er sich durch dieses Vorgeben nur gegen Vorwürfe vertheidigen wollte, die man ihm wegen des Aufenthaltes in dieser nun ganz reformirten Stadt machte. Noch in einem Briefe vom 28. Junius 1536*) äußert er, obgleich er bei aufrichtigen Freunden sei, wie er zu Freiburg nicht gehabt, würde er doch lieber wegen der Ungleichheit der Glaubenslehren an einem andern Orte sein Leben beschließen, und wünscht, daß Brabant näher wäre. Da aber diese Aeußerungen an seinen Freund Konrad Goclenius, der im buslidianischen Collegium zu Löwen lehrte, gerichtet waren, damit sie der Statthalterin hinterbracht würden, so beweisen sie ebenso wenig, als ein anderer Brief vom 17. Mai, an den Schatzmeister zu Dole in Franche-comté**), worin er von seinem Vorhaben spricht, nach Besançon zu gehen, sobald es seine Gesundheit erlaube, und beifügt: „Von den Sekten droht mir hier keine Gefahr. Niemand fällt mir auch nur mit einem Worte beschwerlich; aber ich möchte auch Niemanden in meinem Hause haben, der von den neuen Lehren angesteckt wäre." Wie wenig ernstlich dies gemeint war, zeigt sich daraus, daß er um dieselbe Zeit einen Besuch von Pellicanus, der damals Professor in Zürich war, annahm und sich sehr freundschaftlich mit ihm unterhielt. Uebrigens wäre die Reise nach den Niederlanden bei seiner geschwächten Gesundheit nicht rathsam gewesen. — Erasmus lebte in dieser Zeit sehr zurückgezogen und auf einen kleinen Kreis weniger Freunde beschränkt; öffentlich sah man ihn beinahe nie. Indessen

*) Epist. 1299.
**) Epist. 1298.

wurde von Rom aus noch ein Versuch gemacht, sich seiner gegen die Reformation zu bedienen. Erasmus hatte, nach seiner Gewohnheit bei jedem Papstwechsel, 1534 an Paul III. ein Beglückwünschungsschreiben gesandt. In Basel erhielt er nun eine sehr schmeichelhafte Antwort, mit der Ermahnung auf dem bevorstehenden Concilium die katholische Lehre zu vertheidigen. Zugleich ertheilte ihm der Papst die Propstei Deventer, deren reine Einnahme auf 1500 Dukaten berechnet wurde, und da seine Gönner ihm den Cardinalshut verschaffen wollten, wofür aber der Gewählte ein reines Einkommen von 3000 Dukaten besitzen mußte, so sahen sie sich nach andern Präbenden um, die ihm noch könnten ertheilt werden. Paul III. scheint die Sache wirklich ernstlich betrieben zu haben, aber wol kaum, weil er von Erasmus' aufrichtiger Anhänglichkeit an das ganze hierarchische System überzeugt gewesen wäre, sondern weil man seine Abneigung gegen Luther kannte und ihn zu neuen, noch gewichtigern Streitschriften gegen die Reformation zu nöthigen hoffte, wenn er die Lockspeise annehmen würde. Allein alle diese Bemühungen scheiterten an Erasmus Weigerung, die Propstei Deventer anzunehmen, und er kann sich in seinen Briefen nicht enthalten, über den Plan zu spotten. Denn zu seiner frühern Abneigung gegen jede öffentliche Stellung, die ihn in eine abhängige Lage bringen und in der freien Benutzung seiner Zeit hindern konnte, kam noch das Gefühl, daß die ihm beschiedene Lebensdauer sich ihrem Ende nähere. Die Gichtschmerzen wurden im Herbste 1535 heftiger und nöthigten ihn den Winter über das Bett zu hüten. Dennoch setzte er seine literarischen Arbeiten fort. Im Januar 1536 erschien die „Erklärung des vierzehnten

Psalms", und unausgesetzt arbeitete er an der Ausgabe der Origenes. Allein als er im März noch von einer Diarrhöe befallen wurde, die später in die Ruhr überging, mußte er der Vollendung entsagen und übertrug sie seinem Freunde Beatus Rhenanus. Auch beschäftigte er sich mit einer neuen Sammlung und Herausgabe seiner Briefe*). Unter schweren Leiden erlebte er noch den Sommer. Aus der Schilderung seiner letzten Lebensumstände, welche Beatus Rhenanus in der Dedication der Ausgabe des Origenes gibt, vernimmt man, daß er dieselben mit religiöser Ergebung in den Willen Gottes trug, aber auch jetzt noch einen Scherz zu eigner und der Freunde Erheiterung nicht für unerlaubt hielt. So, als wenige Tage vor seinem Tode drei Freunde, Bonifazius Amerbach, Hieronymus Froben und Nikolaus Episkopus ihn mit einander besuchten, gedachte er der drei Freunde Hiob's und fragte sie lächelnd, warum sie ihre Kleider nicht zerrissen und das Haupt nicht mit Asche bestreut haben. — In der Nacht vom 11. auf den 12. Juli 1536 erlag endlich die von Jugend an zarte Hülle dem schleichenden Fieber, welches dieselbe seit drei Wochen verzehrte: der Geist blieb bis zum letzten Augenblick helle, und ohne durch die Zudringlichkeit katholischer Priester und die Sterbesakramente beunruhigt zu werden, einzig die Gnade Gottes und Jesu anflehend, entwand er sich der zerfallenden Hütte. —

Ein Testament, von seiner eignen Hand geschrieben, vom 12. Februar 1536, das auf der Bibliothek zu Basel aufbewahrt wird, setzte seinen Freund Bonifazius Amerbach zum Universalerben seiner bedeutenden Verlassenschaft

*) Epist. 1295.

ein, bestimmte seine Uhr und verschiedene Pretiosen andern Freunden und setzte nicht unbedeutende Summen aus für seine Bedienten und andere Untergebene, für alte und schwächliche Personen, für Ausstattung von Mädchen und Unterstützung studirender Jünglinge. Dagegen enthält es keinerlei Legate an Kirchen oder Klöster, für Messen u. s. w. — Seine Geburtsstadt Rotterdam, besonders aber Basel ehrten sein Andenken auf würdige Weise. Die Inschrift auf seinem Grabmahl in der Hauptkirche zu Basel und an dem Fußgestell seiner Bildsäule zu Rotterdam, sowie allerlei Denkverse, die bekannt wurden, findet man in der Ausgabe seiner Werke und bei Heß. Sein Aeußeres beschreibt Rhenanus in der Dedication der baseler Ausgabe von Erasmus' Werken*).

Hans Holbein, welchen Erasmus sehr schätzte, hat ihn zu wiederholten Malen abgebildet, und was Lavater in seiner Physiognomik aus diesem Antlitz herausfindet, stimmt wenigstens mit dem überein, wie wir Erasmus im Leben finden.

Ueber den Charakter eines so ausgezeichneten Mannes ist es um so schwieriger, ein Urtheil zu fällen, wenn er, zwischen zwei extremen Parteien stehend, von beiden mit derselben Leidenschaftlichkeit angegriffen wurde. Die Charakterfehler, welche eine nothwendige Wirkung seiner Ju-

*) Corpusculo satis compacto et eleganti, sed quod esset tenerrimae complexionis et minimarum etiam rerum mutatione, puta vini, cibi coelive facile offenderetur. — Cute corporis et faciei candida, capillitio in juventa subflavo, oculis caesiis, cultu festivo, voce exili, lingua pulchre explicita, cultu honesto et gravi.

gendschicksale waren, Argwohn, Schlauheit, Verstellung, Furchtsamkeit und ein gewisser Mangel an Selbständigkeit, allzugroße Reizbarkeit bei wirklichen oder vermeintlichen Kränkungen, diese Fehler mußten nothwendig durch die schwierige Stellung noch gestärkt werden. Daher die Geneigtheit, Allem, was ihm von Ohrenbläsern zugetragen wurde, Glauben zu schenken, und die oft ungerechten Urtheile, die er in Streitschriften und in Briefen über den Charakter und die Verdienste seiner Gegner fällte. Eine ängstliche Sorge für seinen Ruhm machte ihn allzuempfindlich gegen jeden Tadel und er konnte es Luther nicht vergessen, daß er sich über seine Paraphrasen, die Melanchthon sehr hoch schätzte, verächtlich geäußert und sie Paraphroneses (Wahn) genannt hatte. In der Hitze des Streites vergaß er dann leicht jeder Mäßigung und überbot seine Gegner noch an Leidenschaftlichkeit, zumal er seine Streitschriften immer in der größten Eile und im heftigsten Affekte hinwarf. Seine Bitterkeit war um so größer, da er sich durch solche Angriffe immer in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen gestört sah. So oft er sich daher auch vornahm, auf Schmähschriften nicht zu antworten, so konnte er sich doch nicht enthalten, denselben bittere Apologien und sarkastische Ausfälle entgegenzusetzen. Aber neben diesen unleugbaren Fehlern bietet sein Charakter und seine Gesinnung in der That auch ihre Lichtseite dar, die ihm auf hohe Achtung Ansprüche gibt. Nur ein für Tugend und reinere Religiosität begeistertes Gemüth konnte mit solcher Beharrlichkeit und unter so großen Gefahren den begonnenen Kampf fortsetzen. Erasmus erkannte schon in der Jugend das Verderben, welches Unwissenheit und Sittenlosigkeit in die Kirche gebracht hatte. Gegen dieses Verderben kämpfte er

mit den Waffen, die nach seiner Ansicht am sichersten den Sieg verschaffen konnten. Wenn er darin irrte und den Sieg der Wahrheit nur von den Großen der Erde hoffte; wenn er deswegen seine freundschaftlichen Verhältnisse zu ihnen zu erhalten strebte; wenn er in stürmischen Bewegungen nur die damit verbundenen Gefahren sah und die unumgängliche Nothwendigkeit eines Kampfes auf Leben und Tod, an welchem das Volk selbst Theil nehmen mußte, verkannte, so kann man darin immerhin eine Täuschung, nicht aber eine verwerfliche Gesinnung finden. Wer solchen Enthusiasmus für Tugend und Wissenschaft bewiesen hat, verdient nicht, wie von Vielen geschehen ist, als kalter Egoist bezeichnet zu werden. Ebenso ungerecht ist der Vorwurf, daß er einer wahren, seelenvollen Freundschaft nicht fähig gewesen; sein inniges Verhältniß mit Froben beweiset das Gegentheil, und wenn zur Unterstützung jenes Vorwurfes das Verhältniß zu Thomas Morus und dem Erzbischof Warham angeführt wird, so sollte der große Abstand in der äußern Stellung nicht übersehen werden. Das, vielleicht später allzuängstliche Bestreben, seine ökonomische Lage möglichst zu sichern, erklärt sich aus der wirklichen Armuth, die ihn früher drückte, und aus seiner Neigung zu einem, für seine Gesundheit und für seine Studien passenden, bequemen und unabhängigem Leben; denn daß er von Habsucht und Geiz ferne war, beweiset seine Wohlthätigkeit gegen Arme, die Unterstützungen, welche er jungen Leuten für ihre Studien gewährte, und sein großer Aufwand für den Ankauf von Büchern und Handschriften. Ueberhaupt erscheint er als dienstfertig und gefällig, im Umgange durch belehrende Gespräche, Witz und muntre Laune als ein liebenswürdiger Gesellschafter. Von den

Gründen, warum er hohe Ehrenstellen und einträgliche Aemter ablehnte, ist schon oben die Rede gewesen. Will man ein gerechtes Urtheil über Erasmus fällen, so nehme man ihn, wie ihn die Natur geschaffen und Erziehung und Lebensschicksale gebildet hatten; dann wird man den kühnen Muth, die feste Zuversicht Luther's nicht von ihm fordern und nicht vergessen, daß man jedem ausgezeichneten Mann noch andere Vorzüge zu wünschen geneigt ist, mit denen dann aber vielleicht diejenigen, die er wirklich besaß, unvereinbar waren; daß namentlich Erasmus, wenn er sich muthvoll in den Kampf für die Reformation gestürzt hätte, für die Herstellung der Wissenschaften, die ihr doch auch für die Zukunft ihre kräftigsten Waffen geben mußten, nicht dasselbe hätte leisten können.

In Rücksicht der geistigen Anlagen gehörte Erasmus nicht zu den ganz vorzüglich begabten Geistern; aber ein gewisses Ebenmaß derselben, unterstützt von einem vorzüglichen Gedächtnisse, einer lebhaften Phantasie und einem zarten Gefühle für das Schöne und Gute, gestattete dem beispiellosen Fleiße und der ordnenden Thätigkeit eine intellectuelle Ausbildung zu Stande zu bringen, wie sie bei reicher begabten Geistern selten stattfindet. Vorherrschende Seelenkraft blieb indessen immer der Verstand, aber auch dieser, durch historisches Wissen ausgebildet, war vorzugsweise auf das Praktische gerichtet; zur bloßen Speculation, die nicht unmittelbar aufs Leben sich bezog, fühlte Erasmus weder Neigung noch Geschick. —

Fragt man nun aber unbefangen, was Erasmus für seine, was er für die Folgezeit gewirkt hat, so erscheint sein Verdienst in glänzendem Lichte. Er griff in das große und wohlthätige Werk der Wiederherstellung der Wissen-

schaften auf eine Weise ein, wie keiner seiner Zeitgenossen dessen fähig war. Ausgerüstet mit einem ungewöhnlichen Schatze von historischen und antiquarischen Kenntnissen, zu einer Zeit, wo es so gänzlich an literarischen Hülfsmitteln fehlte, dabei aber das Bedürfniß einer solchen Zeit aufs Klarste durchschauend, wußte er mit glücklicher Auswahl gerade Dasjenige und in der Form zu geben, wie es am wohlthätigsten wirken mußte. Die leichte Faßlichkeit seiner Schriften, ihre Anmuth und gefällige Form erregten bei Hohen und Niedern eine Aufmerksamkeit, ein Interesse, wie keine noch so tief dringende gelehrte Untersuchung, oder die scharfsinnigsten Speculationen zu bewirken vermocht hätten. Dadurch befeuerte er den Enthusiasmus für die Wissenschaften und gewann Fürsten und Könige, daß sie ihre Ehre darin fanden, als Beschützer derselben zu erscheinen, und indem er zeigte, wie der wissenschaftliche Unterricht besser und zweckmäßiger müsse geordnet werden, wirkte er ebenso wohlthätig auf die Zukunft ein. Seine Bildung hatte er auf dem für alle Zeiten sichersten Wege des Studiums der ewigen Vorbilder der Geschmacks-, Gemüths- und Verstandesbildung, der griechischen und römischen Classiker, gewonnen. Dieses Studium strebte er daher auch möglichst zu befördern, und dies blieb die eine Hauptrichtung seiner unermüdeten Thätigkeit, indem er nicht blos die Theologen, sondern besonders auch die Aerzte auf die Nothwendigkeit des Studiums der Griechen hinwies. Mag es immerhin zugegeben werden, daß er in der Sprachwissenschaft wenig neue und eigene Ansichten aufgestellt, daß die Grammatik der griechischen und lateinischen Sprache durch ihn unmittelbar nicht sehr

gefördert worden ist*), so hat er dagegen desto größere Verdienste um die Verbreitung und geschmackvollere Behandlung dieser Sprachen und um Verbesserung des Unterrichtes in denselben. In letzterer Beziehung enthält seine Schrift „Vom wissenschaftlichen Jugendunterrichte" Belehrungen, die oft auch jetzt noch sollten in Erinnerung gebracht werden, z. B. wenn er vor einer allzugroßen Menge von grammatischen Regeln warnt, mit denen die Schüler oft Jahre lang geplagt werden, oder wenn er Lehrer tadelt, die durch einen falschen Ehrgeiz sich verleiten lassen, bei jeder Stelle eines Classikers alle mögliche Gelehrsamkeit, ohne Rücksicht auf das Bedürfniß der Schüler, auszulegen. Wenn man in Beziehung auf diese Schrift ihm den Vorwurf gemacht hat, daß er die Bildung des Herzens nur nebenher berücksichtige, und daß ihm formelle Geistes- und Geschmacksbildung und Eleganz des Ausdrucks die Gegenstände der höchsten Sorgfalt seien, so vergißt man, daß er einen Unterrichts-, keinen Erziehungsplan geben wollte, in welchem es ihm hauptsächlich auf die Methode des Unterrichtes ankam, und daß er in andern Schriften, namentlich in dem „Handbuche des christlichen Kämpfers" das hier Vermißte berücksichtigt.

Von den auf die Beförderung der philologischen Studien bezüglichen Schriften verdienen die Sprichwörter und Denksprüche auch jetzt noch empfohlen zu werden. Weni-

*) Doch ist in dieser Beziehung zu erwähnen sein Dialogus de recta latini graecique sermonis pronunciatione (1528), worin er zuerst gegen die Aussprache des Griechischen nach der neugriechischen Mundart auftrat und den Etacismus vertheidigte, der sich indessen erst lange nach Erasmus allgemein Bahn gebrochen hat.

ger stark verbreitet waren die Gleichnißreden (Parabolae), die zuerst 1514 erschienen und Gegenstände aus der Natur oder dem täglichen Leben auf moralische Wahrheiten anwenden. Dem von ihm belebten Eifer für das Studium des classischen Alterthums kam er anfänglich durch Uebersetzungen aus griechischen, und besonders seitdem er mit Froben in Verbindung getreten war, durch sorgfältig bearbeitete Ausgaben lateinischer und griechischer Schriftsteller zu Hülfe. Schon zu Venedig hatte er für Aldus Manutius den Terentius und Plautus verbessert. Auf den erstern verwandte er dann fortwährend große Sorgfalt und seine Ausgabe dieses Schriftstellers 1532 enthielt den ersten wirklich berichtigten Text. Nicht weniger verdienstlich ist seine Ausgabe des Seneca mit Anmerkungen, 1529, die große Vorzüge vor der ersten (1515) hat. Im J. 1518 erschien sein Suetonius und die Scriptores historiae Augustae mit Anmerkungen. Die erste Ausgabe der Geographie des Ptolemäus (1533) verdankte man ebenfalls Erasmus. Seine Ausgaben des Livius und Aristoteles sind schon angeführt worden. Zu Horatius, Cicero von den Pflichten und vom Alter, zu dessen Tusculanen, zu Athenäus u. s. w. schrieb er Anmerkungen und veranstaltete Ausgaben; an der Ausgabe der Naturgeschichte des ältern Plinius (Basel 1535) hatte er ebenfalls Theil. Seine Ausgaben der Kirchenväter, die auch zur Beförderung der philologischen Studien mitwirkten, sind oben erwähnt worden. Endlich verdient auch sein Ciceronianus (1528) Erwähnung, worin die pedantische Einseitigkeit der sogenannten Ciceronianer und der nachtheilige Einfluß derselben selbst auf die Achtung für die christliche Religion ernstlich gerügt wird. Auf zwei äußerst heftige Schmähschriften

von Julius Cäsar Scaliger und eine dritte von Doletus in Orleans, die dieser Angriff auf die Ciceronianer veranlaßte, antwortete indessen Erasmus nicht, und beide Gegner bereuten nachher ihre Heftigkeit. Nicht geringer sind die Verdienste des Erasmus um die Theologie. Er sah mit Recht in den philologischen Studien den einzigen Weg, um dem so tief gesunkenen theologischen Studium wieder aufzuhelfen. Weit entfernt jedoch, die Erwerbung des gelehrten, philologischen Apparats zum Zwecke zu machen, sah er darin nur das Mittel, den Inhalt der heiligen Schriften zugänglich und denselben allmälig auch dem Volke verständlich zu machen, um auf diesem Wege das praktische Christenthum, welches ihm als das Ziel alles theologischen Strebens erschien, zu befördern. Denn auch von jener Verirrung der Theologie hielt er sich ebenso fern, die sich später auch in der protestantischen Kirche so auffallend zeigt, als die heiligen Schriften beinahe nur als Mittel benutzt wurden, um vorgefaßte Systeme und streitige Dogmen durch eine, die ersten Regeln der Hermeneutik verkennende Exegese zu vertheidigen. Was Erasmus durch die Bekanntmachung der Anmerkungen des Laurentius Valla, durch die Ausgabe des griechischen Textes des N. T., durch die Verbesserung der Vulgata, durch die Paraphrasen, durch die Ausgaben der Kirchenväter, durch die beiden Schriften „Methode, zur wahren Theologie zu gelangen" und „Der Kirchendiener" gewirkt hat, ist oben berührt worden.

Endlich hat Erasmus auch unleugbare Verdienste erworben durch verschiedene mehr populär gehaltene, für allgemeine Belehrung, Erbauung und Besserung der Sitten berechnete Schriften. Dahin gehören mehre der schon angeführten, unter denen besonders das „Handbuch" und die

Auslegungen einiger Psalmen erwähnt zu werden verdienen; vorzüglich entwickelt er zum ersten Psalm eine reine christliche Tugendlehre. Andre hierher gehörige Schriften sind: Anleitung zum Gebete; von der unermeßlichen Barmherzigkeit Gottes; von der Vorbereitung zum Tode; von der Verachtung der Welt; Anleitung zur Beichte; zu einer christlichen Ehe; die christliche Witwe; die Klage des Friedens, endlich die am stärksten verbreiteten und großentheils auch jetzt noch sehr empfehlenswerthen „Vertraulichen Gespräche", welche auch als philologische Leistungen in Betrachtung kommen durch den Einfluß, den sie als Muster eines reinern lateinischen Sprachgefühls übten. Sie wurden mit gutem Erfolge in vielen Schulen eingeführt und stellen das Leben und die Sitten jener Zeit sehr anschaulich dar. Misbräuche aller Art, abergläubische Gebräuche, Unwissenheit der Theologen, Mönchswesen, unsittliches Leben, fehlerhafte häusliche Verhältnisse u. s. w. wurden bald in ernstem Tone getadelt, bald mit munterer Laune lächerlich gemacht und dagegen bessere Beispiele und zweckmäßige Lebensregeln aufgestellt. Daß Einzelnes darin nicht für die Jugend paßt; daß ein, wenigstens äußerlich anständiges, rohe Ausbrüche der Unsittlichkeit vermeidendes Leben vorzugsweise empfohlen wird, ist nicht zu leugnen; aber eben weil Erasmus seine Zeit kannte, mußte er letzteres hervorheben, um dadurch allmälig wahrer Sittenverbesserung und Religiosität Eingang zu verschaffen. Denn nicht durch unverstandne Dogmen, nicht durch frömmelndes Seufzen kann in solcher Zeit gewirkt werden. Erasmus hielt sich an die Regel, scherzend die Wahrheit zu sagen, und es ist ungerecht, ihm deswegen „gänzlichen Mangel an rein christlichem Geist" zuzuschreiben. Für

echte Lebensphilosophie sind diese und andre seiner Schriften eine reiche Fundgrube, so wenig ihm übrigens die speculative Philosophie zu danken hat. — Ausgaben der Colloquien erschienen schon vor 1522 ohne Vorwissen des Erasmus mehre. In diesem Jahre gab er selbst die erste vollständige Sammlung heraus*).

Die wahren Ansichten des Erasmus von jeder einzelnen Lehre der Kirche können um so weniger angegeben werden, da er nicht nur sich selbst zuweilen widerspricht, sondern auch sich wenig Mühe gab, eine feste Ansicht zu gewinnen, weil ihm gegenüber dem thätigen Christenthum die Glaubenslehren von untergeordnetem Werthe erschienen. Daß er in Manchem entschieden von der römischen Kirche abwich, wie in den Ansichten vom Klosterleben, von den Fasten, Bilderverehrung, Cölibat, über die Seligkeit ausgezeichneter Männer aus heidnischen Völkern, über Ketzerverfolgungen, über Beichte und Absolution, Menge der Feiertage, selbst über die Abendmahlslehre, ist nicht zu leugnen: aber die einen dieser Punkte schienen ihm nicht wichtig genug, um darüber Streit zu beginnen, bei den andern fand er es bequemer, statt sich entschieden zu erklären, sich hinter die Autorität der Kirche zu verschanzen.

Wie richtig die Stellung des Erasmus in der großen Bewegung der Zeit schon damals erkannt wurde, zeigt eine mimische Darstellung, welche auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 vor dem Kaiser und den versammelten Fürsten gegeben wurde. Ein verlarvter, als Reuchlin bezeichneter Mann warf ein Bündel Holz auf den Boden

*) Ueber das zum Theil auch hieher gehörige „Lob der Narrheit" s. oben.

und entfernte, sich. Ihm folgte ein anderer in geistlicher Kleidung mit dem angehefteten Namen Erasmus. Nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, die theils krummen, theils geraden Scheite ordentlich zu schichten, entfernte er sich unwillig. Jetzt kam ein Mönch mit dem Namen Luther, der die krummen Stücke in Brand steckte. Ein Mann in kaiserlichem Schmucke, der hierauf eintrat, wollte mit dem Degen das Feuer dämpfen; allein das bewegte Holz loderte nur desto stärker auf. Zornig verließ er den Saal, worauf der Papst erschien, der nach einiger Ueberlegung von zwei dastehenden Gefäßen das eine ins Feuer goß. Aber statt des mit Wasser gefüllten hatte er ein Gefäß mit Oel ergriffen, wodurch das Feuer sich so verbreitete, daß er eilig fliehen mußte. Die Bedeutung des Spieles konnte der Versammlung nicht entgehen, aber der Kaiser gab sich vergeblich Mühe, die Theilnehmer zu entdecken.

Von Erasmus' sämmtlichen Werken hat man zwei Ausgaben. Die erste von Beatus Rhenanus erschien bei Froben zu Basel in 8 Bänden in Fol. 1540. Die zweite (von Clericus) zu Leiden in 10 Bänden in Fol. 1703—1706, in welcher die Zahl der Briefe sehr vermehrt ist. Schon 1518 war ohne Erasmus' Vorwissen eine Sammlung seiner Briefe bei Froben in 4. herausgekommen. Im nämlichen Jahre ließ Beatus Rhenanus ein Auctarium epistolarum folgen. Ein neue Ausgabe folgte 1519. Im Jahre 1521 erschien dann eine be-

deutend vermehrte, die Erasmus selbst veranstaltete. 1531 erschien Epistolarum liber unus mit einer Dedication von Erasmus an Joh. Hertwagen. Erasmus beschäftigte sich mit einer vollständigen Sammlung, die aber erst 1538 bei Froben erschien, jedoch mit einer Vorrede von Erasmus vom J. 1529. — Zu London erschien 1642 in 2 Foliobänden Epistolarum Des. Erasmi libri XXXI et Melanchtonis Libri IV; quibus adjiciuntur Th. Mori et L. Vivis epistolae. In diese Sammlung sind auch die Dedicationen und Vorreden von Erasmus zu seinen Schriften aufgenommen. — Zu Vervollständigung dieser, für die Lebensereignisse, wie für die Kenntniß des Charakters und der Ansichten des ausgezeichneten Mannes höchst wichtigen und als belehrendes Muster sehr empfehlenswerthen Correspondenz dienen die in den angeführten Sammlungen nicht enthaltenen Briefe an Erasmus, welche Burscher in dem Jahre 1784 — 1788 herausgegeben hat unter dem Titel: Spicilegia autographorum illustrantium rationem, quae intercessit Erasmo Roterodamo cum aulis et hominibus aevi sui praecipuis omnique republica; ferner zwei zu Basel erschienene Sammlungen: Des. Erasmi epistolae selectiores excerptae ex majori volumine, quibus aliunde plurimae accessere; 1719. 8., und Epistolae familiares Des. Erasmi ad Bonif. Amerbachium. 1779. 8. Von seinen Schriften bis zum J. 1524 gibt Erasmus selbst ein Verzeichniß in einem Briefe an Botzheim*) und

*) Vergleiche Joh. v. Botzheim v. Welchner. 1836. — Der Brief ist abgedruckt im ersten Bande der Ausg. v. Clericus. Botzheim, Domherr zu Constanz, ein Freund des Erasmus, der mit ihm in vielen Beziehungen übereinstimmte.

verordnet, wie sie in einer Ausgabe seiner sämmtlichen Werke in Bände abgetheilt werden sollen, was dann von Beatus Rhenanus befolgt wurde. Biographien von Erasmus: Jortin, The life of Erasmus. 1758. Knight Leben Erasmi, aus dem Engl. von Arnold. 1736. Erasmus von Rotterdam nach seinem Leben und Schriften, von Sal. Heß. 2 Bde. 1790. Leben des Erasmus von Rotterdam von Adolf Müller. 1828.

Ueber die französischen Verfassungs-formen seit 1789.

Vortrag gehalten am 5. Februar 1842 im wissenschaftlichen Verein,

von

Friedrich von Raumer.

Der in Berlin gegründete wissenschaftliche Verein zählte im vergangenen Winter über 950 Theilnehmer, von denen viele wünschten die gehörten Vorträge nächstdem auch zu lesen. Indem ich es wage diesem Wunsche Folge zu leisten, muß ich jeden anderen Leser bitten, meine Vorlesung gütigst aus dem Standpunkte zu betrachten, daß sie vor einem sehr verschiedenartigen Publikum von Männern und Frauen gehalten wurde und binnen einer Stunde beendigt sein mußte.

Im Vertrauen auf Ihre Theilnahme und Nachsicht, werde ich heute einen Vortrag halten über einen sehr ernsten, schwierigen und vielfach bestrittenen Gegenstand, der in seinen Folgen auf das Schicksal unseres Vaterlandes wesentlichen Einfluß hatte; ja die Franzosen nach Berlin und die Preußen nach Paris führte: nämlich, über die französischen Verfassungsformen seit 1789.

Man kann die neuern Zustände Frankreichs nicht begreifen, ohne auf die früheren zurückzublicken. Während des Mittelalters hatten sich (wie in den meisten Ländern Europas) neben dem Königthume, drei Stände entwickelt: Geistlichkeit, Lehnsadel und Bürgerstand. Diese Entwickelung war indessen weder so ununterbrochen wie in England, noch so mannigfaltig wie in Deutschland. Vielmehr schwankte man schon damals etliche Male von einem Entgegengesetzten zum andern, und bald war das Uebergewicht bei den Königen, bald bei den Ständen.

Eine in der Weltgeschichte fast einzige Verbindung eines großen Königs und eines großen Ministers, Heinrich's IV. und Sully's, rettete Frankreich aus den unglücklichsten und verdammlichsten Verhältnissen und be-

gründete von Neuem Kraft und Ordnung. Während der Minderjährigkeit Ludwig's XIII. ging indeß all dieser Gewinn wieder verloren; bis der Cardinal Richelieu im Jahre 1624 die Zügel der Regierung mit starker Hand ergriff.

Nur zu oft haben die Franzosen kleine unbedeutende Könige, Minister und Schriftsteller übermäßig erhoben; ihre wahrhaft großen Männer aber unbillig herabgesetzt. Dies letzte Schicksal theilt Richelieu. — Die meisten Geschichtschreiber haben ihn irrig behandelt, und die Romanschreiber sich ganz eigens ein Geschäft daraus gemacht, ihn als einen Wütherich und seine geringen Gegner und Gegnerinnen als Helden und Heilige darzustellen. Dies Schicksal ward ihm gutentheils bereitet, weil er eine Macht gegen sich aufbrachte, welche der Kleinste, wie der Größte nicht ungestraft verletzen darf, — die Frauen. Man kann indeß ein sehr großer Verehrer der Frauen, und doch überzeugt sein: Richelieu's Hauptgegnerin, die Königin Marie Medici, sei durchaus unliebenswürdig und zum Regieren ganz unfähig gewesen.

Die rebellischen Prinzen, der ungehorsame Adel, die fanatischen Religionsparteien, Alle mußten sich der klaren Einsicht und dem festen Willen Richelieu's unterwerfen; und diese gewaltige Herrschaft erhob Frankreich zur ersten Macht Europas, während Spanien unter den schwachen Philippen sank, Deutschland 30 Jahre lang sich selbst zerstörte, und England durch die Stuarts in die gefährliche Bahn revolutionairer Versuche hineingedrängt ward.

Während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. mislangen gleichmäßig die Versuche verdammlicher Empörung und heilsamer Verbesserung; wol aber gründete Ludwig XIV.

ein unbeschränktes Königthum, welches man ein Jahrhundert lang als das Höchste aller Weisheit und alles Ruhmes bewunderte, und welches selbst die kleinsten Fürsten nachzuäffen nicht unterließen. Auch war es in der That nichts Geringes, so vieler widerstrebenden Elemente Herr zu werden, fremden Mächten Gesetze vorzuschreiben und selbst Abgeneigte dahin zu bringen, daß sie von einem Jahrhunderte Ludwig's XIV. sprechen.

Meine Aufgabe ist aber nicht, diese Lichtseite, sondern die später entscheidend wichtige Nachtseite hervorzuheben. Die erste Hälfte der Regierung Ludwig's XIV. war so glücklich, eitel, übermüthig und frivol, wie die zweite unglücklich und bigott. Während beider hatten die Frauen vielen Einfluß, und wenn man unter den am Hofe nacheinander herrschenden wählen müßte, so würde man doch wol die kühne Montespan der heuchlerisch schleichenden Maintenon vorziehen. Gewiß hat die feige Bigotterie der letzten noch weit mehr Schaden gethan, als die Verschwendung der ersten.

Diese Verschwendung, die meist ungerechten, und glücklich oder unglücklich, immer unermeßlich kostspieligen Kriege, die unerschwinglichen Abgaben, die ungeheuern Schulden, der verfolgungssüchtige Fanatismus; dies und Aehnliches hatte gegen das Ende der Regierung Ludwig's XIV. allen übereilt bewunderten Glanz ausgelöscht, und Fenelon (vielleicht der edelste, mildeste und christlichste Mann seiner Zeit) ruft aus: „Man muß den Despotismus, diese Ursache aller unserer Leiden ermäßigen. Allerdings wirkt der Despotismus, so lange er sich im Ueberflusse befindet, mit mehr Schnelligkeit und Nachdruck, als irgend eine gemäßigte Verfassung. Wenn er aber erschöpft, kraftlos, ver-

schuldet, ohne Credit und bankrott ist, werden da wol die verkäuflichen Seelen, welche er mit dem Blute des Volkes mästete, sich zu Grunde richten wollen, um ihn aufrecht zu erhalten?"

Vierundsiebenzig Jahre vor der Revolution schien, beim Tode Ludwig's XIV., schon Alles reif zu einer Revolution. So unwahr ist es, daß die Völker ohne Grund, um Nichts und wieder Nichts, in Aufruhr gerathen; sie dulden vielmehr oft noch ruhig, wenn schon die erheblichsten Gründe zu Klagen und Beschwerden vorhanden sind. Andererseits wäre es unwahr und ungerecht, wenn man die vorhandenen Uebel immer nur den Königen und den Regierungen zur Last schreiben wollte. So erfreute sich z. B. die Mehrheit der Franzosen an Ludwig's XIV. ungerechten Kriegen und billigte seine grausame Verfolgung der Reformirten.

Große Herrscher, wie Elisabeth von England, wie Friedrich II. von Preußen, würden wahre Gründe der Beschwerden abgestellt, falsche berichtigt und dadurch die Klagen beseitigt haben. Solch Glück ward Frankreich nicht zu Theil. So lange es noch einen Unterschied gibt zwischen guten und schlechten, tugendhaften und lasterhaften Fürsten, muß man den Regenten Philipp von Orleans und Ludwig XV. den letzten beizählen. Alle früheren Uebel dauerten nicht blos fort, sondern sie wuchsen (wie bei den Herrschern, so im Volke), und nahmen nur eine noch widrigere Gestalt an. So hatten (um ein einzelnes Beispiel aus vielen anzuführen und hervorzuheben) die Frauen unter dem Regenten zwar keinen Einfluß, aber blos deswegen weil alle geistigen Beziehungen völlig ein Ende genommen hatten, und in gleich arger Weise

trat die Sittenlosigkeit zur Zeit Ludwig's XV. hervor. Nicht Kraft der Jugend, nicht Liebe, nicht Leidenschaft, nicht Begeisterung für Schönheit trieb in diese Verhältnisse hinein; sondern öfter matte Langeweile, knechtische Nachahmung einer schlechten Mode, oder auch Lust an der bloßen Gemeinheit. Dies Uebel verbreitete sich durch alle Klassen; indessen darf man zur Entschuldigung der Hochgestellten wol daran erinnern: daß die französischen Königinnen und Prinzessinnen seit Katharine von Medici, bis Marie Antoine, meist entweder der Tugend, oder der Schönheit, Liebenswürdigkeit und geistigen Bildung entbehrten; und als Marie Antonie, mit mehr Schönheit, Geist und Charakterkraft begabt*), auf den Schauplatz trat, war man schon so aufgeregt und überreizt, daß man die leichten Fehler und Irrthümer einer Königin misdeutete und härter tadelte, als früher die Laster der Maitressen. Ludwig XVI. und seine Gemahlin büßten für die Sünden ihrer Vorfahren. Sie konnten keine Wunder thun, und ihre wohlwollende Gesinnung reichte nicht hin das Glück ihres Landes und ihres Lebens zu begründen; wol aber erhob sie das Unglück über ihre Gegner und über sich selbst, es gab ihnen die Kraft der Märtyrer und einen erhabenen Tod.

Doch, ich greife irrig dem Gange der Begebenheiten vor. Nach einer übertriebenen und abergläubigen Verehrung selbst des Tadelnswerthen an ihren Königen, war gegen den Anfang der Revolution bei den Franzosen (nicht ohne Grund und Veranlassung) das Vertrauen zu den Personen ganz geschwunden, sie hofften dagegen Al-

*) Doch zeigte sich ihre rechte Kraft erst später im Unglücke.

les gleich abergläubig von staatsrechtlichen Formen und Verfassungen. Daß man aber seit Richelieu diese Formen listig beseitigt, oder mit Gewalt zerschlagen hatte, führte (anderer übeln Folgen nicht zu gedenken) in diesem Augenblicke eine so große Unwissenheit über dieselben herbei, daß die Regierung rathlos bat, Jeder möge ihr doch mit gutem Rathe unter die Arme greifen. Von einigen tausend rasch zu diesem Zwecke erschienenen Schriften, erhebt sich keine zu historischer Weisheit, oder tiefer Wissenschaft; höchstens haben einzelne den Werth wirksamer Parteischriften.

König und Adel, Geistlichkeit und Minister hatten Zeit, Gelegenheit und Veranlassung im Ueberfluß, das Rechte zu thun, und Lob und Verdienst dafür sich anzueignen: sie thaten aber das Meiste zur unrechten Zeit, bei unpassender Gelegenheit und auf Veranlassungen die keine waren, oder hätten sein sollen. So bereiteten sie selbst dem früher gedrückten, jetzt kühn sich erhebenden dritten Stande den Sieg, welcher eben dadurch schon unheilbringend werden mußte, daß es ein Sieg wie über Feinde, und kein freier Vergleich wie zwischen Befreundeten war.

Eine Berufung der Reichsstände war schon deshalb nicht zu umgehen, weil die Machthaber ihre Rathlosigkeit eingestanden und sich, wie gesagt, der Glaube verbreitet hatte: jene Reichsstände wären das einzige und unfehlbare Mittel, alle unläugbar vorhandenen Uebel zu beseitigen und eine goldene Zeit plötzlich und mühelos herbeizuführen. Die alte Form der Reichsstände beruhte zwar wesentlich auf Geistlichkeit, Adel und Bürgern; doch fanden sich bereits in alter Zeit erhebliche Abweichungen in Hinsicht auf Zahl und Berechtigung der Berufenen, und die

letzte, obenein bedeutungslose Versammlung von 1614 konnte nach 175 Jahren, nach so unzähligen Veränderungen, unmöglich als ein unbedingtes Vorbild, als eine unantastbare Richtschnur betrachtet werden. Es war jedoch nichts weniger als unmöglich das Frühere zu benutzen und gewisse Grundformen und geschichtliche Ueberlieferungen, mit den Bedürfnissen der Gegenwart und dem Stande echter Wissenschaft zu versöhnen. Dies blieb die eigentliche, größte Aufgabe für den damals ungemein einflußreichen, beliebten Minister, für Necker. Er hat aber einen einleuchtenden, nur zu kostspieligen Beweis gegeben: daß Liebe des Vaterlandes und edle Gesinnung für einen Staatsmann nicht ausreichen, wenn andre gleich wichtige Eigenschaften fehlen. Seine Eitelkeit verblendete ihn über das, was er vermöge und was Andre bezweckten, oder nicht bezweckten; und anstatt mit kühner und sicherer Hand das Steuer zu ergreifen, glaubte er, das Schiff finde am Besten seine Bahn, wenn man es nicht anmaßend lenken und regieren wolle, sondern nur auf dem Verdecke mit der Mannschaft allerlei angenehme und höfliche Diskurse führe!

Endlich aber mußte er doch bei einer der wichtigsten Fragen aus seiner Zurückgezogenheit hervortreten: auf seinen Antrag erhielt der dritte Stand so viel Stellvertreter, als die beiden anderen Stände zusammengenommen. Die nächste, unausbleibliche, entscheidend wichtige Folge dieses Beschlusses sprach Necker nicht aus; es sei weil er sie mit unbegreiflicher Kurzsichtigkeit nicht voraussah; oder weil er wünschte, daß Andre sie aussprechen und herbeiführen möchten. Das Letzte geschah; und damit hatte er selbst seine Stellung und Bedeutung nothwendig verloren,

Sobald nämlich die drei Stände in drei Kammern oder Curien berathen, und jeder Stand eine Gesammtstimme haben und behalten sollte, war es ganz gleichgültig, ob 50 oder 100 oder 1000 zur Bildung einer solchen Gesammtstimme mitsprachen. Die Forderung: daß der dritte Stand eine doppelte Zahl von Vertretern haben solle, ward aber nur deshalb mit so großem Eifer aufgestellt und verfolgt, damit er einen doppelten Einfluß erlange. Wiederum war dies nur möglich, wenn man nach Köpfen und nicht nach Ständen abstimmte; eine, allgemeine Nationalversammlung blieb nach Annahme des neckerschen Vorschlages, nach Bewilligung jener Forderung, damals ganz unvermeidlich. Hiebei ward der leitende Grundsatz für das gesammte neuere, französische Staatsrecht umständlich entwickelt und mit Begeisterung angenommen: nämlich, daß überall nur Quantitäten zu berücksichtigen sind und entscheiden. Der Abt Sieyes, ein Hauptsophist jener Zeiten, bewies in seiner Schrift: Was ist der dritte Stand? — Adel und Geistlichkeit verhielten sich zu diesem, der Zahl nach, wie 2 zu 98; und der König zur Gesammtheit von 25 Millionen Franzosen, wie 1 zu 24,999,999. Dies Rechnen mit unbenannten Zahlen, dies ABC der Wissenschaft, galt für ihren Triumph, und alle inhaltsreichen Verschiedenheiten, Einrichtungen, Erfahrungen, Gegensätze, Eigenschaften, Qualitäten, Genossenschaften wurden übersehen, oder für Nichts geachtet.

Eine Eins, oder Zwei ist für sich betrachtet, in abstracto, allerdings immer eine Eins, oder Zwei; wenn ich aber zu dieser bloßen, kahlen Zahl eine inhaltsreiche Bestimmung hinzusetze, wird sie wesentlich verwandelt und

erhält ganz neue, keineswegs zu übersehende Werthe. Ein Zentner ist ganz etwas Anderes als ein Loth, ein Pfund Gold ganz etwas Anderes als ein Pfund Blei; und unter lebendigen Personen hat ein Feldherr ein anderes Gewicht, denn ein gemeiner Soldat, und ein Papst eine andere Bedeutung denn ein Bettelmönch.

Die Zeit erlaubt nicht hier zu erweisen, daß eine zweite staatsrechtliche Schule in die entgegengesetzten, nicht geringeren Fehler verfällt, indem sie die Massen, die Quantitäten für Nichts achtet, und ihnen selbst die billigsten Forderungen verweigert. Wol aber muß man, um das Verfahren der Franzosen nicht überhart zu beurtheilen, wiederholt daran erinnern: daß die Qualität von etlichen ihrer Könige so schlecht war, daß sie kaum verdienten mit der Quantität einer bloßen Eins in Rechnung gestellt zu werden, und daß Geistlichkeit und Adel ihre Minderzahl nicht selten zur argen Bedrückung der Mehrzahl geltend gemacht hatten.

Es gab in der ersten, der sogenannten constituirenden Nationalversammlung, neben manchem Fanatiker, eine große Zahl der wohlgesinntesten Männer, und wenn sie irrten, ja schwer irrten, so haben sie ihren Irrthum mit dem Tode gebüßt, und stehen edler und größer da, als Leute, die aus ferner, sicherer Stellung hintennach nur tadeln und verurtheilen, in Wahrheit aber noch jetzt nichts Gescheites zu Stande zu bringen wissen. Die politischen Versuche der Franzosen gehören zu den größten, welche je in der Weltgeschichte gemacht wurden; und wenn ihnen viele mislangen, so haben auch sie vorzugsweise die Kosten getragen, oder diejenigen zum Mitbezahlen gezwungen, welche ihrerseits ebenfalls nicht das Rechte thaten.

Es war gewiß ein großer und wohlwollender Gedanke: daß man hinsichtlich der geselligen Verhältnisse und insbesondere des Staatsrechtes, für die gesammte Zukunft allem Irrthume vorbeugen und unfehlbar zum Ziele führende Vorschriften aufstellen müsse. Diese Vorschriften und Grundsätze, deren Wahrheit und Gewißheit den mathematischen Grundbegriffen gleichstehe, glaubte man in der Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers für alle Völker und Zeiten entdeckt und mitgetheilt zu haben. Aehnliches war schon früher in Nordamerika ohne irgend erhebliche Wirkung ausgesprochen worden; unter einem so beweglichen, in jener Zeit doppelt entzündbaren Volke, mußte jene Erklärung einen ungemein gefährlichen, zu großen Misverständnissen führenden Eindruck machen.

Mirabeau, obgleich selbst ein Revolutionair, hatte doch zu viel gesunden Verstand und Scharfsinn, auf jeden flachen Aberglauben seiner Genossen einzugehen: er widersprach der Vermischung praktischer, anwendbarer Bestimmungen, mit allgemeinen Lehrsätzen und Abstraktionen, und seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag, steht ungemessenes Lob und ungemessener Tadel jener Erklärung der Menschenrechte gegenüber, und selten findet sich eine unbefangene, unparteiische Würdigung derselben. Ueber Heiligkeit des Eigenthums, Freiheit der Religionsübung, Behandlung angeklagter Personen u. s. w. enthalten sie gewiß sehr viel Löbliches und jetzt fast allgemein Anerkanntes; allein man legte den Nachdruck nicht auf diese einfachern Dinge; sondern begeisterte sich für die allgemeineren, glänzenderen Lehrsätze, und deutete sie nach eigenem Belieben und zu eigenem Vortheile.

Der erste Satz: les hommes naissent et demeurent

libres et égaux en droits, frei und gleich in Rechten werden die Menschen geboren, und bleiben so, erlaubt allerdings eine verständige und gerechte Auslegung, welche die Sklaverei verdammt, und indische oder ägyptische Kasteneintheilungen, sowie übertriebene Vorrechte einzelner Stände zurückweiset. Andererseits aber werden die Menschen nicht unbedingt frei, sondern in tausend Abhängigkeitsverhältnissen geboren, und bleiben nicht das ganze Leben hindurch gleich an Rechten. Die Franzosen faßten indeß jenen Satz ohne alle Beschränkung auf, und so schien ein Krieg aller Armen gegen die Reichen bereits hiedurch, und noch mehr durch den nächsten Satz gerechtfertigt, wo es heißt: natürliche und unverjährbare Rechte sind: die Freiheit, das Eigenthum, die Sicherheit und der Widerstand gegen Unterdrückung. — Was heißt hier Freiheit, was Eigenthum, was Sicherheit, was Widerstand, was Unterdrückung? Je abstrakter, allgemeiner, unbestimmter die Grundsätze lauteten; desto ungeschickter war es, im gemeinen Leben unmittelbare Folgerungen daraus zu ziehen und sie in bestimmter Weise geltend zu machen. Und doch leitete man sehr irrig alles Uebel ab von dem Verletzen der Rechte, und sagte kein Wort von dem Vernachlässigen der Pflichten. Man lehrte: jene Sätze wären ein hinreichender Prüfstein, um in jedem Augenblicke die Rechtlichkeit und Tüchtigkeit der Maßregeln jeder Regierung zu erkennen und darüber abzuurtheilen. Hiezu forderte der nächste Satz noch bestimmter auf: wonach die Souverainetät wesentlich dem Volke zusteht.

Zu Folge dieser und ähnlicher Lehren, konnte der Schluß nicht ausbleiben: die vorhandene Regierung, das vorhandene Steuerwesen, die gegenwärtige Kriegspflicht,

die gegenwärtige Vertheilung des Eigenthums u. s. w. sei rechtswidrig und unverbindlich.

Die eiligste, nothwendigste, wichtigste aller Aufgaben war deshalb: nach Vorschrift jener Rechte des Menschen und Bürgers, eine neue Verfassung (die angeblich erste rechtliche und gesetzliche seit der Vertreibung aus dem Paradiese) zu entwerfen. Man glaubte durch die Verfassung vom 3. September 1791 diese Aufgabe für immer gelöset zu haben. Auch bezog sie sich fast auf alle menschliche Verhältnisse, Familie, Staat und Kirche. So ward die Ehe für einen bürgerlichen Vertrag erklärt, das Religiöse beseitigt und die Scheidung fast ganz dem Belieben freigestellt. Alle geistlichen und zu gemeinnützigen Zwecken bestimmten Güter wurden dem Volke zur Schaltung überlassen; das heißt: es ward die äußere Möglichkeit, Geistliche und Kirchen, Schulen und Schullehrer zu haben, fürs Erste in Wahrheit vernichtet. Im Zorne über unläugbare und große Mißbräuche, wurden mit einem Male, in einer Nacht und durch eine Begeisterung, die zugleich edel und übereilt, großmüthig und ungerecht war, ganz aufgehoben: alle Stände, alles Genossenschaftliche, alle größeren geselligen Einheiten und Körperschaften, alle sogenannten Privilegien, alle landschaftlichen Rechte, alle Zünfte, alle religiöse Gelübde u. s. w. Genug, das Bestehende ward zerschlagen und zur Seite geworfen, um auf der leeren Baustelle aus Atomen, die in dem bisherigen Staatswesen nicht vorhanden gewesen waren, ein neues Gebäude aufzuführen. 745 alle zwei Jahre neu gewählte Abgeordnete bildeten eine ununterbrochen thätige Kammer, und ihr ward in der That alle Macht überwiesen. 247 jener Abgeordneten wählte man nach Ver-

hältniß der Grundfläche, 249 nach der Bevölkerung, 249 nach den direkten Steuern. Wähler und Gewählte sollten ein mäßiges Vermögen besitzen, dessen Betrag bei der Wandelbarkeit des Werthes edler Metalle nicht in Gelde, sondern (als sei dies unwandelbar für Jahrtausende) in Tagen Arbeitswerth festgestellt und ausgedrückt war!

Diese Ewigkeit der neuen Verfassung ward aber schon dadurch in die allerkürzeste Zeitlichkeit verwandelt, daß die Urheber derselben, bereits vor Beendung ihres Werkes, den Glauben daran verloren hatten; wie ließ sich erwarten, daß Andere mehr Vertrauen und Gehorsam zeigen würden!

Der Thron stand kahl, vereinzelt auf der neuen ungeheuren Ebene, und galt für das größte Hinderniß weiterer Entwickelung. Die gepriesene Verfassung war der Brennstoff womit man ihn anzündete, und Thron, Königthum und Verfassung verschwanden zu gleicher Zeit in den Flammen des neuen, feuerspeienden Berges.

Die Zeit der Herrschaft des Berges, die Zeit des Terrorismus, ist die furchtbarste und schrecklichste in der ganzen Weltgeschichte. Allerdings wirkten die mannigfachsten Verhältnisse mit ungeheurer Kraft zum Hervortreiben jener entsetzlichen Frevel, allerdings sind es nicht die damaligen Machthaber, in welchen die Sündhaftigkeit der Revolution ihren ersten Ursprung hatte, sondern diese zählt unter ihre Ahnen Könige und Königinnen, Herzöge und Bischöfe, und so hinab bis zu dem sittenlosen, lasterhaften Pöbel, der von oben gegebene böse Beispiele lieber nachahmt, als sich zur Lehre und Besserung dienen läßt.

Der Geschichtschreiber soll jene Zeit begreiflich machen, den Zusammenhang von Ursache und Wirkung nachweisen, und das Menschliche auch in den ärgsten Verbre-

chern freudig anerkennen; aber diese (wie es in mancher gerühmten Geschichte der französischen Revolution geschieht) zu Helden umzustempeln, alle menschliche Freiheit, alle Zurechnung, allen Unterschied von gut und böse, von Tugend und Laster läugnen, oder hinwegsophistiren, ist selbst ein Verbrechen. Daß französische Schriftsteller und Journalisten die Schuld ihres Volks oder jener Machthaber verringern, oder doch in milderem Lichte darstellen wollen, würde nur dann, wo nicht zu billigen, doch zu entschuldigen sein, wenn sie diese Billigkeit nicht ausschließlich den Jakobinern, sondern ebenfalls den Königen und Hochgestellten zu Theil werden ließen; wenn sie nur nicht, zu wichtigen Posten gelangt, ohne Gewalt der Verhältnisse zu erleiden, noch jetzt jenen verdammlichen Grundsätzen gemäß redeten und handelten.

Die Verfertiger der zweiten, angeblich republikanischen Verfassung vom 24. Juni 1793 hielten die erste constitutionell monarchische für ein Stümperwerk. Die Erklärung der Menschenrechte ist freier und ungebundener geworden; so heißt es zwar noch: sie sei entworfen in Gegenwart des höchsten Wesens; ausgestrichen aber sind, im allgenugsamen Hochmuthe, die Worte: sous les auspices de l'être suprême. Wenn eine Regierung, so heißt es ferner, die Rechte des Volkes verletzt, ist der Aufstand des Volkes, und eines jeden Theiles des Volkes (chaque portion du peuple) die heiligste und unerläßlichste Pflicht. Lehren solcher Art mußten zu scheuslicher Anarchie, und diese Anarchie zu furchtbarem Despotismus führen.

Die Repräsentation des schon in der ersten Sitzung des Nationalconvents proclamirten Freistaats Frankreich wurde für nur eine Kammer, für einen Nationalcon-

vent, lediglich nach der Bevölkerung vertheilt und abgemessen. Auf Grundfläche und Steuern ist keine Rücksicht mehr genommen, und der Nachweis eines gewissen Vermögens der Bürger für überflüssig erklärt. Ein Fünftel der stimmfähigen Bürger kann auf eine allgemeine Versammlung dringen; jedoch soll zur Berathung die Hälfte mehr Einer gegenwärtig sein. Alle Gesetze werden in der gesetzgebenden Versammlung vorgeschlagen und berathen, nächstdem gedruckt und an alle Gemeinden des Reiches geschickt. Wenn nicht binnen 40 Tagen die Hälfte der Departements, mehr ein Departement, durch ein Zehntel der Primairversammlungen jedes Departements widersprachen, so ist der Entwurf ein förmliches Gesetz geworden. Finden derlei Reclamationen statt, so beruft die gesetzgebende Versammlung die Primairversammlungen. Was diese nun aber thun dürfen und sollen, ist nicht ausgesprochen.

Eine gewisse Schule hat, meist um dem Loben der Formen auszuweichen, alle für gleichgültig erklärt; hier haben wir aber ein augenfälliges Beispiel von einer so verkehrten, unbrauchbaren, unpraktischen Form, daß schlechterdings keine vernünftige Verwaltung dabei möglich und damit verträglich ist. Auch lag, bei der sonst ausschließlichen Verehrung des Quantitativen, in jener Anordnung der sonderbare Widerspruch, daß jede Gemeinde als eine Eins betrachtet wird, und die größten Städte durch die kleinsten Dörfer konnten überstimmt werden.

Vierundzwanzig aus einer größeren Liste erwählte Männer bildeten den Vollziehungsrath für eine Sitzung. Ihren Händen war die gesammte Verwaltung und die Vollziehung aller Gesetze anvertraut; doch sollten sie der gesetz-

gebenden Versammlung verantwortlich bleiben. Fast alle Beamten, insbesondere die städtischen und die Richter, wurden von unten herauf, meist auf sehr kurze Zeit erwählt. Am Schlusse der Verfassungsurkunde heißt es: la république française honore la loyauté, le courage, la vieillesse, la pieté filiale, — le malheur! Elle remet le depôt de sa constitution sous la garde de toutes les vertus.

So die sentimentalen Worte! War es unbegreiflich gutmüthige Verblendung, oder boshafter Leichtsinn, oder eine furchtbare Ironie des Schicksals?

In Wahrheit kam Nichts von all dem Vorgeschriebenen zur Anwendung, vielmehr ward schon nach wenigen Wochen die ganze republikanische Verfassung suspendirt oder ausgesetzt und eine provisorische und revolutionaire Regierung gegründet. Diese Beiwörter provisorisch und revolutionair, bezeichnen vollständig wie eine Regierung eben nicht sein soll, und die Titel der neuen allmächtigen Ausschüsse: für die Sicherheit und öffentliche Wohlfahrt, schien man nur aus bitterem Spotte zu einer Zeit gewählt zu haben, wo man jede Sicherheit und öffentliche Wohlfahrt vernichtete. Alle Abstufung der Behörden, alle unmittelbare Unterordnung unter eine nahe Obrigkeit ward aufgehoben, jede Ortsbehörde stand ohne Zwischeninstanz unter der höchsten, das heißt unter dem Jakobinerclube und jenen Ausschüssen. Es gab gar keine des Namens würdige Regierung, es war jegliches Bestehende aufgelöset zu örtlichem Frevel, und zugleich zu unbedingtem Gehorsam unter die concentrirteste Tyrannei.

Vor dem blutdürstigen Wahnsinn jener Zeit war Alles gleich, und es fielen in beispielloser, gräuelvoller Mischung

die Häupter des Königs und der Königin, ihres Gegners des Herzogs von Orleans, der unbeeidigten Priester und ergriffenen Ausgewanderten, der ehemaligen Parlementsglieder und der jungen Mädchen, welche in Verdun mit preußischen Offizieren getanzt hatten, der Constitutionellen, der Girondisten, der Terroristen; und die Zeichnung hatte nur zu entsetzliche Wahrheit, wo der Scharfrichter, als der allein übrig Gebliebene, sich selbst guillotinirt.

Lehren und Erfahrungen solcher Art mußten besonnener machen und auch von staatsrechtlichen Irrthümern heilen. Man wußte nunmehr, daß das Volk nicht Alles selbst thun könne und solle, daß eine allmächtige Körperschaft oder Kammer erst alle Umgebungen und dann sich selbst zerstöre, daß Clubs und terroristische Ausschüsse Herrn der angeblich Herrschenden würden; — aber man hoffte irrig, daß eine papierne, geschriebene Verfassungsurkunde, schon jetzt den Ehrgeiz, die Habsucht, die Thorheiten, die Laster, die überall entfesselten Leidenschaften besiegen und bändigen könne.

Sowie die Verfassung des 3. September 1791 den Uebergang vom beschränkten Königthume zur demokratischen Tyrannei bildete, so bereitete die vom 23. September 1795 (die sogenannte Direktorialverfassung) den Uebergang zur erneuten Herrschaft eines Einzelnen.

In der Erklärung der Menschenrechte sind jetzt die großen Eingangsfloskeln gestrichen, und ihr ist ein zweiter Theil, von den Pflichten angehängt. Man hat der Lehre von der Gleichheit den Zusatz beigefügt: vor dem Gesetze.

Es heißt ferner: der allgemeine Wille soll nur durch die Mehrheit des Volks oder seiner Stellvertreter ausge-

sprochen, aber durch keine theilweise Versammlung der Bürger die höchste Gewalt usurpirt werden. Vielmehr bedürfe die bürgerliche Gesellschaft einer Trennung und Begrenzung der Gewalten. Keine gesetzliche Strafe dürfe geschärft, kein Beamter über Verantwortlichkeit erhoben werden. Weggestrichen ist die Bestimmung: daß alle Bürger bei Feststellung der Abgaben, bei der Aufsicht und der Rechnungsablage unmittelbaren Theil haben müßten. Desgleichen von dem Rechte, der Unterdrückung zu widerstehen und der Pflicht zu insurgiren, wenn die Rechte des Volkes verletzt würden. Vielmehr wird als Pflicht ausgesprochen: den Gesetzen ohne Raisonniren zu gehorchen, und der Grundsatz unerwartet anerkannt und empfohlen: was ihr wollt das euch die Leute thun sollen, das thut ihnen auch!

Die neue Verfassung fordert: daß jeder Bürger eine Grund- oder Personalsteuer zahle und jeder Wähler in den zwei Abstufungen der Wahlversammlungen ein gewisses Vermögen besitze. Die gesetzgebende Gewalt ward zweien, lediglich nach Maßgabe der Bevölkerung erwählten Kammern, dem Rathe der Alten und der 500 anvertraut. Sie sollten nie eine richterliche oder vollziehende Gewalt ausüben, und jährlich zu einem Drittel erneut werden. Alle Ausschüsse, deren Tyrannei man erfahren hatte, blieben verboten. Aus sehr wohl begründeter Furcht (nicht blos vor anmaßlichem Mitsprechen, sondern vor den ärgsten Gewaltthaten) schreibt die Verfassungsurkunde vor: zu den öffentlichen Sitzungen der Räthe werden nur halb so viel Zuschauer eingelassen, als Mitglieder gegenwärtig sind. Die gesetzgebende Versammlung wohnt keiner öffentlichen Ceremonie bei, und sendet dazu keine Bevollmäch-

tigten ab. Jedes Mitglied des Rathes der 500 soll 30 Jahre alt sein und sich zunächst vor der Wahl 10 Jahre in Frankreich aufgehalten haben. Der Rath der Alten zählt 250 Mitglieder, 40 Jahre alt, verheirathet oder Witwer, und 15 Jahre vor der Wahl ansäßig in Frankreich. Der Rath der 500 hat allein das Recht, Gesetze in Vorschlag zu bringen; der Rath der Alten hat ausschließlich das Recht, diese, an ihn gebrachten Vorschläge des Raths der 500 (ohne weitere Abänderungen) zu verwerfen, oder zu bestätigen.

Die vollziehende Gewalt, Kriegs- und Geldmacht ist einem Direktorium von fünf Personen anvertraut, welche der Rath der Alten erwählt, aus einer ihm durch den Rath der 500 vorgelegten Liste von 50 Personen. Jährlich scheidet ein Direktor aus.

Schon diese kurzen Auszüge aus der langen Verfassungsurkunde geben Gelegenheit zu mancherlei Bemerkungen. Man wollte keinen König, täuschte sich aber sehr, die Direktoren (diese Fünftel- und Bruchkönige) würden sich freundlich untereinander und mit den beiden Räthen vertragen. Der mildeste Ausweg war, daß sie einen unbequemen Kollegen zwangen sich herauszulosen; und wo dies Schwierigkeit fand, brauchte man kurzweg Gewalt.

Nach Vernichtung aller ständischen Elemente, und bei der Abneigung gegen alle tiefern, qualitativen Gestaltungen und Gegensätze, war man zu dem Versuche gezwungen, sie äußerlich zu erkünsteln, und verfiel zunächst auf den, des größeren, oder geringen Alters. Hätte das Alter wirklich einen entscheidenden Einfluß auf Einsicht, Charakter und politische Gesinnung; so würde man

durch Hinweisung aller jüngeren Personen in den einen, und der älteren in den zweiten Rath, einen steten Widerspruch und ewigen Krieg begründet haben. Entscheidet dagegen das frühere oder spätere Geburtsjahr hierüber keineswegs unbedingt, so hatte die Trennung keinen genügenden Grund, oder eine Mischung jüngerer und kräftiger Männer mit älteren und besonneneren (wie im römischen Senate und im englischen Unterhause) würde besser zur Vermittelung und Verständigung gewirkt haben.

Noch auffallender erscheint eine zweite erkünstelte Verschiedenheit zwischen beiden Räthen. Sonst pflegte man wol der geringen Zahl (so z. B. in Athen dem, nach dem Loose aus der Bürgerschaft besetzten Rathe, der Bule) eine Berathung zuzugestehen, bevor die Sachen an die größere Zahl, oder an die Volksversammlung kamen. Hier berathet dagegen erst die größere, dann die kleinere Zahl; es gehen die Jüngeren den Aelteren vor, und (ganz im Widerspruche mit der damaligen Verehrung bloßer Quantitäten) derogirt die Minderzahl der 250 die Mehrzahl der 500. Dennoch steht der Rath der Alten auf sehr unangenehme Weise eingeklemmt zwischen dem Direktorium und dem Rathe der 500, ohne lebendige Wirksamkeit, stumm und unthätig, bis es dem Rathe der 500 beliebt etwas an ihn zu bringen. Aus großer Furcht vor etwanigem Streite, schnitt man die Möglichkeit des Besserns und Vermittelns ab: der Rath der Alten war auf das so oft ganz unpassende, unbedingte Ja oder Nein angewiesen. Diese unnatürliche aufgezwungene Stellung trieb, dem Rathe der 500 gegenüber, die Neigung zu bitterem Verneinen hervor; sodaß der Rath der 500, troß

alles Redens und Vorschlagens, nach Benjamin Constant's Ausdrucke, eine Körperschaft war: babillarde de droit, et nulle de fait *).

Eben so irrig war die völlige Trennung der gesetzgebenden von der vollziehenden Gewalt. Sie trug bei den Gegensatz der in den Räthen und dem Direktorium sich bildenden Parteien zu steigern; ja es kam bald und oft zu so argem Streite, daß Gewalt, Absetzung, Gefängniß, Verweisung in die Wüsten von Guiana für nothwendige Heilmittel gehalten und rücksichtslos angewandt wurden, bis Bonaparte am 18. und 19. Brumaire, am 9. und 10. November 1799, mit seinen Grenadieren, beide Räthe und das Direktorium auseinanderjagte, und verächtlich die dritte, ebenfalls für die Ewigkeit berechnete, Verfassung zu den beiden ersten warf.

Schon längst waren Verfassung und Regierer verhaßt und verächtlich geworden; jetzt wurden sie (für Frankreich wichtiger als für andere Länder) durch die Art ihrer Auflösung und Verjagung, noch lächerlich obenein.

Trotz der bittern Enttäuschung bei so mißlungenen Versuchen blieb indeß der Wunsch, die geselligen Verhältnisse durch eine Verfassung besser zu regeln, viel zu tief begründet, als daß man ihn ganz hätte überhören dürfen. So kam denn die sogenannte Consularverfassung vom 13. December 1799 zu Stande, in welcher sich Bonaparte's Abneigung gegen jede staatsrechtliche Beschränkung, und Sieyes' Vorliebe für grillenhafte Versuche, gleichzeitig und in sonderbarer Mischung offenbarten.

Zuvörderst ist die Erklärung der Rechte des Menschen

---

*) Oeuvres I. 89.

und des Bürgers ganz gestrichen, und nächstdem die Lehre von der Repräsentation umgestaltet. Jeder, der ein Jahr lang in einer Gemeinde gewohnt hat, wird als Mitglied derselben betrachtet. Sämmtliche Mitglieder wählen aus sich ein Zehntel, zu denen sie das meiste Zutrauen haben. Dieses Zehntel aller Gemeinden (welches die Ortslisten bildet) wählt aus sich wieder ein Zehntel zur Bildung der Departementslisten. Dies Zehntel der Departementslisten wählt aus sich wieder ein Zehntel für die Nationalliste. Aus den Gliedern der drei Listen sollen die Orts=, Departements= und Nationalbeamten genommen werden.

Durch dieses dreifache Divisionsexempel, diese dreifache mathematische Steigerung, glaubte Sieyes ein untrügliches Mittel gegen alle Mängel der Form gefunden zu haben. Er verwarf die zeither für wichtig gehaltenen Fragen nach Alter, Vermögen, Kenntnissen und Beschaffenheiten anderer Art, und eben so wenig war von unmittelbarer Wahl, Stellvertretung, Controle und Verantwortlichkeit die Rede. Die neue Form führte in den niederen Kreisen zu Intriguen und Betrug aller Art; in den höheren nahm Bonaparte nicht die geringste Rücksicht darauf; oder wußte seinen Willen ohne Mühe den schwächlichen Formen gegenüber geltend zu machen.

Eine zweite Erfindung von Sieyes war der Erhaltungssenat, le Sénat conservateur. Da die zeither entworfenen und gepriesenen Verfassungen, fast am Tage der Geburt gestorben, oder in unheilbare Krankheiten versunken waren; so ward jenem Senate auferlegt, Tag und Nacht für die unveränderte Erhaltung der neugebornen zu wachen, und insbesondere zu verhindern, daß der gewaltige Mitvater, Bonaparte, sein eigenes Kind nicht wie

Saturn verzehre. — Die Begeisterten (erzählt Gohier in seinen Denkwürdigkeiten) sagen: „der Senat ist eine Schranke von Granit, welche der consularische Wagen umkreisen, aber nicht überschreiten kann. Aber diese scheinbar so gewaltige Schranke war auf Flugsand gebaut und fiel bei der geringsten Berührung mit der vollziehenden Gewalt zu Boden."

Weil die hohe Würde eines Senators mit keinem zweiten öffentlichen Amte verbunden werden konnte, so vertraute Bonaparte sie oft Leuten an, die ihm anderwärts unbequem waren. Später bot der Senat knechtisch die Hand zu jeder beliebigen Abänderung der Verfassung, brachte selbst in Vorschlag, was er verhindern sollte, und heiligte seinen Tod (bei Bonaparte's Sturz) keineswegs mit irgend einer edeln Handlung; sondern fiel ins Grab unter Wehgeschrei nach seinen zeitherigen Geldeinnahmen.

Drei Consuln traten an die Stelle der fünf Direktoren. Der erste entschied jedoch in Wahrheit Alles; denn dem zweiten und dritten stand nur berathende Stimme zu. Um indeß bei abweichenden Meinungen ihre Seele zu retten, erlaubte man ihnen jene Meinungen in den Akten niederzuschreiben.

Den Consuln gegenüber ward dann auch ein Tribunal von 100, und eine gesetzgebende Versammlung von 300 Gliedern gegründet. Wie abgeneigt aber Bonaparte allen öffentlichen Erörterungen war, geht schon aus der einen Bestimmung hervor, daß die Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung über die an sie gebrachten Vorschläge, heimlich und ohne Discussion abstimmen sollten. So wenig Bedeutung das Königthum unter der Verfas-

sung von 1791 hatte, so wenig alle diese staatsrechtlichen Formen und Körperschaften unter Bonaparte; weshalb es unnöthig ist darüber Worte zu verlieren.

Am 2. und 4. August 1802 erging (wie es jetzt hieß) ein organisches Senatsconsult, wodurch das 10jährige Consulat Bonaparte's auf Lebenszeit ausgedehnt ward. Dieses republikanischen Titels längst überdrüssig, ernannte er sich am 18. Mai 1804 zum Kaiser; ließ jedoch (wie einst Augustus) noch mancherlei Namen und Formen bestehen; man weiß nicht, ob er deren Verehrer beruhigen, oder vielmehr verspotten wollte. So heißt es z. B., jeder Senator kann einen Beschluß der gesetzgebenden Versammlung dem Senate denunciren, und nach drei Versammlungen, drei Vorlesungen und drei Berathungen kann dieser erklären: qu'il n' y a pas lieu de promulguer la loi. Diesen Beschluß bringt der Präsident des Senats dem Kaiser, der Kaiser hört darüber den Staatsrath und thut alsdann, — was er will!

So war man nach vieljährigem, unermüdlichem Bestreben wieder bei einer ganz unbeschränkten Verwaltung, ohne alle wahre Verfassung, angelangt; und durchaus im Widerspruche mit den von Sieyes im Anfange der Revolution aufgestellten Grundsätzen, zählte der eine Kaiser für mehr als 30 Millionen Franzosen. Wenn aber die alte Monarchie hauptsächlich an Schwäche, Unentschlossenheit und innerer Fäulniß dahinstarb; so fand die neue durch Ueberspannung, Tyrannei und leidenschaftliche Ungerechtigkeit ein rasches Ende. Anfangs verdeckte das Kriegsglück die steigenden Uebel; mit dem Unglücke mußte aber die dringende Forderung wieder hervorbrechen: Uebel, welche durch Personen entstehen, mit Hülfe der Formen aus-

zutheilen. Daher die Charte von 1814 und deren Veränderungen von 1830.

Auch die größten Gegner derselben müssen zugeben, daß sie allen früheren seit 1789 entworfenen Verfassungen vorzuziehen sei. Da indeß die Zeit nicht erlaubt heute ihre Licht- und Schattenseiten umständlich zu erörtern, so möge man mir verstatten, nur noch einige einzelne Bemerkungen anzuhängen. Die in der Einleitung ausgesprochenen Staatsrechte der Franzosen unterscheiden sich wesentlich durch ihre inhaltsreiche Bestimmtheit von der schwankenden, vieler Mißdeutung ausgesetzten Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers. Sie sollten insbesondere die guten Früchte der Revolution sichern und Rückfällen in alte Irrthümer und Parteilichkeiten vorbeugen. So z. B., wenn gesagt wird, die Franzosen sind gleich vor dem Gesetze und berechtigt zu allen öffentlichen Aemtern. Jeder übt seine Religion mit gleicher Freiheit aus, und darf nur in den von den Gesetzen vorgeschriebenen Fällen verhaftet werden u. s. w. Gegen einzelne Sätze lassen sich indeß Einwendungen erheben; so wenn es heißt: alle Franzosen tragen, ohne Unterschied, nach Verhältniß ihres Vermögens zu den Staatslasten bei. Denn es gibt in Frankreich gar keine Vermögenssteuer, und es sollten wol nur die ehemaligen Steuerbefreiungen für nichtig erklärt werden.

Mit Recht verwarf man für Frankreich das System einer allmächtigen Kammer, und bildete deren zwei, die der Pairs und der Deputirten. Jeden Falls ist ihr Gegensatz besser begründet, als jener des Rathes der Alten und der 500, und des Tribunats und der gesetzgebenden Versammlung. Unmöglich aber war es der neuen

Pairskammer plötzlich zu verschaffen: die tiefen geschichtlichen Wurzeln, die ununterbrochene politische Vorbildung und Uebung, und den großen Reichthum des englischen Oberhauses. Auch die Erhebung einiger Gelehrten in die Pairskammer (welche meist zu arm waren in die Deputirtenkammer gewählt zu werden) gab nur ein ärmliches Surrogat für echte Lords. Denn wenn gleich man es loben muß, daß die Franzosen durch Aufstellung der sogenannten Kategorien und Capacitäten nunmehr anerkennen: mit einem blos quantitativen Staatsrechte sei nicht auszukommen, und man müsse den Qualitäten, den Eigenschaften, ihr natürliches Gewicht zugestehen; so ist doch die Anwendung dieser neuen Lehre noch zu einseitig und untergeordnet, als daß sie entscheidend einwirken könnte.

Ein anderer höchst wichtiger Unterschied zwischen der französischen Pairskammer und dem englischen Oberhause ist der, daß man in Frankreich, nach langen und ernstlichen Erörterungen, die Erblichkeit der Pairs aufhob, und ihre lebenslängliche Ernennung dem Könige übertrug. Man konnte sich nicht verhehlen, daß dies die Unabhängigkeit der Pairs verminderte und die Macht des Königs erhöhte; aber die Abneigung gegen alle wahre, oder scheinbare politische Ungleichheiten überwog diesmal noch die Abneigung gegen die Erhöhung der königlichen Macht. Eine oft wiederholte, allgemeine Behauptung: daß nur erbliche Aristokratien Dauer und Gewicht haben können, bedarf indeß einer Beschränkung und Berichtigung; wenigstens bestand der römische Senat, diese dauerndste, folgerechteste und mächtigste aller Aristokratien während der schönsten Zeit der römischen Geschichte, nicht aus Erbadlichen.

Wird die Pairskammer getadelt, weil sie nicht aristokratisch genug sei, so könnte man von der Deputirtenkammer behaupten, sie sei zu aristokratisch. Muß doch ein französischer Wähler jährlich ungefähr so viel Steuern bezahlen, als ein englischer Wähler jährliche Einnahmen nachzuweisen verpflichtet ist. Daher in England eine so viel größere Zahl von Wählern, und doch mehr Festigkeit aller Einrichtungen; und mehr Würde der Verhandlungen; sowie Parteien nur nach inhaltsreichen Gedanken und Ueberzeugungen, nicht Coterien und Tracasserien blos um der Personen willen.

Ueberall tritt in Frankreich die Geldaristokratie hervor und macht sich geltend: bei den Wahlen der Deputirten und der Annahme von Stellvertretern im Heere, bei den Revisionen der Steuerrollen, bei den Fragen über Zucker und Runkelrüben, Einfuhr von Eisen und Ochsen, beim Handel und Zollwesen u. s. w. Die Minderzahl der Reichen wählt und vertritt meist nur sich selbst.

Blickt man zurück auf alle Umwälzungen seit 1789 bis 1830, so kann man sich aus gar vielen Gründen des Zweifels nicht erwehren: ob der letzte Zustand ein dauernder sein werde und das rechte, Allen genügende Ziel bereits wirklich erreicht sei? Dessenungeachtet wäre es sehr irrig zu behaupten: die französische Revolution habe für Frankreich und die Menschheit noch gar keine Frucht getragen und ganze Völker hätten sich so viele Jahre lang, wie Thiere in der Mühle ohne Erfolg abgemüht. Zuvörderst sind neben den staatsrechtlichen Veränderungen sehr viele, besonders für die Massen der Franzosen wahrhaft heilsame Besserungen hergegangen, und andere Völker

und Regierungen haben (in minder gewaltsamer Weise) ebenfalls viele Mißbräuche abgeschafft. Hätten endlich jene staatsrechtlichen Versuche auch nur dazu gedient, große Irrthümer in helles Licht zu stellen, so bleibt selbst dies schon ein sehr erheblicher Gewinn.

So ist z. B. der Aberglaube, daß die Formen gleichgültig wären, oder daß sie alle irdischen Mängel wie durch Zauberei vertilgen könnten, hinreichend widerlegt; und ebenso ist genügend erwiesen, daß die größten Persönlichkeiten (Napoleon, Cromwell, Cäsar), nicht minder als wie kleinere Herrscher, eines gesetzlichen Zügels und einer förmlichen Stütze bedürfen. Niemand glaubt mehr, es lasse sich eine, für alle Völker und Zeiten gleich brauchbare Verfassung erfinden; oder es ließen sich Verfassungen plötzlich verpflanzen; oder man könne durch Nichtsthun und Augen verschließen vorwärts kommen. Nach beseitigtem Götzendienste mit dem Französischen ist das davon wesentlich verschiedene Deutsche wieder in seinem Werthe anerkannt.

Ich sage: das Deutsche ist wesentlich verschieden vom Französischen, weil z. B. das Quantitative und Qualitative, die Berechtigungen Vieler und Einzelner, die Formen der Stände und der Repräsentation, hier nicht als feindliche und unversöhnliche Gegensätze wider einander auftreten, sondern sich (durch die Kraft tieferer Gedanken und kluger Praxis) versöhnen und bereits an vielen Orten zu einem und demselben edeln Ziele hinwirken.

Noch größer ist das Glück und der Vorzug, daß wenn auch in Deutschland über die nothwendige weitere Ausbildung staatsrechtlicher Formen noch verschiedene Ansichten vorhanden, ja hie und da beklagenswerthe Rückschritte ein-

getreten sind, doch über die Personen der Herrschenden kein Zweifel obwaltet.

Sowie die Verhältnisse der Ehen und Familien nicht durch den Buchstaben der Ehestiftungen und die Paragraphen des Landrechts ihre höchste Heiligung und Verklärung erhalten, so auch die Verhältnisse der Herrschenden und Unterthanen nicht durch den bloßen Buchstaben der Verfassungsurkunden. Jede Familie, jeder Staat bedarf noch ganz anderer Eigenschaften und Tugenden des Kopfes und Herzens. Diese geben jenem Buchstaben erst Bedeutung und Haltung, erheben über Krankheiten und Mängel, welche jeder Tag hervortreibt; heilen dieselben, oder gewähren — sofern dies unmöglich erscheint — einen edeln Trost über unabänderliche Schicksale.

Wenn die Engländer im Augenblicke furchtbarer Gefahr ihrer kinderlosen Elisabeth begeistert zuriefen: Königin, wir sind alle deine Kinder! — wenn die Ungern, an die Schwerter schlagend, gelobten für Maria Theresia zu sterben; wenn die Preußen, nach des Königs Ruf, freudig in den Tod gingen, um den Ruhm ihrer Vergangenheit, die Freiheit der Gegenwart und die Aussicht in eine würdige Zukunft von siegesübermüthigen Feinden wieder zu erobern; so erblicken wir darin, wenn nicht die Form, dann gewiß den Geist einer Verfassung, wie man ihn nicht durch eine abstrakte Erklärung der Menschenrechte, oder einen Sénat conservateur erkünsteln kann. Hob doch Vaterlandsliebe auch die Franzosen bald über all diese Versuche empor.

Jener Geist bedarf aber einer Form, wie die Seele auf Erden eines Leibes. Deshalb werden diejenigen Herrscher und Völker den höchsten Preis davontragen,

welche dieses Ineinandergreifen, diese Einigkeit und Uebereinstimmung des Formellen und Persönlichen, des Geschichtlichen und Wissenschaftlichen am besonnensten, muthigsten und folgerechtesten entwickeln, ihr Staatsrecht auf Weisheit, Gerechtigkeit, Mäßigung und Tapferkeit gründen und es durch festes Vertrauen, begeisterte Liebe und unaustilgbare Hoffnung beleben und verklären!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

